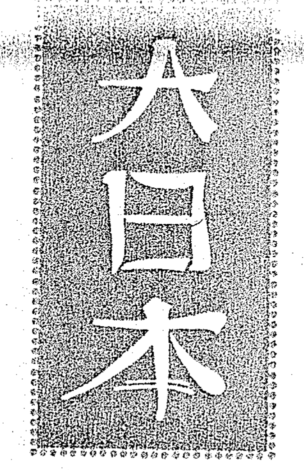
Dai Nihon. Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft

Von Karl Haushofer

Königlich Bayerischem Major

Von 1908 bis 1910 vom Bayerischen Generalstab nach Japan kommandiert



Mit drei Karten

Berlin 1913 · Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße 68–71

Zur Einführung.

Ein neues Japan-Buch: in einem Augenblick, wo viele den größeren und zukunftsschweren fernen Osten vor der geräuschvollen Gegenwart des nahen vergessen! Und nicht einmal aus dem eigentlichen Fachgebiete, nur die Nebenernte eines militärischen Kommandos nach Ostasien sammelnd; wie aus einem Gewirr von Randnotizen vereinigend, was für einen militärischen Beobachter in den Jahren 1908 bis 1910 in Japan über die schwierigen Grenzgebiete seiner eigentlichen Arbeit an Urteil zu gewinnen war. Freilich nicht aus Büchern sind sie gezogen, so sehr ich für meine Vorbereitung einer Reihe rühmlich bekannter vortrefflicher Werke zu danken habe, sondern aus dem Leben, aus eigenen Wahrnehmungen, Gesprächen mit Japanern und mit Kennern des Landes, nur aus der öffentlichen Meinung ergänzt, deren Niederschlag in der Presse so flüchtiger Art ist, daß leider auch vieles, was Dauer verdienen würde, mit den vergänglichen Äußerungen des Tages begraben wird.

Wenn sich auch die eigentlichen Ergebnisse jeder militärischen Sendung ihrer Natur gemäß der Öffentlichkeit entziehen, so gilt das doch nicht für die Arbeit auf den Grenzrainen des militärischen Beobachtungsfeldes, die unerläßlich ist, wenn man es richtig pflügen will. Denn nur wenn man die äußersten Grenzen dieses Feldes umschreitet, gewinnt man die richtige Distanz zur Abschätzung jener in das Feld schlagenden Fragen, die rein militärische Erkenntnis allein nicht beantworten kann: Wie erwuchsen dem Inselreich die Kräfte zum Siege, wie ernährten sie aus den Wurzeln den stattlichen Baum der japanischen Wehrkraft, wohin fielen die Früchte, die er zum Dank für die treue Pflege trug, und wie kamen sie dem Nährboden wieder zugute? Aus der Notwendigkeit, für die richtige Schätzung der Stärke des Baumes sich zuerst mit den lebendigen Säften des Kreislaufes vertraut zu machen, der seine Lebenskraft erhält, erklärt sich, unter welchem Gesichtspunkte sich die einzelnen Blätter dieses Buches vereinigen ließen, die sich alle nur mit den Wurzeln und Früchten, nicht mit dem Stamme und seinen Ästen selbst und dem Leben darin beschäftigen. Grenzgebieten ist also die folgende Arbeit geweiht: wie

eine Folge von Variationen über ein nur angeschlagenes, nie ganz durchgeführtes Thema muß sie deshalb erscheinen. War sie doch zunächst denen zugedacht, die mit dem eigentlichen Thema vertraut sind, mag aber auch solchen, die sich erst damit vertraut machen wollen, die Wiederholung einer mühevollen Arbeit ersparen.

Diese sorgfältige Sammelarbeit lohnte sich aber gerade in den Jahren von 1908 bis 1910 besonders, weil erst in dieser Spanne Zeit der Krieg ausklang, erst gegen 1910 das Geistes- und Wirtschaftsleben wieder in annähernd normale Bahnen zurückgependelt war, die militärischen Folgerungen des Krieges in Heer und Flotte gezogen und die überseeischen und verkehrstechnischen Richtlinien der Weiterentwicklung festgelegt schienen, weil endlich mit den japanisch-russischen Abkommen von 1907 und 1910 und der Einverleibung von Korea erst der wahre politische Abschluß erreicht war und nach den ausgiebig gebrauchten anderen Mitteln des Krieges die Politik wieder mit ihren landläufigen Mitteln fortgesetzt werden konnte.

Von dem Streben, die Wurzeln von Japans Wehrkraft und die Früchte seines Sieges zu erkennen, war eine Aufnahme von Soll und Haben in Japans Weltstellung kaum zu trennen. Neben aller angestrebten objektiven Erkenntnis waren doch sehr subjektive Wahrheiten als gleichberechtigt mit aufzunehmen, wenn nicht aus einer Fülle von Material nur ein großes „non liquet" oder „ignorabimus" aufsteigen sollte. Alt- und neujapanische Kraftlinien waren im innern Gefüge des Reiches, wie in dem immer noch so ungeklärten westpazifischen Kraftfelde bloßzulegen, um von ihren Ausstrahlungen einigermaßen in die Zukunft zu schließen: das alles waren die bald nah und klar, bald fern und verhüllt auftauchenden Ziele dieses Aufnahmeversuches vom Grenzraine des militärischen Beobachtungsfeldes aus. Ausgeglichene, abgeklärte Darstellung wird deshalb kein Eingeweihter von solchem Versuche verlangen.

Diese Schwierigkeit, den Reichtum des zu bewältigenden Stoffes zusammenfassend zu beschränken, wiederholte sich im kleinen bei der Titelwahl. Wenn ich schließlich als Haupttitel den angestammten Landesnamen wählte: Dai Nihon (aus dem die korrumpierte Form Nippon entstanden ist), so geschah es um des feinen Doppelsinnes willen, der darin für den Kundigen liegt, und der sich mit dem Grundgedanken und der Absicht dieses Buches deckt. Dai Nihon, wörtlich „Das große Lichtursprungsland", ist sowohl die uralte einheimische Bezeichnung für das Land als solches, ein Symbol für das romantische Heimatsgefühl des Altjapaners, als ein modernes Äquivalent für solche Begriffe, wie Alldeutschland oder Greater Britain, also das Symbol für die weltpolitischen Bestrebungen Jungjapans.

Da diese Arbeit also von meinem Fachgebiete fort auf die Nachbarfelder streifen muß, wo der Offizier sofort zu einem nur im Beobachten geschulten Laien wird, darf ich die Wohltat der Nachsicht in Anspruch nehmen, die einem Laienbuche meist geschenkt wird, habe aber die Pflicht, ihm, weil es persönliche Eindrücke von notwendig sehr wechselnder Tiefe und Weite zusammenflicht, einige rechtfertigende Einführungen in seine Art der Quellenbenützung und seine Werturteile mitzugeben.

Wer dazu greift, sucht entweder tiefere Aufschlüsse in einem schon bekannten Gebiete und hat dann die grundlegenden Werke längst in der Hand gehabt, weiß auch, daß alle Quellen von bleibendem Werte in vorzüglichen Bibliographien zusammengetragen sind; oder er sucht nur flüchtige Anregung, und dann sind ihm Quellen überhaupt gleichgültig. Andrerseits versteht aber auch, wer Japan kennt, daß es selten angebracht ist, Gewährsmänner und Beobachtungsstellen mit Namen zu nennen, und daß unliebsame Werturteile nur ganz vorsichtig angedeutet werden dürfen, wenn das Buch nicht den Zweck verfehlen soll, dem es aufrichtig dienen will: das Verstehen zwischen Deutschland und Japan, dann zwischen West und Ost überhaupt zu fördern.

Die Quellenangaben sollen also vor allem eine Lücke zwischen den persönlichen Eindrücken an Ort und Stelle und den guten Büchern mit ihren fertigen Werturteilen ausfüllen, man wird also gerade die Titel der „standard works" vermissen. Es besteht hier eben tatsächlich eine Lücke zwischen Kontur und Farbe, die ich selbst schmerzlich empfunden habe, und wie ich wahrscheinlich jeder, der sich ein eigenes Urteil bilden sollte. Ein Deutscher, der dieses Streben oder die Pflicht dazu hat, kann nicht vorübergehen an den Mitteilungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, den letzten Jahrgängen der Deutschen Japan-Post und des Ostasiatischen Lloyd, und sollte wenigstens eine gute angelsächsische Außenzeitung geraume Zeit hindurch aufmerksam verfolgen, unter denen mir persönlich die „Japan Daily Mail" am wertvollsten schien, trotz ihrer Deutschland scharf abgeneigten Haltung. Diese Vorbedingung ist selbstverständlich für jeden, der weiß, welche Arbeitsleistung und Sachkenntnis in den journalistischen Außenposten der kaukasischen Rasse steckt. Ich erinnere nur an den indischen „Pioneer", der einen Kipling aus der Taufe hob.

Meine japanischen Quellen sind verzeichnet, soweit ich ihnen durch Veröffentlichung nicht schade. Wenn meinen anderen bewußten und unbewußten Gewährsmännern das eine oder andere Urteil zu herb klingt, so wissen sie ja, um wieviel rauher das Kango der Soldatensprache tönen darf, als höfische oder gelehrte Rede, und daß auch solche Urteile diktiert sind von einer warmen Liebe zu dem Lande,

dessen Name mit ein paar glücklichen Jahren des Schauens und einer dauernden Quelle schöner Erinnerungen unlöslich verknüpft ist. Ein letzter Dank sei ihm damit gezollt — ihm und denen, die von der Heimat aus alle diese Erlebnisse ermöglicht haben.

Ich bin mir vollkommen bewußt, daß dieses Buch manchen viel zu viel Werturteile, überhaupt zu viel bestimmte Griffe in eine noch unklar wogende Zukunft hinein enthalten wird: sowohl ausgesprochene, als solche, die sich durch die Gruppierung der Tatsachen und Stimmen zwischen den Zeilen zum Ausdruck bringen. Aber Jan Hamilton, der scharfsichtige Beobachter während des Russenkrieges, hat einmal gesagt: „Leute mit dringlichen Überzeugungen können mit deren Aussprechen nicht warten, bis das Prophezeien keine Gefahr mehr hat." Wer immer nur dann springen will, wenn er ganz sicher weiß, wie er unten ankommt, wird es nie zu einem rechten Sprung bringen. Und solange man vom Soldaten fordert, daß er überzeugt und ohne Schwanken in unsichere Lagen hinein handelt und den Entschluß dazu findet, längst ehe sich alle Zweifel geklärt haben, solange muß man ihm auch zugute halten, wenn er bei seiner Urteilsbildung nicht allen Möglichkeiten gerecht wird, allen verschlungenen Fäden nachspürt, sondern einmal abzuschneiden wagt und sein Urteil festlegt, auf die Gefahr hin, daß es nicht das bestmögliche und das am besten begründete, sondern eben nur ein ehrliches und brauchbares sei.

Vollkommen objektiv und einwandfrei urteilen und handeln kann eben keiner, der im Leben rechtzeitig und nachdrücklich urteilen und handeln will; wer es aber zur völligen Objektivität gebracht hätte, der wäre zum Handeln untauglich geworden — ihm wäre der Mut dazu vergangen, er wäre verdorben für diese Welt und reif fürs Nirwana und setze sich betrachtend zum Buddha von Kamakura.

Inhaltsverzeichnis.

Beilagen

(am Schluß des Buches).

I. Illusion und Wirklichkeit in Krieg und Sieg.

„Toku areba, koko ni hito ari.	Wo Tüchtigkeit ist, sind Männer,
Hito areba, koko ni do ari.	Wo Männer sind, ist Land,
Do areba, koko ni zai ari	Wo Land ist, sind Güter . . . .
Toku wa moto nari,	Tüchtigkeit ist der Ursprung,
Zai wa sue nari."	Dem die Güter entströmen.

(Japanischer Spruch.)

Es ist der ehrlich ausgesprochene Zweck dieses Buches, die Augen von Mitteleuropa auf die Kräftigung und Erneuerung zu lenken, die Japan dem Stahlbad seiner Kriege verdankt, auf die Wiederbelebung des gesunden alten und ererbten Kulturgutes, auf seine Sichtung dessen, was unter dem von auswärts übernommenen Kulturgute der Volksnatur nicht gemäß war, und das mutige Herangehen an die Aufgabe, unter den Übergangserscheinungen der Aufklärungsperiode die Spreu vom Weizen zu sondern. Dann sollte gezeigt werden, wie das Gewand der alten Wirtschaftsformen über dem nationalen Wachstum die Grenze seiner Dehnbarkeit erreichte und überschritt, wie aber auch in außergewöhnlichem Ringen und mit entsprechendem Kräfteverbrauch die neue Rüstung entsteht, in weiser Voraussicht auf weiteres Wachstum berechnet, und durch eine nationale Außenatmosphäre gedeckt, die den letzten rasseverwandten Mann schützend zu umschließen strebt und jede erreichbare Ausdehnungsmöglichkeit wahrt. Das letzte Ziel war, unsern Anteil an verwandten, bei wirklicher Kenntnis vielfach sympathischen, manchmal vorbildlichen Entwicklungen zu zeigen und in weiteren Kreisen zu erwecken. Viele Erfahrungen, die wir jetzt im japanischen Lichte in kräftig erneuerten Farben sehen, stehen mit denselben großen Linien ja auch in unserer eigenen Geschichte, nur etwas verblaßt und von einem raschlebigen Geschlechte vergessen. Dazu gehört vor allem die schöpferische und belebende Seite des Krieges, die der Mehrheit unseres Volkes ganz hinter die Angst vor den materiellen Geburtswehen großer Erneuerungen zurückgetreten zu sein scheint.

Pazifisten werden und sollen keine reine Freude an diesem Buche haben. Und doch ist es einer der ihren, dem ich den inneren Zwang verdanke, meine japanischen Erinnerungen, die nach Gestaltung rangen, gerade so, wie es hier geschieht, auskristallisieren zu lassen. Wenn einzelne Stellen darin wie eine Fanfare klingen, möge man ihnen zu-

gute halten, daß in den Tagen der Balkanspannung mehr als genug Chamade in Mitteleuropa geschlagen wurde. Es wäre schlimm, gerade für die, die den Frieden ehrlich wollen, wenn man ungestraft auf die schlechten Nerven Europas sündigen könnte, sobald man nur mit der Faust auf den grünen Tisch schlägt. Aber nicht diese neue, wenn auch bestätigende Erfahrung ist für die Entstehung dieses Buches bestimmend gewesen, sondern die berühmte pazifistische Schrift von Norman Angell „Die große Illusion", die zwischen den Gewittern im fernen und im nahen Osten das Zentrum einer schwülen Windstille bezeichnet: sie versuchte so klare Eindrücke auf dem Schauplatze des letzten großen Krieges in Illusionen umzutäuschen, daß sich fast jeder tiefere Einblick, jede greifbare Erfahrung in Ostasien zu einem Widerspruch gegen jenen Kriegsgegner gestaltet hat. Dieses geistreiche Buch hat erfolgreich daran gearbeitet, das natürliche Empfinden aufstrebender Völker zur letzten, größten Probe ihrer Daseinsberechtigung, dem Krieg, irre zu führen, zugunsten jener gesättigten Mächte, die gern auch noch der Mühe überhoben wären, ihre mehr dem Luxus als der Not dienenden überfüllten Scheuern und Säcke gegen fleißige, aber hungrige Neulinge zu bewachen und zu verteidigen. Sein Grundzug ist — sichtbar durch den schönsten Faltenwurf nationalökonomischer und menschenfreundlicher Betrachtung —, daß weitere Kriege und deren schreckliche Folgen überflüssig seien, da einige glückliche Nationen schon alles Wünschenswerte in der Welt besäßen und keinen Grund sähen, an diesem Zustand etwas zu ändern.

Wir haben aber im fernen Osten die wirklichen Folgen eines Krieges gesehen; und sie sahen ganz anders aus, als jenes Buch sie malt. Freilich, ein vorübergehendes wirtschaftliches Gedränge brachte der Krieg, aber auch eine ungeheure Steigerung der Lebenskraft für das Volk, das ihn geführt hatte. Daß Krieg und Sieg eine tote Besitzvermehrung bringen und „mehr Geld unter die Leute", diese „Illusion" hat ein ernsthafter Beobachter der entscheidenden Kriege und wahren Siege in der Geschichte nie gehabt; aber gewaltige neue Arbeitsaufgaben, neue Wachstums- und Entwicklungsmöglichkeiten, neues Land, neuen Nährstoff für alle Wurzeln der Volkskraft: sie sind der wahre Gewinn aus dem Ringen um die Weltmachtgeltung, freilich ein Gewinn, der auch Lasten in sich schließt, aber mit den neuen Lasten auch vermehrte Kraft, sie zu tragen, und für weite Schichten des Volkes Raum und heilsame Notwendigkeit, am Leben des alten Stammes wirkungsvoller teilzunehmen.

Noch klingen mir im Ohr die Gespräche, mit denen ein vertrauter japanischer Kreis eine Zusammenstellung der Zeitung Nippon erläuterte, die das tägliche Einkommen eines Haushalts in sieben Ländern

aufzählte: Die Durchschnittszahl betrug für England 4,50, Frankreich 3,70, die Vereinigten Staaten 3,50, Deutschland 2,60, Italien 1,67, Rußland 0,92, Japan 0,69 Yen (ein Yen etwa 2,10 M.). Ob genau oder nicht, ein ungefährer Anhalt sind diese Zahlen für jeden, der die Welt aus eigener Anschauung kennt; wer aber, der das tut, will behaupten, daß ein deutscher Haushalt wenig mehr als die Hälfte, ein japanischer nicht ein Sechstel eines angelsächsischen an Arbeit schafft? Wo steht geschrieben, daß dieses Verhältnis auf die Dauer so bleiben soll, wenn die so viel Begünstigteren nicht auch auf die Dauer die Tüchtigeren, Besseren und damit von selbst die Stärkeren bleiben, was nach ein oder zwei Generationen des Friedens überzeugend nur der Krieg beweist? Ein unablässiges Ringen, nicht Stillstand ist das Gesetz der Welt; und wenn das Buch von Norman Angell auch den Stillstand nicht zu wollen scheint, will es doch sichtlich das Kräftespiel nur auf wirtschaftliche Gebiete beschränken. Eine solche Beschränkung würde aber auf die Dauer Kräfte obenauf bringen, die allem eher förderlich wären, als einer ethisch zu begrüßenden Weiterentwicklung der Menschheit.

Wer eine in Wahrheit durch die allermateriellsten Anpassungseigenschaften beeinflußte Entwicklung nicht will, wer instinktiv die Trugschlüsse der Pazifistenschriften fühlt und nicht das dialektische Rüstzeug besitzt, sie zu widerlegen, der hat allen Grund, mit offenen Augen die Wurzeln und Früchte eines Sieges zu prüfen, da, wo er sie mit Händen greifen kann, und noch dazu am Beispiele eines Landes und Volkes, für das durch die Gunst seiner geographischen und weltpolitischen Lage fast alle Probleme beneidenswert rein und einfach gestellt sind, die in Mitteleuropa mit seinem Kampf um Ellenbogenbreite in einer so verhüllten, schwer erkennbaren, von einem dichtgedrängten Spiel benachbarter Kräfte verwirrten Form sich verbergen. Das ist es in Wahrheit, was uns die Vorgänge in Japan so lehrreich macht, und ihnen Wert weit über die örtliche Geltung hinaus gibt: die Reinheit und Einfachheit der unverhüllten, wenn auch vielleicht weniger tief gefaßten, aber viel klarer und verständlicher als in Europa umrissenen Probleme. Wie für den Fremden, der aus den problematischen Ländern Asiens kommt, der bleibendste und tiefste Eindruck in der japanischen Landesnatur der einer ausgeglichenen Harmonie ist, trotz allem Reichtum der Formen und trotz den Katastrophen, von denen sie so oft bedroht wird; wie die alte Landesreligion, der Shintoismus, ursprünglich in Bauten und Symbolen eine geradezu klassische Einfachheit und Herbe bevorzugt und wie Kunst und Handwerk, nationaler Geschmack im größten und kleinsten immer wieder nach klaren und schlichten Linien suchen, so geht es dem beneidenswerten Lande auch mit den Fragen, die ihm

Points vorgeben. Es ist Material . . . stark und gut genug, unter richtiger Führung die künstliche soziale Schichtung Europas in ihren Grundfesten zu erschüttern, wenn dieses Europa einst wagen sollte, mit dem Militarismus zu brechen, der es jetzt allein noch mit einem höheren Ideal erfüllt, als Jagd nach Geld und solchen Lebens- und Luxusgütern, die Geldbesitz gewähren kann."

Ein japanischer Beobachter hat einmal versucht, Vergleiche zu ziehen, wieviel die Uhr im Leben der einzelnen großen Herrenvölker der Erde geschlagen habe. Er sah Frankreich am Nachmittag und England an der Mittagswende, Deutschland nahe der elften Vormittagsstunde, sein eigenes Volk aber kurz nach Sonnenaufgang. Die aufgehende Sonne, die zwischen dunkeln, schäumenden Wellen blutigrot emporsteigt, ist ein Lieblingsmotiv der japanischen Kunst. Wenn sie nun mit ihren sechzehn Strahlen siegreich am Morgenhimmel steht und uns doch so ferne, daß wir fester und schmerzloser in sie schauen können und sie nach den Geheimnissen ihres weiteren Laufes befragen, als das allzu nahe, weißglühende Chaos des heimatlichen Werdens, so mögen wir ihr dankbar ihre Offenbarungen vom Antlitz lesen und nichts Unnatürliches darin sehen, daß uns diese Offenbarung aus der Fremde kommt, denn die Ferne vereinfacht und klärt die Eindrücke. Zeigt doch auch den östlichen Beobachtern unsere Geschichte und Gegenwart, aus der gleichen Ferne gesehen, unendlich viel einfachere, selbstverständlichere Linien, als uns selbst. Und so wenig wie uns ist ja dem Reiche des Sonnenaufgangs das Sichemporringen durch Sturm und Brandung erspart geblieben. Es hat seine glücklichen Tage redlich bezahlt, sicher mit gleicher Arbeit, wenn auch nicht mit gleicher Gefahr: denn in seinem Fahrwasser schied sich immer viel reinlicher, für umsichtigen Ausguck wohl erkennbar, Brandung und sichere Tiefe unterm Kiel. Freilich müssen wir zugeben, gerade wir Deutsche, daß die Besatzung immer ganz anders bereit war, inneren Streit der Meinungen und der Waffen fahren zu lassen, um in gemeinsamer Gefahr zum Schutz an die Bordwand zu springen.

Als Japan vor etwa vierzig Jahren ebensosehr gegen seinen Willen erschlossen wurde, wie es sich heute gegen den Willen seiner Erschließer entfaltet hat, stand es ethisch und sozial in vielen Richtungen etwa so hoch über seinen Erschließern, wie technisch hinter ihnen zurück. Für die erste, brennendste Aufgabe: durch schnelle Umgestaltung seiner Abwehrmittel sein selbständiges nationales Leben zu erhalten, besaß das Inselreich fast nichts von dem, was sich auf dem Gebiete der Wehrkraft für Geld, Opferwilligkeit und Fleiß in einer Generation erwerben läßt, von dem, was an der Kriegstat technisch ist, und mit jedem Tage technisch veralten muß. Aber Japan besaß zu seinem Glück alles, was an Kräften des Willens und Gemüts in Jahrhunderten erwachsen muß, um ein starkes Volk in Waffen zu erziehen, was am Tun im Kriege persönlich, ewig bleibt und darum vorbildlich!

Das Reich war gewöhnt einen einheitlichen Heerbefehl im Namen einer mehr als zweitausendjährigen Kaiserdynastie geübt zu sehen: keiner der mächtigen Reichsmarschälle, keine der Hausmeierdynastien, aber auch keine der Territorialgewalten hatte jemals gewagt, die heilige Überlieferung zu brechen, die in der Herrscherfamilie, den Abkömmlingen der strahlenden Sonnengöttin, die oberste Quelle des Rechtes und der Kommandogewalt sah. Was jeder Familienverband im einzelnen war, das war ja seine Kaiserfamilie für das ganze Land: die sichtbare Darstellung des geheimnisvollen Bandes, das die flüchtige Gegenwart mit den vergötterten Ahnen, den immer noch wirkenden Geistern der Vergangenheit verknüpfte. Das Reich besaß ferner eine starke Führerkaste, zahlreich genug, um selbst für einen so jähen Übergang außer den leitenden Zivilbeamten, den politischen und wissenschaftlichen Führern auch die Offiziere und Unteroffiziere zu stellen, jene Samurai, die seit einem Jahrtausend dafür lebten und starben, daß man Vaterlandsliebe, Familienehre und persönlichen Nachruhm über alle andern Werte zu stellen, im Opfertode für sie das höchste Ziel des Lebens zu sehen habe. „Shi mon yori irite, sei mon ni iru", war einer ihrer Wahlsprüche: Wer durch das Tor des Todes geht, geht in das Tor des wahren Lebens ein. Zu diesen Führern sah ein Volk vertrauend empor, kräftig, geduldig und lernfreudig, von der Erkenntnis durchdrungen, daß das Leben des Einzelnen nichts bedeutet gegenüber dem des Volkes und der Familie.

Alle aber: Kriegsherr, Führer und Volk in Waffen waren gewöhnt, mehr ihrer Verantwortlichkeit gegen die andern, als ihrer eigenen Sonderstellung zu gedenken, ihre eigenen Pflichten mehr zu betonen, als die eigenen Rechte und die Pflichten der andern. Noch vor einem Menschenalter wirkten Züge von wilder Großartigkeit in den Volkssitten mit, solche Auffassungen lebendig zu erhalten, z. B. der häufige Selbstmord aus verletzter Ehre, der den freiwilligen Tod des Beleidigers nach sich zog: eine strenge Schranke für den Übermut derer, die an befehlender Stelle im Besitze der Macht standen. Wo solche Grundlagen in einem starken und wehrkräftigen Volkstum vorhanden waren, da war es leicht, aus einem feudalen Staatsgefüge, das dem oberflächlichen Beobachter nach außen fast wehrlos erschien, in einem Menschenalter eine Land- und Seemacht zu gestalten, die heute in vielem moderner ist als ihre Vorbilder.

Die Eigenschaften, die Japans Volk zu dieser verblüffenden Umgestaltung befähigten, sind in erster Linie einer sehr glücklichen Blut-

mischung zwischen dem malaiischen, dem mongolischen und dem Aino-Element zu danken. Der so entstandene Rassenwert prägt sich vor allem in der japanischen Volksleistung aus, und die schärfste Probe der Volksleistung ist und bleibt eben doch der Krieg. Aber Volksleistung und Volksgewohnheit stehen in unlöslichem Zusammenhang: Volksgewohnheit entsteht aber meist unter dem starken Einfluß der Landschaft, der von ihr gegebenen Lebensbedingungen, in denen das Volk erwächst. Prüfen wir also zunächst die Eigenart der landschaftlichen Bühne, um zu erkennen, wie stark die geographischen Grundlagen, die Landesnatur, schaffend und wirkend an dem geschichtlichen Auftreten der Rasse beteiligt sind, die auf diesem Stück Erde handelt und leidet.

II. Geographische Grundlagen der japanischen Wehrkraft.

„Shiki shima no Yamato kokoro wo hito towaba — Asahi ni nio Yamasakura hana."	Frag' — es enthüllt dir Yamatos Inselreich und seiner Männer Kern Duftend im Frührot die Berg-Kirschen-Blüte.

(Japanische Uta.

Das Bedürfnis nach richtiger Erkenntnis der besonderen, durch die ganz eigenartigen örtlichen Verhältnisse bedingten Sonderart der japanischen Wehrkraft würde es allein immer wieder rechtfertigen, geduldige, sorgsame und liebevolle Beobachter dahin zu senden. Weit weniger das, was die Japaner aus unserem westlichen militärischen Erbe gemacht haben, dieses so vielfach überschätzte und falsch gesehene Ergebnis klug auswählender Nachahmung ist ja das ethnographisch interessante, als vielmehr die Zuflüsse, die originell und bodenständig sind, und deren Beimengung dem japanischen Heere seine besondere Art verleiht. Diese ausgesprochene Eigenart trat für die Mehrzahl der Beobachter erst dann zutage, als durch sie die bis dahin sogar inter pares am meisten gefürchtete europäische Landmacht zu Boden gerungen wurde, und als in den Völkern Europas das unbehagliche Gefühl aufstieg, daß fortan im fernen Osten nur der seine heiligsten Güter in unfreundlichem Tone wahren dürfe, der mit etwa sechzig vollwertigen Divisionen dort auftreten kann.

Der Aufbau der Wehrkraft eines Landes ist untrennbar von seiner sozialen Struktur und diese wiederum von der Verteilung des Besitzes an Grund und Boden, ferner von der Intensität, mit der jeder einzelne Anteil die auf ihn verwendete Arbeit lohnt. Auf diesem Gebiete stehen wir aber in Japan, wenn wir von unseren heimischen Verhältnissen ausgehen, einer grundverschiedenen Ausgangslage gegenüber. Die Landwirtschaft ruht dort durchaus auf der intensiven Betriebsart, im Gegensatz zu der extensiven, die bei uns noch vielfach herrscht (so z. B. in Bayern). Sie ist alles eher als primitiv, wie sie z. B. noch 1911 von Dernburg genannt wurde; sie ist nur wesentlich „sozialer" organisiert, als die Mehrzahl der europäischen ländlichen Betriebe. Der geologische Aufbau des Landes aus zahlreichen Bergketten mit kleinen, dazwischen abgelagerten Alluvial-Ebenen hat das Zusammendrängen der Bevölkerung und einen sorgfältigen, gartenartigen Anbau der fruchtbaren Teile befördert, während dazwischen gelagerte weite, weniger fruchtbare und

häufig unwirtliche und unwegsame Gebiete dünn bevölkert und nahezu unbebaut bleiben mußten.

Wenige, an den Pässen leicht zu verteidigende Straßen verbinden diese Kulturinseln untereinander und mit den wenigen Gegenden, die eine etwas breitere Fläche für lohnenden Anbau bieten, wie z. B. die Ebenen um die alte Hauptstadt Kyoto und die neue Residenz Tokyo.

Auf dieser geographischen Eigenart des Landes beruht seine ganze Territorialgeschichte; aus ihr sind die alten Feudalgebiete, die heutigen Provinzen, die militärische Landeseinteilung hervorgegangen. Das enge Zusammendrängen der ackerbauenden Bevölkerung in den Kulturebenen ermöglichte ein Experiment, das man dort schon um 654 n. Ch. durchzuführen versuchte, das aber bei uns heute noch für die wildeste Utopie der Bodenreformer gilt: die Taikwa (große Umgestaltung) unter der Kaiserin Kyoku, die alles Land für Staatseigentum erklärte und dagegen jedem Kinde, wenn es sechs Jahre alt war, einen Hektar Kulturland zuteilte, diesen Anteil aber alle sechs Jahre auswechselte. Schon um 800 n. Chr. war man aber dieses Versuches müde geworden: die Leute wollten das Land, das ihnen doch nicht gehörte, nicht mehr bebauen und keine Steuern mehr dafür bezahlen.

Auf der größeren Geschlossenheit kleinerer Landesteile beruht aber auch das, was im japanischen Heere von den europäischen Grundsätzen militärischer Organisation abweicht: der viel kleinere militärische Verband der Division übernimmt die ganze Rolle des europäischen Armeekorps, und das Ersatzwesen ist dort einfacher und folgerichtiger (das Infanterieregiment und sein Ersatzbezirk sind z. B. unmittelbar verbunden).

Die berittenen Waffen, Kavallerie und Feldartillerie, leiden schwer unter diesen Bodenkultur-Verhältnissen, denn es fehlt der japanischen Landschaft bis auf wenige Gebiete das, was wir unter „Feld" verstehen, das leicht zu betretende Wiesengelände, auch die Heide und damit fast vollständig die Möglichkeit des Abgehens vom gebahnten Wege. Es gibt eben nur gartenartig bebautes Feld und Reissumpf oder waldiges Bergland und schilfiges Hochmoor. Es ist darum nicht verwunderlich, wenn die Kriegsgeschichte von der Tüchtigkeit japanischer Fußtruppen widerhallt, die Leistungen der Gebirgsartillerie und der Pioniere ehrend anerkennt, von den berittenen Waffen aber schonend schweigt.

Wenn schon ein Blick auf die physikalische Landgestaltung manches von den Eigentümlichkeiten der Landtruppen erklärt, so gibt ein Blick auf Land- und Wasserverteilung, auf die Küstenentwicklung, den Reichtum an natürlichen Häfen die anschauliche Erkenntnis, daß in Japan (wo überdies ein großer Teil der Bevölkerung sich vom Meere und seinen Produkten nährt) die Hälfte der Zukunft wirklich auf dem

Wasser liegt. Kein Wunder also, daß die Marine sich unter so günstigen Vorbedingungen glänzend entfaltete, sobald nur die überall in Fülle vorhandenen Kräfte nicht mehr (wie in der Tokugawa-Periode) durch gesetzliche Hemmungen gelähmt, sondern vom Staate selbst freigelassen und ermutigt wurden.

Schon die Inseleigenschaft an sich begünstigt, wie in England, das Werden einer seetüchtigen Bevölkerung und einer besonders starken nationalen Eigenart; dazu kommt, daß die dem Festlande zugekehrte Küste weit unwirtlicher und abstoßender ist, als die englische, und das zwischen ihr und dem Kontinent flutende Meer eine viel schärfer trennende Schranke als der Kanal. Das „Nihon kai", mit einer ungastlichen, klippenreichen, schlecht befeuerten und wegen zahlreicher Schiffbrüche verrufenen Gegen-Küste, wie die von Korea, war und bleibt eines der gefährlichsten für die Schiffahrt: zwei geplante Invasionen vom Festlande her hat auch fast allein dieses Meer abgeschlagen, unterstützt von wütenden Taifunen, wie bei dem Landungsversuche der Mongolen unter Kublai Chan im dreizehnten Jahrhundert.

Wenn wir den inneren Aufbau der Hauptinsel Hondo genauer betrachten, so sehen wir ihre einzelnen Gebiete wie riesige Bienenwaben aneinander gelegt, jedes für sich scharf abgegrenzt durch Gebirgsketten oder die See. Dadurch ist in der japanischen Geschichte eine Erscheinung weggefallen, die der Geschichte so vieler europäischer Staatsgebilde das Gepräge sinnlos unruhigen Hin- und Herschiebens gibt: das beständige Verrücken der Machtgrenzen einzelner Landschaften und Gebiete, denen die Natur nicht selbst unüberwindliche Grenzlinien gezogen hatte. Von seiner Landungsstelle an der Binnensee und der zuerst eroberten Landschaft Yamato aus hat das heute noch regierende Herrschergeschlecht, ursprünglich nur mit einer Gefolgschaft, wie etwa die der nordischen Seekönige, Zelle für Zelle, Wabe für Wabe dem Stammland hinzugefügt, so wie sich ihre Anhängerschar durch reichen Kindersegen und geschickte Angliederung fremder Elemente, z. B. der vorgefundenen Ureinwohner, vergrößerte, ohne doch je das Zusammengehörigkeitsgefühl als Gefolgschaft zu verlieren.

Aus diesem Entwicklungsgange erklärt sich die eigentümliche Erscheinung, daß die einzelnen Feudalgebiete — zunächst rings um das Stammland verhältnismäßig klein — im allgemeinen immer größer werden, je weiter sie vom Sitze der Zentralgewalt abliegen. Diese Zentralgewalt lag aber dort so günstig an einer Einschnürung der Hauptinsel, daß sie auch in ihren schwächsten Zeiten nie ganz von einer der aufstrebenden Territorialgewalten beiseite geschoben werden konnte, daß ihr immer ein gewisses Ausbalanzieren der Feudalgruppen der Nordost-Gebiete gegenüber denen des Südwestens möglich war.

Noch eine innere Verwandtschaft des Volkes mit seinem Boden muß hervorgehoben werden, auf die Gefahr hin, des Mystizismus beschuldigt zu werden: es ist die unter liebenswürdigen Formen, ja zuweilen unter dem Anscheine lachenden Leichtsinns verborgene, aufs strengste beherrschte Leidenschaft, die dann plötzlich so überraschend, so unheimlich triebhaft hervorbricht, wie die verborgene Glut aus den Feuerbergen, die für erloschen galten. Der „Vulkanismus" in seinem unausgesetzten Ringen mit den neptunischen Gewalten ist ersichtlich der eigentliche Baumeister der japanischen Landschaft und gibt ihr die Leitmotive; wer wagt aber heute noch, den wesensverwandten Zug zwischen der Seele der Landschaft und der Seele ihres Volkes zu leugnen?

Der Einfluß der Siedlungsweise, so tief im Aufbau des Landes begründet und seinem geographischen Charakter so vollendet angepaßt, auf die soziale Struktur und die militärische Organisation wurde schon berührt. Gerade auf dieser sozialen Struktur und auf sozialen Anschauungen, die sehr von unseren eigenen abweichen, beruht auch der eigenartige Charakter der Disziplin im Heere. Diese Disziplin ist — wenn von einem so strengen Begriff dieses Adjektiv überhaupt gebraucht werden kann — weit liebenswürdiger, als die unserige; aber man kann sich das deshalb gestatten, weil der Einzelne von Jugend an in allen Ständen mehr in der Vorstellung erzogen wird, daß es seine Bestimmung ist, sich zunächst für sein Vaterland, dann für seine Familie und deren älteste Häupter zu opfern, weil also die hohe Wertschätzung des einzelnen Menschenlebens, die übertriebene Meinung von der Berechtigung des „Sichauslebens" zurücktritt.

Ein mächtiger Helfer erwächst den Erziehern des Volksheeres zur Eindämmung der Selbstsucht, zur Kameradschaft, Rücksicht und Disziplin überhaupt aus der Eigenart des japanischen Hauses, die durch Eigenheiten des Bodens und Klimas bedingt ist: durch die vielen und starken Erdbeben, die verheerenden Taifune, die ständige Überschwemmungsgefahr (namentlich in den beiden Regenperioden im Hochsommer und Frühherbst). Aus der Anpassung an alle diese Naturgewalten ist ein Wohnungstyp entstanden, der von den uns vertrauten Bauweisen in allem und jedem abweicht, für Japan aber eine nahezu vollkommene Anpassungsform bedeutet. Die Erdbeben erfordern, daß ein Haus federn und schwanken könne und auf schweres Mauerwerk verzichte; die Überschwemmungen und die große Bodenfeuchtigkeit haben gelehrt, das unterste Geschoß auf Pfähle zu stellen; Erdbeben und Taifune zusammen dulden nur eine mäßige Höhe der Gebäude; dem Taifun widersteht nur ein verhältnismäßig schweres, gut verzimmertes und gefügtes Giebeldach. Die bekannte innere Ausgestaltung des Hauses, zumal die Leichtigkeit der Zwischenwände (leichter Rahmen aus Holzstäben und Papier), unterstützt die Anerziehung einiger sehr wünschenswerter sozialer Eigenschaften, vor allem gegenseitige Rücksicht in der Vermeidung aller heftigen Bewegungen und Geräusche. Wenn nicht nur das eigene Haus, sondern auch alle benachbarten von rohen und lauten Worten widerhallen, so leidet der Ruf dessen, der sie braucht; wenn ungelenke Bewegungen, tölpelhafte Fußtritte beständig papierne Wände und federnde Mattenböden gefährden, gewöhnt man sie sich im Laufe einiger Generationen ab, ebenso wie das Betreten eines feinen und nicht wohlfeilen Bodenbelages mit schmutzigem Schuhwerk. Was die Erziehung zur Hygiene betrifft, so ist es dafür zweifellos ein Vorteil, wenn unter dem Hause überall Abzugskanäle weglaufen, und wenn der Wind frei unter dem Erdgeschoß durchstreicht, auch gelegentlich durch die Fugen der leichtgebauten Räume fegt, so daß sich das Haus sozusagen von selber lüftet.

Dazu kommt, daß das glückliche Inselreich im Gegensatz zu seinen kontinentalen Nachbarn frisches Bergwasser im Überfluß, überdies fast überall natürliches Gefälle und damit ein Hauptmittel für Hygiene und Reinlichkeit hat. Daher die japanische Wasserverschwendung in den Haushaltungen, aber auch in Kasernen und sonstigen öffentlichen Anstalten, ganz im Gegensatz zu der in anderen Ländern darin üblichen schlecht angebrachten Sparsamkeit; schließlich eine weitere, klimatische Eigenschaft des Landes, die erzieherisch in dieser Richtung wirkt: daß es mit seinen Regenzeiten, seiner immer feuchten Luft im Verein mit dem beständigen Zug in den Wohnhäusern jeden, der nicht täglich (für unsere Begriffe unsinnig heiß) badet, mit rheumatischen Leiden heimsucht.

Wie vorteilhaft würde aber unser Rekruten-Material beeinflußt, wenn es von vornherein aus dem Elternhause eine Abneigung gegen lauten und rohen Sprachgebrauch, ungeschlachte Bewegungen, Betreten sauberer Räume mit schmutzigem Schuhwerk, ungereinigten Kleidern und ungewaschenen Händen und Füßen mitbrächte; dagegen aber ein lebhaftes Bedürfnis, sich allabendlich auszukleiden, den ganzen Körper gründlich abzuseifen und abzureiben und dann in ein heißes Bad zu steigen! Wieviel unfreundliche Anreden würden sie sich selbst, wieviel Erziehungsarbeit ihren Vorgesetzten ersparen! Sind nicht viele von diesen, für den Bewohner eines japanischen Bauernhauses selbstverständlichen Dingen unserer Militär-Hygiene ein unerreichbares Ideal? Nicht wenig überrascht war ich anfangs darüber, daß die Leute diese peinliche Reinlichkeit pflegten, auch wo sie ihnen sehr viel Mühe machte, und wenn sie nicht beaufsichtigt waren. So sah ich einmal ein Bataillon, das zwischen Bambushainen und Flußauen im Biwak lag,

an einem kühlen Novemberabend Holz und Wasser herbeischleppen und unter gegenseitiger Hilfe ein allgemeines Abreiben, Abwaschen und Abgießen hinter den Zelten vollziehen. In den Kasernen, die schlicht und schmucklos, aber weiträumig sind, besitzt jede Kompagnie ihr eigenes Wasch- und Badehaus. Kein Raum darf mit Stiefeln betreten werden: man zieht die Stiefel in einer Art Vorhalle aus, und ich machte die Beobachtung, daß fast immer reine Strümpfe und Füße darunter zum Vorschein kamen. Die Kasernenzimmer sind so sauber, daß man auf dem Boden sitzen kann, und der anderwärts typische Geruch fehlt völlig.

Wer die japanische Armee im mandschurischen Kriege beobachtete oder seither bei Friedensübungen sah, dem mußte auffallen, wie gewandt auch der einzelne Kämpfer sich an Geländeformen anpaßt, ja sich einzelnen Gegenständen anschmiegt: das zeigt sich in zahllosen Einzelheiten, beim geschickten Verkleiden von Befestigungsarbeiten, bei Verteidigungsstellungen, im Berücksichtigen von Farbe und Beleuchtung des Hintergrundes. Ich selbst habe Geschütze gesehen, bei denen in einem buschigen Terrain Räder und Schilde so kunstvoll mit Föhrenzweigen durchflochten waren, daß auch ein kundiges Auge sie auf wenige hundert Meter für natürliches Buschwerk halten konnte.

Schon ihre ersten Feldzugserfahrungen hatten ja auch die japanische Armee die Anpassungsfarbe der Uniform als notwendig erkennen lassen; die Waffengattungen unterscheiden sich äußerlich nur mehr durch ganz kleine Tuchflecke am Kragen. Auffallende Farben und glänzende Ausrüstungsstücke sind gänzlich vermieden. Eine interessante Analogie dazu muß jedem sorgfältigen Beobachter auffallen: wie sehr nämlich auch im Volke und in der Landschaft, soweit ihr Äußeres durch menschliche Arbeit mitbestimmt wird, eher das Streben herrscht, sich den Farben der Umgebung und der Jahreszeit anzupassen, als mit schroffen Kontrasten aus ihr herauszufallen. Eine auffallende Wahrnehmung auf diesem Gebiete, die auch dem oberflächlichsten Weltwanderer nicht entgehen kann, vermittelt die Kleidung der Frauen und Kinder, namentlich der farbig leuchtende Gürtel, der mit dem Jahre von den zarten Färbungen des Frühlings durch die reiferen und volleren des Sommers zum tiefen Rot und Goldbraun des Herbstlaubes und den ernsten und stillen Winterfarben übergeht. Praktische Anpassungsformen sind der pilzförmige Hut und der stachelige, igelartige Regenmantel aus Stroh, den Kuli und Bauer tragen.

Aber auch die menschlichen Ansiedlungen, sofern sie nicht halb europäische Gebäude verunzieren, sind bemüht, sich den Geländeformen anzuschmiegen und in der Farbe nicht aufzufallen. Namentlich die Dörfer mit ihren schlichten, hohen Strohdächern, auf deren grünendem Firste häufig Iris, Lilien und andere Wildlinge blühen, liegen in der Landschaft wie etwas, das zu ihr gehört und organisch in ihr erwachsen ist.

Das alte japanische Haus predigt die Umkehrung des Satzes „außen hui, innen pfui", indem es hinter einer unscheinbaren Außenseite seine feinsten und besten Dinge scheu verbirgt: Wohnräume, mit edelstem Holzwerk getäfelt und schimmernd von zierlichem Gerät und Goldschirmen, und ganz hinten einen meist winzigen, aber kunstvoll angelegten und manchmal traumhaft schönen Garten.

Ein Volk, das so seit Jahrhunderten dazu erzogen wurde, zwischen Schein und Sein zu unterscheiden, durfte auch ohne Schaden für dessen Ansehen bei seinem Heere auf manchen äußeren Glanz verzichten, der anderwärts heute noch für unentbehrlich gilt — und vielleicht auch unentbehrlich ist. Aber noch zu vielem anderen, das gerade für die moderne Kampf-Technik von hohem Werte ist, erziehen die Volkssitte und die sie bedingende Landesnatur. Man braucht dort vieles nicht erst zu lehren, wie z. B. das ohnedies landesübliche „kleine Biwakfeuer", gewandtes Lagern im Freien, überhaupt Nächtigen unter freiem Himmel, raschen Bau primitiver Hütten aus Bambus und Gras, höchste Raumersparnis in der Unterkunft, ohne daß der Kräfteersatz durch umständliche Vorkehrungen zur Ruhe leidet. Da der Japaner die Fähigkeit hat, nahezu in jeder Lage und an jedem Orte, ohne weiche Unterlagen zu schlafen, bringt man bei Manöver-Unterkunft und Kriegstransporten die doppelte Anzahl von Menschen in einer für ihre Begriffe durchaus angemessenen Weise unter.

Sehr lehrreich sind die Schwierigkeiten der Manöveranlagen. Das Gelände erschwert Übersicht, Befehlsführung, Bewegung und Zusammenhang der Truppen, verlangt vom Einzelnen beständig Anpassungsfähigkeit und Geschicklichkeit und ward so in Wahrheit zu einem Erzieher, dessen Einfluß sich in den Bergen Koreas und der Mandschurei bewährte.

Militärisch wertvolle Fähigkeiten des Ersatzes, die in Volkssitte und Landesnatur ihren Grund haben, sind unter anderen die Übung im Laufen und die Orientierungsfähigkeit im Dunkeln. Die Laufschritt-Leistung geht nach eigener Anschauung bei Brigaden bis zu 8 km., unterstützt durch die katzenartig „weiche" Art des Auftretens beim Lauf, die auf die Dauer weniger ermüdet. Nicht zu unterschätzen ist dabei der Umstand, daß ein großer Teil der männlichen Bevölkerung durch ihre Beschäftigung als Sänftenträger, Botenläufer, Begleiter von Pferden und in neuester Zeit als Rikscha-Kuli von Jugend auf daran gewöhnt und in einer Weise trainiert sind, die in Europa überhaupt kein Gegenstück, außer etwa bei den wenigen professionellen Läufern hat.

Die militärische Ausnützung der Nacht ist ebenfalls vorbereitet durch die Gewöhnung an nächtliches Wandern und Reisen auf Kriegs-

zügen und Pilgerfahrten, das seit ältester Zeit üblich ist, freilich zunächst mit dem Zweck, die Glut der Sommersonne zu meiden. Wer es aber gewohnt ist, als Wanderer oder Pilger auf schlechten Berg- und Saumpfaden bei Nacht fortzukommen, wird es auch im Kriegsfalle besser können, als wer es gar nicht gewohnt ist.

Japan ist überhaupt ein Land des Wanderns und Reisens. Im Frühjahr und im Herbst, zur Zeit der Baumblüte und der Laubfärbungen, ist die halbe Bevölkerung unterwegs nach berühmten Orten, schönen Landschaften oder heiligen Stätten. Die Bedeutung der häufigen und weit ausgedehnten Schulwanderungen ist unschätzbar für die Wehrkraft; im Gegensatz zu unseren, bis vor kurzem mühsam kämpfenden Jugendvereinen werden diese in Japan vom ganzen Volke verständnisvoll unterstützt, und man gewährt ihnen jede mögliche Erleichterung, wie ermäßigte Bahnfahrt u. dgl. Reisen bedeutet aber in Japan, abgesehen von den paar großen Heerstraßen, ein beständiges Sich-zurecht-finden in schwierigem Gelände, Fortkommen auf rauhen Wegen, Ertragen von Anstrengungen und Entbehrungen, kurz: eine vorzügliche Vorschule für den Heeresdienst.

Sobald größere Lasten befördert werden sollen, die von dem menschlichen Lasttier, dem überaus leistungsfähigen Kuli, nicht mehr bewältigt werden können, bedient man sich des Saumpferdes. Wenn das Reiten durchweg auf niederer Stufe geblieben ist, das Verständnis für Behandlung des Reitpferdes überhaupt viel zu wünschen übrig läßt, ist dem Bergbewohner unstreitig für den Säumerdienst ein großes Geschick eigen, das sich in gewandtem Aufrüsten und Bepacken, richtiger Verteilung der Lasten, sowie umsichtiger Führung der Tiere über schwierige Pässe und durch angeschwollene Bergbäche äußert. Freilich beweisen die Tiere dabei fast ebenso viel Verstand, wie ihre Herren; und man lernt das struppige, störrische und unschöne japanische Bergpferd bei solchen Gelegenheiten schätzen. Aus diesem hochentwickelten Säumerdienst erklärt sich die natürliche Veranlagung der Mannschaften für den Dienst bei Gebirgsartillerie, Maschinengewehrabteilungen mit Tragtieren, den ebenfalls mit Tragtieren fortgeschafften Sanitätsformationen, Munitionskolonnen und kleinen Bagagen. Geringer ist, wie schon gesagt, die natürliche Anlage für den Dienst bei den berittenen Waffen, aber auch für die Handhabung der von Pferden gezogenen vierräderigen Fahrzeuge, die Volk und Heer immer noch nicht vertraut und handgerecht geworden sind. Die als Kriegsbeute in Tempeln und auf öffentlichen Plätzen aufgestellten russischen Armee-Fahrzeuge wirken förmlich wie verirrt, mit ihrer breiten Spurweite und ihren schwerfälligen Formen dem verkehrsgeographischen Charakter des Landes, in das sie geraten sind, völlig widersprechend. Wäre die geplante russische Invasion in das Inselreich Wahrheit geworden, so hätte man mit der gesamten fahrenden Ausrüstung bald kein Fortkommen mehr gefunden und überhaupt wenig Freuden erlebt!

Aber auch der japanischen Feldartillerie versagt, seit sie das breite und schwere europäische Material angenommen hat, ihr Heimatland nicht nur das Feld, sondern auch die Wege. Nur ganz wenige Straßen sind nach unserer Auffassung überhaupt für Fuhrwerksverkehr geeignet und haben eine für Feldartillerie genügende Breite, so der Tokaido, der Nakasendo und neuere Straßenanlagen. Im allgemeinen ist Japan das Land für Infanterie, Maschinengewehre, Gebirgsartillerie und Pioniere: nur diese Waffen finden ihre geographischen Existenzbedingungen und stehen deshalb auf der vollen Höhe. Dem Ersatz der Pioniere kommt sehr zu statten, daß seit alter Zeit die zerrissenen Kämme der kleinen Gebirgsketten und die von Regengüssen geschwellten Stromläufe und Wildwasser das Überschreiten von Erdrissen und Gewässern mit behelfsmäßigen Mitteln notwendig gemacht haben, wie primitiven Fähren, Seilbrücken und Bambusstegen. Über allerhand improvisierte, unheimlich schwankende Brückenanlagen bin ich während meines Dienstjahres in der japanischen Armee weggeritten, und wenn das jedesmal gut ausging, verdanke ich es nicht zuletzt dem Geschick der Pferde, die daran gewöhnt sind, über halb durchgetretene, nur mehr an einer Stange hängende oder sonst stark beschädigte Brücken hinweg zu balanzieren. Wir rechnen in Mitteleuropa bei Holzbauten sicher mit zu starken Sicherheits-Koeffizienten und verschwenden mit Masse und Gewicht; aber die in Ostasien übliche Überschätzung der Tragfähigkeit dünner Holzbrettchen, durchgebogener Bambusstangen und schmächtigen Erdbelages geht wohl auch zu weit. Freilich, für feldmäßige Arbeit liegt eine ausgezeichnete Vorbereitung in solcher Anschauung. Grundverschieden waren deshalb Japan und Rußland für den mandschurischen Kriegsschauplatz gerüstet. Wie oft verfolgte ich mit Neid das selbstverständliche Durchwaten von Infanterie-Brigaden durch eiskalte Bergströme, wobei die Leute brusttief im Wasser waren (z. B. bei einer Winterübung im Februar durch den halb gefrorenen Kidzugawa bei Kyoto, einen Fluß wie die Isar), überhaupt die geschickt, glatt und ohne viel Aufhebens vollzogenen Flußübergänge. Flußbauten und Faschinen machen den Eindruck von sauberen Modellarbeiten; Berieselung, Stauwerke, Inundation in erstaunlich exakter Ausführung sind der Mehrzahl des Ersatzes so geläufige Arbeiten, daß man feldmäßig ohne weiteres über sie verfügt und sie ohne besonderen Entschluß in den Rahmen kriegsmäßigen Verlaufes im Manöver einschaltet.

Bei solchen Arbeiten an und im Wasser wird Bekleidung als lästig

empfunden, und im Gegensatz zum Europäer zieht sich dabei der Japaner, wie auch bei Regengüssen und beim Gehen auf schmutzigen Wegen von unten beginnend aus. Die abhärtende Rolle der nackten Füße, des bloßen Halses, des vielen Nacktgehens überhaupt ist nicht zu unterschätzen. Erst von den Missionaren haben die Japaner gelernt, „daß sie nackt waren"; und obgleich sie diesen Zustand bei Hitze und Nässe, bei Arbeit und Spiel immer als vernünftig erkannt und als angenehm empfunden hatten, müssen sie nun auf obrigkeitliche Anordnung in den von Europäern besuchten Orten „das pflichtschuldige Ärgernis nehmen".

Auch der japanischen Minengänge ist hier zu gedenken. Sie sind viel enger, viel leichtsinniger angelegt, als die unserigen, aber auch leichter und schneller zu schaffen; und sie waren den Leuten geläufig, als man sie brauchte. Bei Übungen im Festungskrieg gehen sowohl im Minendienste als beim Werfen der Handgranate Unfälle mit in den Kauf und werden Menschenverluste gleichmütiger hingenommen, als im Westen, wo das einzelne Menschenleben höher im Kurs steht. Jahrhunderte andauernde Gewöhnung an große Menschenverluste durch feindliche Naturgewalten hat die Japaner dazu erzogen, auch die im öffentlichen Dienste gebrachten Menschenopfer mit weniger Aufregung zu betrachten. Das absichtlich wild und recht gefährlich gestaltete Bajonettfechten von Abteilungen gegeneinander, angewandtes Turnen mit aufgepflanztem Bajonett, „scharfe" Hindernisse im Frieden, Gewaltmärsche in tropischer Sonnenglut, leichtsinniges Geländeschießen — alles das wäre unmöglich, wenn die öffentliche Meinung sich ebenso überempfindlich, wie bei uns, an jedem einzelnen Berufsunfall in einem an sich gefährlichen, zum Bestehen von Gefahr erziehenden Beruf stoßen wollte. Man hat in solchen Dingen im Osten stärkere Nerven; und Port Arthur war die Quittung des Schicksals dafür.

Bei der Schulung des Ersatzes in dem, was man „militärische Kleinkunst" nennen könnte, wirken auch pflanzengeographische Verhältnisse mit; hier kann als ein vereinzeltes Beispiel nur die Rolle des „Bambus als Erzieher" gestreift werden. Was spielt dieses Gewächs, dessen vielseitige Verwendbarkeit den Vergleich mit der Kokospalme aushält, für eine wichtige Rolle im täglichen Leben, als Wald- und Zierpflanze, als Nahrungsmittel und Baumaterial, — im zierlichen Geflecht von Körben und Matten, wie im groben Zaun, im Pfahlrost des Hauses, in Wasserleitungen und Ackergeräten wie in Mast und Spieren der Boote! Bergstock, Lanze, Fecht-Panzer, Übungsschwerter stammen aus seinen elastischen und harten Schäften. Genau, klar und scharf laufen und reißen seine Werklinien und erziehen zu reinlicher, exakter Arbeit. Die Beobachtungsleiter aus Bambus und andere Improvisationen aus dem leichten, tragfähigen Rohr spielen bei Beobachtungen und Transporten eine große Rolle. Selbstverständliches Klettern auf solche schwanke Gerüste ist eine Kunst, die auch dem höheren Offizier vertraut bleibt, denn wenn man in der wenig übersichtlichen Landschaft weiten Ausblick haben muß, bleibt oft kein anderes Mittel.

Die Eigenart der japanischen Landwirtschaft, besonders der Reisbau, erzieht zur Gewohnheit des Grabens, Schaufelns und Schanzens. Der Bauer arbeitet lang, andauernd und schwer; der gartenartige, überaus sorgfältige Anbau, auch das gartenmäßig angelegte, begossene und gejätete Weizenfeld gibt davon Zeugnis. Die Reisfelderdämme sind ebensoviel Brustwehren; die zahllosen Bewässerungsgräben, Stauanlagen u. dgl. lassen dem Soldaten den Griff nach dem Spaten als etwas Natürliches erscheinen. Festes Zugreifen bei schwerer Erdarbeit hat ihm diese Art des Bodenbaues beigebracht, bei der obendrein die Hilfe des Zugtieres, die unserem Bauern die gröbste Arbeit abnimmt, fast ganz wegfällt, da der Besitz eines Zugochsen mehr Ausnahme als Regel ist.

Der Eigenart der Wege habe ich schon gedacht. Sie sind im Kulturlande zahlreich, fest und gut gehalten, aber für unsere Begriffe allzu schmal, etwa wie enge Waldwege, nur auf den Menschen und die von ihm getragene Last, auf das Saumtier und bestenfalls auf schmale zweiräderige Karren berechnet. Zwischen den Reisfeldern durch führen nur enge Fußsteige, denn die Dämme, auf denen sie ziehen, sind nicht breiter als Ackerfurchen. Auch die Verbindungen, die zwischen einer Kulturebene und der anderen, über Gebirge, durch Urwälder und Hochmoore führen, sind oft kaum erkennbar zwischen dichtem Unterholz und kniehohem Schilfgras, und die gechickten Pferde klettern auf ihnen mühsam über Baumwurzeln und Felssturz hinweg. Der feste, zwar schmale, aber doch für die Riksha und den engspurigen Pferdekarren, die sog. Basha, geeignete Fahrweg ist so selten wie bei uns die gute Distriktstraße. In der Regel besitzen auch weite, dicht besiedelte Täler nur eine Verbindung dieser Art; Niederungen werden vielfach auf Dämmen überschritten, die höher als unsere Bahndämme sind, Bergzüge in scharf eingeschnittenen Pässen mit vielen Windungen. Ob Geschütze auf ihnen fortkommen können, muß, wegen der Schmalheit der Krone, immer erst durch vorherige Erkundung festgestellt, die Hilfsarbeit der Pioniere oft in Anspruch genommen werden. Fahrzeuge von europäischer Spurweite vermögen auf diesen sog. Straßen nur an ganz vereinzelten Stellen einander auszuweichen. Selbst Reiter können sich zuweilen kaum an ihnen vorbeidrängen, und der Versuch endigt oft mit allerlei Streifwunden oder gar einem bösen Sturz in den Reissumpf. Verbindungen, die unserem Begriffe von Heerstraßen

(Die Fürsten Tokugawa, seit dem 14. Jahrhundert große Herren in der Nordost-Mark des Reiches, hatten ihre Machtstellung erst um 1600 durch den Sieg bei Sekigahara errungen.)

Diese Studien und Skizzen über die Beziehungen der japanischen Landesnatur zu Volkscharakter und Sitte konnten nur Bruchstücke sein, freilich an Ort und Stelle, zuweilen unter selten günstigen Bedingungen gesammelte. Vielleicht dienen sie einmal als Bausteine zu einem Werke, das nach seinem Arbeiter ruft: zu einem interessanten Buche, das erst noch geschrieben werden muß, das den Inseln im fernen Osten, dem japanischen Boden und der japanischen Landschaft als Erzieherin ihres eigenartigen Volkes gerecht wird. Denn recht eigenartig ist das Volkstum, trotz seiner großen äußerlichen Anpassungsfähigkeit, trotzdem es sich im Laufe seiner Geschichte zweimal in fremde Kulturkleider gehüllt hat. Aber das Beste, das, womit es sich anschickt, seinen Zukunftsraum zwischen den Weltmächten zu sichern, der innerste Kern seiner kriegerischen Kraft, ist wurzelecht und stockjapanisch. Sie nennen ihn dort nicht umsonst Yamato-damashii: „Geist von Alt-Japan".

Wer dieses Buch schreiben will, muß Ehrfurcht vor den Wurzeln haben, durch die aus dem Volksboden heraus Wehrkraft und Eigenart erwächst. Mit Schonung und Geduld muß er ihren Verästelungen folgen, darf sich den Weg nicht abschneiden lassen durch Schlagworte und durch von einseitiger Liebe oder von einseitigem Haß geprägte landläufige Vorurteile, sondern wird sich an ihnen weitertasten bis dahin, wo sie in die Muttererde tauchen. Er wird dann zu alter Erfahrung neue Erkenntnis gewinnen, daß man den innersten Kräften und Werten eines Volkstums und seinen Zukunftsmöglichkeiten nur gerecht werden kann aus liebevoller Betrachtung seines Heimatbodens heraus.

Gerade die Imponderabilien, die Werte, die in den Zeiten höchster Not und Spannung aus der Seele eines Volkes hervorbrechen können, und die Urteile von Generationen, von Geschichtsschreibern und Ethnographen umstoßen, gerade sie, die wichtigsten auch für die kriegerischen Tugenden, kann man vielleicht am ehesten ahnen aus einem sorgfältigen Einfühlen in das Verhältnis, in dem ein Volk steht zur Seele der Landschaft, in der es erwuchs und die es erzog. Diesen Beziehungen nachzuspüren, schien mir von je eine der feinsten und edelsten Aufgaben der Geographie, wohl geeignet, die Interessen des Geographen und des Offiziers zu vereinigen.

III. Soziale Grundlagen der japanischen Wehrkraft.

A. Erbwerte der Feudalzeit.

„Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere.
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten.

Wir suchen noch immer die irdischen Ziele . . .
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!"

Conrad Ferdinand Meyer.

Unwägbare Werte wachsen langsam; und die Zeit ihres Reifens bleibt meist unberechenbar für den, der die Aussaat betreute. Es ergeht den Geschlechtern mit ihnen, wie mit dem Pflanzen von Bäumen: das eine sät und pflegt, das andere ruht im Schatten und lebt von der Frucht; ein anderes wieder schlägt die Bäume und verwertet das Holz, und das letzte steht plötzlich mit leeren Händen vor einem verwüsteten Boden.

Was 1904 und 1905 im entscheidenden Ringen um eine Weltmachtstellung siegte, das waren die unwägbaren seelischen Werte des feudalen mittelalterlichen Japan, in Gehalt und Wesen noch wenig verändert, wenn auch in ursprünglich entlehnte taktische Formen gegossen, von der Zivilisation des Westens bewaffnet und von Männern westlicher Schulung geführt. Wenn man sich ein Lustrum nach dem Kriege Rechenschaft darüber zu geben bemüht ist, wieviel von dem Erbe Altjapans noch lebendig bei der Bildung des Volkscharakters wirksam sei, so ist es natürlich viel schwieriger, Kräfte abzuschätzen, die nur zum geringeren Teil auf noch geltenden Buchstaben von Lehre und Gesetz beruhen, weit mehr auf dem, was von verlöschter Schrift noch machtvoll genug in Sitte und Erinnerung lebendig ist, um im Kampfe mit neuen Tafeln zu bestehen.

Da ist rückhaltlos anzuerkennen, mit welcher Klugheit sich die so viel geschmähte japanische Bureaukratie bemüht hat, wenigstens die Symbole, sozusagen „die platonische Idee" von Werten der guten alten Zeit zu erhalten, selbst wenn sich die Begriffe nicht mehr rein bewahren ließen. Die kaiserlichen Edikte über die Verfassung, über die Erziehung und der Erlaß an das Heer sind Meisterstücke in dieser Hinsicht.

Wenn Professor Basil Chamberlain, in seinen alten Tagen einen wohlverdienten Ruf schädigend, das teils geschriebene, teils ungeschrie-

einigermaßen entsprechen, sind nur die wenigen durchlaufenden Verkehrszüge, wie die Quer- und Längsverbindung durch Kyushiu, dann der Tokaido, die alte Straße längs der Küste der Inlandsee von Shimonoseki bis Osaka und weiter nach Tokyo, und der Nakasendo, die entsprechende Verbindung längs der Mitte der Hauptinsel; sie sind so selten, wie etwa die Heerstraßen des alten Napoleon, und trotzdem nicht viel besser, als unsere Ortsverbindungswege. Bis zum Bau der Eisenbahnen waren sie aber die alleinigen Träger eines überaus dichten Verkehrs; und man lernt bei ihrem Anblick verstehen, daß die Frage des Vortritts oder Vorüberlassens auf ihnen in alten Zeiten für Eilige beinahe eine Lebensfrage und der Ausgangspunkt zahlreicher Kämpfe und Fehden zwischen den die Fürstenzüge begleitenden Samurai werden konnte.

Das Sichabfinden mit der Natur ihrer Wege ist aber für die Japaner ebenfalls zu einem erzieherischen Motiv geworden und hat im mandschurischen Feldzuge reichliche Früchte getragen. Vielfach sind sie auf Wegen fortgekommen, die den Russen ungangbar schienen, und die sie deshalb nicht beachteten, geschweige denn eigener Benutzung wert hielten. Findet sich ja doch in einer der russischen militär-geographischen Beschreibungen der Mandschurei die merkwürdige Feststellung, daß diese oder jene Paßstraße nur für höchstens ein Regiment mit wenigen Gebirgsgeschützen und Maschinengewehren gangbar sei — als ob nicht diesem einen Regiment sieben andere folgen könnten! Man sieht daraus, wie furchtbar sich im Kriege das träge Festhalten überkommener, konventioneller Begriffe der Militär-Geographie rächen kann! Aber sind nicht auch bei uns in einer langen Friedenszeit solche Wege, auf denen wir nicht vier Mann hoch marschieren können, auf denen das Vorbeireiten an Geschützen unbequem ist, die für das Automobil unzugänglich sind, als minder standesgemäß angesehen? Neigt man nicht in Mitteleuropa dazu, sie für Heeresbewegungen außer Ansatz zu lassen und in Manövern zu meiden?

Streifen wir noch kurz die geographischen Bedingungen der Landesverteidigung. Die natürliche Abwehrstärke der Inselgruppe muß auch dem Laien ins Auge fallen, besonders der auf dem Erdenrund einzig dastehende Alleinbesitz eines Mittelmeeres mit vier schmalen, leicht zu verteidigenden Zugängen. Hier, nicht in der Residenz, liefen während des letzten Krieges die Fäden der Führung zusammen, hierher, in die kleine Garnison Hiroshima, wurden Hauptquartier und Heerbefehl beim Ausbruch der Feindseligkeiten verlegt, um sie den Einwirkungen der Millionenstadt zu entziehen. Die Inlandsee war für den Fall eines Fehlschlages als Schauplatz des letzten, äußersten Widerstandes ausersehen; Hiroshima mit der Marinestation Kure wäre eine natürliche Zentralfestung, ein idealer Kriegshafen für eine offensiv zu führende Verteidigung gewesen. Weithin übersieht man von dem überragenden Gipfelfelsen des kaiserlichen Hochstandes von Miyajima, der geheiligten Tempelinsel, die beispiellose Gunst der geographischen Lage: den Hauptverkehrsweg, die Lebensader des Landes, zwischen die geschützte Inlandsee und die zugängliche, reiche, dicht bevölkerte Küste geschmiegt; beide durch schroffe, felsige, unwirtliche Gebirgszüge von dem abgelegenen Uferstreifen des Randmeeres getrennt. Wahrlich, selbst wer als Sieger zwischen diese wehrhaften Inseln hereinführe, fände seine schwerste Aufgabe noch vor und käme kaum als Sieger wieder hinaus.

Die dem Kontinent zugekehrte Nordwestküste ist auf weite Strecken unzugänglich und unnahbar; die Bucht von Tsuruga, dem Globetrotter meist allein bekannt, gibt von ihr ein falsches Bild. Sehr bemerkenswert ist der grundsätzliche Unterschied zwischen den russischen Seefestungen, einem Sewastopol, Port Arthur, Wladiwostok und dem, was England und Japan zur See anstreben. Rußland baut, wie eine Abwehrschranke, einen Schutz, eine Sperre gegen das mit Mißtrauen betrachtete Element: Riesen-Mausefallen für seine Flotte. Die wirklichen Seevölker suchen Inseln, ausgängige weiträumige Buchten, sie suchen Seeraum, Meeresteile zu beherrschen, in denen die Flotte sich rühren kann und seemännische Begabung zur Geltung kommt.

Zum Schluß kann ich eine unverkennbare, wenn auch schmerzliche Analogie nicht unterdrücken. Der Schlüssel zum Verständnis aller Wendungen der japanischen Geschichte ist das Verhältnis der Feudalherren und ihrer Kriegerkaste zum Kaisertum. Unsere frühromanische Zeit und die Nara-Periode, Interregnum und Condottieriwesen hier wie dort, Renaissance und Rokoko wie Ashikaga- und Tokugawa-Epoche weisen verwandte Züge auf. Man gewahrt so manche Ähnlichkeit der Entwicklung in Deutschland und Japan; aber die Inseleigenschaft, die in Zeiten der Schwäche fremde Einflüsse fernhielt, sowie die beherrschende zentrale Lage der Gebiete von Nara und Kyoto, wo trotz aller scheinbaren zeitweiligen Ohnmacht die Zentralgewalt sich unangetastet erhielt, retteten das Kaisertum durch alle Gefährdung und ermöglichten später die Restauration. Zweifellos eine der wirkungsvollsten altruistischen Handlungen der Geschichte war jener bekannte Verzicht der großen Lehensfamilien auf ihre Territorialgewalt. Dieses „freiwillige" Zurücktreten war nur möglich angesichts einer seit zweitausend Jahren ungebrochenen Legitimität, der uralten Kaiseridee, der verkörperten nationalen Tradition gegenüber, niemals aber vor einer neu emporgekommenen Gewalt, wie sie im Volksbewußtsein die Tokugawa-Dynastie der Reichsmarschälle trotz aller Verdienste blieb.

bene japanische Ehrengesetz und die dem Kaiserhause geweihte Verehrung die Erfindung einer neuen Religion nennt, so leugnet er eine Entwicklung, die gerade dem Deutschen aus der eigenen Geschichte wohl vertraut ist, auch wenn ihm nicht durch den überzeugenden wirtschaftlichen Vergleich zwischen Deutschland und Japan von Professor Dr. Matsutaki die Augen dafür geöffnet worden sind. (Matsutaki beleuchtet die Analogien zwischen Deutschland und Japan, ähnlich wie es auch die Schule von Professor Lamprecht tut.)

Der Kaiser ist eben in Wahrheit der alleinige Erbe der ganzen Lehens- und Fürstentreue, die sich früher zunächst den Daimyos gegenüber (in diesem Verhältnis auch von Chamberlain unbestritten) betätigte. Aber wie bis zum Jahre 1806 „der alte Kaiser" bei uns, hatte der Mikado in Japan nie aufgehört, die oberste Quelle des Rechts, der Machttitel und Ansprüche für den ganzen Feudalbau zu sein; und als die großen Lehensträger mit einer in der Geschichte beispiellosen Gebärde der Selbstlosigkeit ihre Macht wieder in die Hände der Krone zurücklegten, war deren Träger eben de jure und de facto der Erbe, genau wie etwa die Kriegsherrnrechte des Fürstentums Hohenzollern in die Hände des preußischen Königs übergegangen sind.

Das Verhältnis des Tokugawa-Shoguns zum Kaiser entsprach etwa der Lösung, die sich Friedrich Wilhelm IV. für die Stellung des Hauses Hohenzollern gegenüber dem Hause Habsburg als möglich gedacht hatte, und die sich in Japan immerhin von 1600 bis 1868 als haltbar erwiesen hat, — allerdings nur, solange das Gleichgewicht ausbalancierter Kräfte durch Eingriffe von außen her nicht gefährdet wurde. Die bloße Androhung amerikanisch-europäischer Einmischung in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zerstörte es unwiederbringlich.

In vielen deutschen und japanischen feudalen Überlieferungen finden sich nicht nur Anklänge, sondern vollkommene Wesensgleichheiten, die bis zum Sinn der betreffenden Wortbezeichnungen gehen. Leider haben wir nur in Deutschland meines Wissens keine so klaren, übersichtlichen Zusammenstellungen von Ehr- und Pflichtbegriffen, obwohl diese doch tatsächlich für lange Jahrhunderte unserer Geschichte leitend waren und das Handeln so gewaltiger Persönlichkeiten, wie Stein oder Bismarck, entscheidend beeinflußt haben, wie etwa die Feudalgesetze der Tokugawa-Shogune, deren direkter Abkömmling die Bushido-Lehre ist.

Aus dem Zusammenflusse des feudalen Erbes der Teilfürsten und der Reichsmarschälle mit der alten religiösen und weltlichen Mikadowürde stieg die ideale Macht des Kaisertums so gefestigt empor, daß die Kirchenleute, über die Konkurrenz des Kaiserkultes auf ihrem engeren Gebiete verdrossen, bereits das Schlagwort „Cäsarenkult" darauf anzuwenden begannen. Aber dieses Schlagwort erscheint dazu angetan, eine große Wesensverschiedenheit zwischen dem Cäsarenkult des kaiserlichen Rom und der japanischen Form der Kaiserverehrung zu verschleiern. Denn noch immer steht vor der Macht irgend eines Lebenden in Japan die seiner Ahnen, die Macht der Toten, deren sichtbarer Ausfluß Heldenverehrung und Ahnenkult sind. Waren bisher der neu erweckte Shintoglaube und die japanisierte Form der konfuzianischen Lehren Hauptstützen des neubelebten Kaisertums gewesen, so scheinen sich in neuester Zeit auch die in einer Religionskonferenz vereinigten Vertreter von Buddhismus und Christentum zu dem „Cäsarenkult" verpflichtet zu haben, wenn auch in gewundener Form. Schon das würde dartun, daß es sich dabei keineswegs um Kirche oder Konfession, sondern im eigentlichsten Sinne um den alten Begriff „religio" als Scheu vor einem unbekannten Übersinnlichen handelt. Ganz im Geiste des Goethewortes, „das Unerforschliche ruhig zu verehren", sind Äußerungen der klassischen Shintolehre zu verstehen, wie die Hiratas: „Es ziemt dem Menschen nicht, sich in oberflächlichen Spekulationen über das Wesen der Götter zu ergehen und voreilig darüber zu sprechen. Es gibt für uns nichts weiter, als ihre Größe zu achten, ihre Erhabenheit zu verehren und ihre Macht zu fürchten."*)

So immaterielle Wirkungen sind schwer richtig abzuschätzen, namentlich da, wo sie abweichenden, dogmatisch festgelegten Meinungen des Beobachters begegnen, wie bei den Missionaren; und weiter erschwerend wirkt dem Streben, sie zu erkennen, entgegen die große Zurückhaltung und Keuschheit der Japaner auf diesem Gebiete, — wie auf dem der geistigen Liebe überhaupt, so unbefangen sie in grellem Gegensatze dazu dem Begriffe des geschlechtlichen, der nackten Sinnenliebe gegenüberstehen.

So ist die unaufdringliche Färbung des religiösen Gefühles unter den Gebildeten nicht allein, wie das so häufig geschieht, dem religiösen Indifferentismus zur Last zu legen, sondern auch bei der e i n z e l n e n P e r s ö n l i c h k e i t dem völligen Mangel an Bekehrungseifer, der schonenden Anerkennung einer persönlichen geistigen und Gefühlsatmosphäre um den Einzelnen, in die sich der Japaner von wirklich guter Sitte uneingeladen einzudringen scheut; bei der S t a a t s g e w a l t dem ruhigen Bewußtsein ihrer Überlegenheit, mit dem sie, obschon dafür von beiden Seiten befehdet, die Unduldsamkeit der Kirchenmänner auf der einen, der Intellektuellen auf der andern Seite mit starker Hand im Zaum hält. Es ist ja nicht zu leugnen: ein bis zum Indifferentismus

*) „Kami no mi ue wa, midari ni hakari-iu-beki mono de wa nai. Tada sono tattoki wo tattobi, kashikoki wo kashikomu, osoru-beki wo osoreru hoka nashi."

gehender Eklektizismus in religiösen oder sagen wir besser, in konfessionellen Dingen ist ein Erbe der Vergangenheit dort, wo man nur intolerant wird, wenn eine Kirche dem Staate und der Heimat gefährlich zu werden droht. Zweifellos gab Professor Kume seine Antwort auf die Frage, an welche Religion er glaube, im Sinne vieler seiner Landsleute, als er sagte: „Ich wende mich an den Shinto-Priester bei öffentlichen Festlichkeiten und an den buddhistischen bei Begräbnissen. Ich regele mein Betragen nach den Vorschriften Kungfutses und nach der christlichen Moral, kümmere mich sonst wenig um äußere Formen und bezweifle, ob in den Augen der Kami wesentliche Unterschiede zwischen den Religionen der zivilisierten Welt bestehen."

Wen erinnert nicht wirklich das Gebet „Saijo no harai", das in der Shinto-Lehre die Rolle unseres Vaterunsers spielt, an vertraute Formeln? „O Herr, der Du unwandelbar wohnest in den hohen Himmelsgefilden, der Du göttlich bist in Wesenheit und im Geiste, zu Dir erhebt sich dies Gebet! Schütze uns vor jeglicher Schuld und vor ihrer Strafe, schirme uns gegen alle Verunreinigung und reinige uns von jeder Befleckung! O ihr göttlichen Heerscharen! leihet ein geneigtes Ohr unserem Flehen, erhöret gnädigst unsere Gebete."

Eine felsenfeste Überzeugung von einer Präexistenz und von Erinnerungsmöglichkeiten und Folgezuständen aus einem früheren Dasein, der Seelenwanderungsglaube in seinen verschiedensten Abstufungen ist unter den höchst gebildeten wie den einfältigsten Schichten gleich verbreitet, — wohl als buddhistisches Erbe. Ich habe mich auch persönlich davon überzeugt, wie die erneuerte Shinto-Lehre, gerade infolge ihres nicht dogmatisch allzu starr festgelegten Grundcharakters, dem hochgebildeten eklektischen Pantheisten sowie dem primitivsten Dämonengläubigen e t w a s zu geben vermag, gerade durch ihren Gestaltungsreichtum, der die verschiedensten Auskristallisierungen aus einer gemeinsamen Mutterlauge zuläßt.

Die aufgehende Sonne hat, neben ihrer lebenerhaltenden Wirklichkeit, als Symbol dem mystischen Bedürfnis der Menschheit immer Halt und Aufschwung gegeben, aber an keiner Stelle der Erde ist sie heute noch so stark mit Gefühls- und Staatsleben zugleich verbunden, wie in Japan: ein Sonnenaufgang, im Rahmen des heiligen Strohseiles zwischen den Felsen der Gattentreue in Ise, auf dem Fuji-san oder dem Asama-yama, unter den Scharen der leise ihre Hymnen murmelnden Beter erlebt, ist überzeugender als alle darüber geschriebenen Bücher. Die kleine, schlicht gezimmerte Miya im Frühsonnenglanze am Meeresufer oder auf Bergeshöhe, die nichts an hieratischem Inhalt enthält, als den Spiegel der Wahrheit, der das Gesicht der Sonne versinnbildlicht, gehört nicht zu den rohen Hilfsmitteln eines primitiven Naturkults, son-

dern zu den höchststehenden religiösen Symbolen der Menschheit. Und ähnlich differenziert sich die mit voller geistiger Freiheit verträgliche Ahnenverehrung hoch über Totenfurcht und Dämonenglaube hinaus, aus denen sie entsprungen ist. Wer ihre offizielle Lehre kennen zu lernen wünscht, geht am besten auf Hirata Atsutane zurück und die Literatur, die sich an seine Auffassung knüpft. Aber überzeugender als die Literatur ist auch hier das Leben. Ich werde nie vergessen, mit welchem Ausdruck religiöser Ehrfurcht mir bei einer Totenfeier im Bergwalde über Kyoto ein hochgebildeter und sprachenkundiger Generalstabsoffizier zuraunte: jetzt ist er schon kami!, als der Priester die Seele gebeten hatte, den Körper zu verlassen und ihren weiteren Aufenthalt in der neu bereiteten Stätte zu nehmen. Es g i b t Augenblicke, in denen auch Männer von eiserner Selbstbeherrschung vom Schaudern, der Menschheit bestem Teil, übermannt werden und wo sie nicht heucheln könnten, selbst wenn sie es wollten.

Ahnenverehrung und überlieferte Sitte lasten mit starker Hand auch auf der Stellung des Kaisers, die beide nur so lange unangreifbar stützen, als sie im religiösen Schatten beider steht, nicht mit einer allzu menschlichen Persönlichkeit ans Licht des Tages tritt. Landesgeschichte, Religion und Sitte haben dem konstitutionellen Prinzip vorgearbeitet, das den Herrscher nie ohne ministerielle Bekleidungsstücke erscheinen läßt. Der ruhige und stete Glanz einer fleckenlosen Stellung über allem wird von ihm mit einem vollständigen Opfer seiner Persönlichkeit bezahlt, soweit sie nach außen in Erscheinung tritt; die wundervoll geschriebenen Erlasse, unter denen sein Name steht, sind das Ergebnis von Beratungen der weisesten und kundigsten seines Volkes, von unvergleichlicher Sachlichkeit und ganz ohne persönlichen Ton. Daß dieser Zusammenhang von geschichtlichem Erbe und staatsrechtlicher Gegenwart des Kaisertums und sein Nutzen für das Reichsgefüge so begriffen wurde, hat die außerordentlich starke Machtstellung der unpersönlichen Hieromonarchie in Japan hervorgebracht, in der die überlieferte von der neu gewonnenen gesetzlichen und staatsrechtlichen Gewalt kaum mehr zu trennen ist. Ein überwältigendes Erbe!

Soweit sie nach den gegenwärtig geltenden Urkunden und Rechtsbüchern darzustellen ist, hat Johannes Überschaar die Stellung des Kaisers auch nach meinen Eindrücken durchaus zutreffend gezeichnet: „Der Ahnenkult, der im Kaiser den Oberpriester der Nation sieht, ist ihre stärkste Grundlage . . . die Verehrung der Familienahnen gipfelt in der Verehrung der kaiserlichen Ahnengötter . . . Die damit verbundenen Ehrenrechte hat keiner der Lehensfürsten je anzutasten gewagt. Und 1868 ist der Kaiser Erbe der bis zur höchsten Vollendung ausgebildeten Feudalüberlieferung geworden . . . Fürst Ito, der

Schöpfer der Konstitution, konnte nicht wagen, ein Volk, das noch in Feudalverhältnissen lebte und dessen geistige Kultur noch keineswegs aus mittelalterlicher Gebundenheit heraus war, in den Genuß von Rechten zu setzen, der den Volksorganismus geschädigt hätte. Er strebte nach dem Ziel eines starken Kaisertums, das alle Mittel besaß, das bereits begonnene, immer drohender sich gestaltende Eingreifen europäischer Mächte in japanische Politik zu verhindern. Deshalb hat er dieses Kaisertum mit den höchsten Rechten ausgestattet und die sakrale Eigenschaft verbunden mit den Machtmitteln, die europäische Kultur und Zivilisation ihm an die Hand gaben." Und damit, fügen wir hinzu, einen glänzenden Gegensatz zu dem Verrate Yuan-shi-kais hingestellt, der die einzige Macht untergraben hat, die vielleicht China den gleichen Schutz hätte gewähren können. Durch diese Leistung Itos ist „bei dem Charakter einer Repräsentativ-Verfassung, den die japanische mehr formal als inhaltlich trägt, der Monarch mit einer ganz außergewöhnlichen Machtvollkommenheit ausgestattet."

Der Kaiser ist schlechthin Gesetzgeber; die Stände haben nur ein zustimmendes Recht, üben aber nicht gemeinschaftlich mit ihm die gesetzgebende Gewalt aus. Der Kaiser allein hat das Recht der Initiative bei Verfassungsänderungen und bei der Bestimmung des Präsenzstandes von Heer und Flotte. Die Präsidenten beider Häuser ernennt der Kaiser nach dem Vorschlage der Kammern. Kommt kein neues Budget zustande, so bleibt einfach das letzte in Kraft: eine Bestimmung, durch die, falls die Regierung sich mit dem bestehenden bescheidet, das Budgetrecht der Kammern völlig gegenstandslos wird. — „Berücksichtigt man schließlich das ausgedehnte Verordnungs- und Notverordnungsrecht des Kaisers und die Tatsache, daß er zum Abschluß von Verträgen ohne Mitwirkung des Parlamentes in jedem Falle berechtigt ist, daß er über die Abtretung oder den Austausch von Gebietsteilen zu entscheiden hat, so muß man die Gewalt des Kaisers als den im Staatsleben maßgebenden Faktor bezeichnen. . . . Bedenkt man, wie diese staatsrechtlichen Befugnisse in Wirklichkeit sich auswirken können, bei einer monarchischen Gewalt, die von den nationalen Ideen des Ahnenkultus gestützt wird, in der Vorstellung eines Volkes, das seinerseits wieder durch Reste eines noch recht lebhaften Vasallenbewußtseins von seinem Kaiser unbedingt abhängig ist, so begreift man, daß das moderne Japan seine Erfolge ganz besonders seinem Kaisertum zu verdanken hat." . . . „Der japanische Soldat wie auch der Offizier haben sich nicht so sehr für ihr Vaterland, als vielmehr für ihren Kaiser geschlagen, dem sie als ihrem Herrn zu treuer Gefolgschaft verpflichtet sind."

Dem vortrefflichen Bilde haben wir einige ergänzende Striche beizufügen. Es heißt bei Überschaar: „Der heutige Japaner ist keineswegs

freier Volksgenosse und Staatsbürger, sondern der Untertan seines Kaisers, dem er als dienender Mann Vasallentreue schuldet." Aber weder der Japaner noch sein Kaiser empfinden das s o , sondern nach ihrem Gefühl und nach ihrer Sitte herrscht der Begriff der Familiengemeinschaft vor, — und zwar in der überwiegenden Mehrheit der einer von freier und freudiger Liebe geleiteten Familiengemeinschaft. „In dieser Hinsicht hat Japan zweifellos am besten und am glücklichsten bei aller weitgehenden und oft ängstlich übertriebenen Rezeption den Anschluß an seines eigenen Wesens Entwicklung gefunden."

Stärker als Gesetzesbestimmungen ist die Sitte. Am 10. November 1911 erlitt der kaiserliche Manöverzug durch ein Versehen des diensttuenden Beamten einen kleinen, folgenlosen Unfall, der nur dem Kaiser und seinem Gefolge einen unfreiwilligen Aufenthalt von einer Stunde an ungeeigneter Stelle aufzwang. Kurze Zeit später fand man den schuldigen Mann in einem Tunnel bei Shimonoseki tot auf; in einem Briefe bat er um Entschuldigung für sein Versehen sowie für seinen Selbstmord. Die ausländischen Zeitungen sprachen in ihren Notizen von dem bedauernswerten Manne; aber warum bedauernswert? Für japanische Begriffe gewiß nicht. Der kleine Beamte hat seine irdische Persönlichkeit geopfert und dafür eine Dauer seines Namens erworben, die Beamte im mittleren Bahndienste sonst nicht gewinnen; und als er sich so einer Idee zum Opfer brachte, wußte er, daß sein Kaiser eine viel stärkere Persönlichkeit dieser Idee gerade so opfern muß wie er. Denn das ist das Versöhnende an den japanischen Unterordnungs-Begriffen, denen ein gleich starker Gegenwert für bevorzugte Stellung in dieser Ausprägung im Westen nicht gegenübersteht: Kaisermacht und Clanbegriff, fürstliche Vorrechte und Ehrenstellung, wie sie sich in Japan ausgebildet haben, wären geschichtlich unerträglich geworden, hätten niemals als Sitte ihre gesetzlichen Grundlagen überleben oder gar sich neue schaffen können, ohne das starke Verantwortlichkeitsgefühl der oberen Stände, das Altjapan ebenso zwingend ausgebildet hatte.

In der Tat: weit mehr mit Pflichten überhäuft als durch Vorrechte ausgezeichnet war das alte Daimyat gewesen. Wie stark der Begriff einer öffentlichen Verantwortlichkeit für eine durch Macht und Wohlstand ausgezeichnete Lebensstellung noch nachwirkt, beweist unter anderem das Selbstbesteuerungsverfahren der Wohltätigkeitsgesellschaft Sai-sei-Kwai. Die Initiative dazu ging mit einer ersten Gabe von drei Millionen Mark vom kaiserlichen Hause aus, das keineswegs reich ist, nur durch Fürst Itos Vorsorge mit einer Reihe von Zukunftsmöglichkeiten geschickt verbunden wurde und Grundbesitz hat, der späterhin wertvoll werden kann. Fürst Katsura berief eine Reihe von reichen und bedeutenden Männern zusammen, und im Anschluß an die Spende

des Kaiserhauses strömten in schneller Folge Beiträge in der Höhe von zwei Millionen bis auf 20 000 Mark herab aus den leistungsfähigen Händen zusammen. Eine schmerzliche Überraschung bildete aber dabei die Erkenntnis, daß man die Familien des alten Grundadels zum Teil so sehr ihrer wirtschaftlichen Kräfte beraubt hatte, daß sie bei dieser Gelegenheit nicht annähernd das von ihnen Erwartete leisten konnten. Die Gesamtheit ihrer Beiträge, so hieß es, sei hinter den Einzelbeiträgen von zwei Millionen Mark der großen Finanzleute Mitsui und Iwasaki zurückgeblieben. Man vergaß aber, daß (während die Erwerbsmöglichkeiten der jungen Finanz momentan vielleicht in Japan unbeschränkter sind als irgendwo anders) der alte Adel wohl der ärmste in der Welt ist, denn er hatte seine Habe dem Staate mit einer Rückhaltlosigkeit geopfert, wie kein anderer, und war obendrein durch die Sitte gezwungen, alle freien Mittel seinen alten Vasallenfamilien zu widmen, die dafür auch mit der rührenden Treue der römischen Klientel an ihm hängen und nicht nur zum Schmuck sein Wappen auf den schwarzseidenen Haori tragen. Der schmerzliche Gegensatz von rücksichtsloser junger Finanzkraft und machtentkleideter alter Würde erfuhr so bei dieser Gelegenheit eine peinliche, keineswegs gewünschte Beleuchtung.

Das Ringen von Kapitalmacht und Ritterehre um die Vorherrschaft und Anerkennung im Lande ist übrigens auch in Japan so wenig neu, wie im großen Kampf zwischen rücksichtslosem Manchestertum und übertriebenem Staatssozialismus, der das Geld am liebsten wieder ganz ausschalten und in ein patriarchalisches Natural-Wirtschaftssystem zurückfallen möchte. Wer sich für diesen Gegensatz und seine Geschichte interessiert, findet (leicht zugänglich, weil englisch geschrieben) zu Eingang der Momijiya-Börsenberichte eine Artikelreihe über die Entwicklung von Japans Finanzwirtschaft. Da wird in großen Zügen dargestellt, wie trotz ihrer rechtlichen und gesellschaftlichen Geringschätzung während der Tokugawa-Herrschaft die Kaufmanns- und Bankierkreise einen indirekten Einfluß durch die allgemeine Verschuldung der herrschenden Klassen gewannen, ähnlich wie das Judentum im deutschen Mittelalter.

Aus den Anpassungseigenschaften dieser Zeit, die ihn auf versteckten Wucher verwies, stammt die von seinen achtbaren Vertretern schmerzlich beklagte, nirgend abgeleugnete moralische Unterbilanz des japanischen Kaufmannsstandes, der trotz ehrenwerter Ausnahmen bedenkliche Tiefstand seiner Handelssitten. Wer hätte sich nicht schon darüber ausgelassen: Minister, Gesandte, große Finanzleute, leitende Männer in Staatseinrichtungen für Handel und Gewerbe! Manches war übertrieben, und sicherlich hat Japan kein Monopol auf nicht ehrenhafte Kaufleute; aber der Prozentsatz ist unstreitig zu hoch, als daß er so bleiben dürfte. Kleinliche und vielfach kurzsichtige Spitzbübereien,

Lieferung schlechterer Waren als die mustermäßigen, heimliches Unterbieten, gleitende Preise, Markten und Handeln, Musterschutz-Betrügereien sind viel zu häufig bewiesen und von den ehrenwertesten japanischen Stimmen beklagt worden, als daß wir nicht in diesem Erbe der Feudalzeit einen „revers de la médaille" erkennen und darauf hinweisen müßten.

Merkwürdig daran ist, daß im guten und schlechten Sinne das kollektivistische Moment, ein gewisser, wenn auch auf Stamm und Clan beschränkter Altruismus selbst im Betruge das stärkere war, daß hingegen das individualistische Moment, der unverhüllte Egoismus, jeweils in Erschlaffungszeiten des anderen an Boden gewann. Die Neigung ist sehr ausgesprochen, mit Einzelname, Persönlichkeit und eigener Leistung hinter irgendeine Form der Vergesellschaftung zurückzutreten, sei es der wirtschaftliche Familienverband oder der Clan, sei es in neuester Zeit ein militärischer Stab oder eine Aktiengesellschaft. Deshalb ist auch die Erkenntnis der Bedeutung von Clan-Begriff und Clan-Moral ein so unentbehrlicher Schlüssel zum Verständnis des Volkscharakters und der Volksseele. Wie in früheren Jahren Mord und Totschlag, so sind heute noch gewisse Verbrechen, Betrug und Bankbruch, finanzielle Verfehlungen jeder Art im Dienste von Gemeinschaften minder übel angesehen, als wenn sie bloß der Eigensucht des Einzelnen fröhnten. Die wertvollsten Einblicke in das Volksempfinden in diesen Dingen verdanke ich einigen Aussprachen mit Japanern über den parlamentarischen Zuckerskandal des Jahres 1909 und den Zusammenbruch der Zuckergesellschaft. Bei der Verurteilung ihres Direktors Isomura äußerte der Gerichtshof die merkwürdige Anschauung: gesetzlich seien die angeklagten Direktoren zwar schuldig, sie seien aber durch besondere Umstände und um ihre Gesellschaften zu fördern gezwungen gewesen, zu solchen Praktiken zu greifen. (Es hatte sich hauptsächlich um die Bestechung von Parlamentariern mit zum Teil lächerlich geringen Summen gehandelt, und fast ein Zehntel des ganzen Parlamentes war der Versuchung erlegen!) In ihren Handlungen habe man keine selbstsüchtigen Beweggründe finden können, so daß zu ihren Gunsten die Annahme mildernder Umstände angebracht sei. Das ist eigentlich eine Rechtfertigung, fast eine Anerkennung. Und doch hatten die beiden Angeklagten unrechtmäßig mehr als 1½ Millionen von der für Steuern bestimmten Summe zur Dividendenauszahlung, einen großen Teil der Betriebsmittel zur Bestechung von Reichstagsmitgliedern verwendet, damit sie zugunsten der Gesellschaft sprächen, und hatten die nötige Fälschung von Büchern, Schecks und Noten vorgenommen, um den ganzen Handel, „the miserable conspiracy", wie ein englisch-japanisches Blatt sich ausdrückte, zu verdecken.

Wenige Monate vorher hatte ein anderer Gerichtshof bei der Ermordung des Professors Maeda wegen Spionageverdachtes die Straffälligkeit des Angeklagten um viele Grade geringer gefunden, weil der Angreifer, der einen Waffenlosen erdolchte, von patriotischen Motiven geleitet worden sei. Wie bei dem Racheakt der siebenundvierzig Ronin und bei dem Überfall auf Jii kamon no kami (beides Heldentaten, die eben doch Verbrechen waren) die Attentäter sich moralisch entlastet fühlten, weil sie ein Unrecht gegen das Haupt ihres Clans damit zu rächen hatten, so hat in unseren Tagen Isomura, obwohl zu Gefängnis verurteilt, sich im eigenen und fremden Urteil für moralisch gerechtfertigt halten können, weil er nicht aus persönlichen Gründen, sondern im Interesse seiner Handelsgesellschaft gesündigt hatte. Bis zu einem gewissen Grade hielt er sich für einen Märtyrer und wäre voll dafür genommen worden, hätte er noch, wie ein in üble Aktiengeschäfte verwickelter General, rechtzeitig Selbstmord verübt.

Eine in Japan erscheinende fremdsprachige Zeitung, die vornehmlich Handelsinteressen dient, findet dieses Überleben einer Form des Patriotismus, „wie ihn sonst nur wilde Stämme kennen", geradezu grotesk. Eine Hauptprobe für das Fortschreiten der Zivilisation sei die Ausdehnung der Moral vom Einzelwesen auf die Gruppe und ihre Beziehungen zu anderen Gruppen; den Westländer müsse deshalb die primitive Moral des Stamm- oder Clan-Systems doppelt seltsam berühren, wenn sie sich auf die Arbeit von Handelsgesellschaften erstrecke. Wettbewerb habe im Westen viel Schlimmes neben dem Guten zu verantworten; wenn sich aber ein rücksichtsloser kaufmännischer Wettbewerb zu der primitiven Moral wilder feindlicher Stämme hinzuschlage, müsse das Geschäftsleben bald zu reiner Anarchie entarten. Wenn die kaufmännische Moral in Japan verbessert werden solle, wäre vor allem ein höherer Standpunkt in bezug auf persönliche Verantwortlichkeit anzustreben, als ihn im Falle Isomura sowohl der Angeklagte als sein Gerichtshof eingenommen hätte.

Aber könnte ein g e l ä u t e r t e s Clansystem nicht zu einer Stärkequelle werden? Es mag seltsam erscheinen, in einem Atem mit einem zusammengekrachten kaufmännischen Unternehmen die beiden in ihren großen Zügen musterhaft ehrlichen und auf eine Riesenleistung zurückblickenden Großbetriebe des modernen Japan, seine Armee und seine Marine zu nennen. Und doch ist auch hier wieder der ererbte Clan-Begriff das tertium comparationis, auch hier ward er häufig eine Quelle selbstloser und überragender Leistung, bisweilen bot er auch breiten Raum zu berechtigten Angriffen. Was an fast übermenschlicher Arbeits- und Nervenkraft von den Gefolgen des Fürsten Yamagata, der Generalstabschefs Kawakami und Kodama, den Choshu-

Leuten in Generalstab und Kriegsverwaltung, was von den Männern des Satsuma-Clans, von Togo und Yamamoto für die Flotte geleistet worden ist, das steht auf der lichten Seite der Clangeschichte, wie überhaupt das selbstlose und reibungslose Zusammenarbeiten der Stäbe. Dafür ist sicher manches Talent, das den Sat-cho ferne stand (Sat-cho ist die gemeinsame Bezeichnung für die südwestlichen Clane Satsuma und Choshu), nicht an die Stellen gekommen, die ihm die höchsten Wirkungsmöglichkeiten gegeben hätten. Aber diese Gefahr ist keiner großen Organisation fremd; und was Heer und Flotte für Japan geleistet haben, darf sie billig dem Verdachte entheben, daß das Clangefüge jemals b e w u ß t zum Schaden des Landes gearbeitet habe. Wie stark und selbstverständlich es aber noch als Faktor in der öffentlichen Meinung mitspielt, bewies die Überraschung, als Baron Uyehara, ein geborener Satsuma-Mann, dem Choshu-Vertreter Terauchi als Kriegsminister an die Spitze der Armee folgte. Man sah in dieser Durchbrechung einer ungeschriebenen Regel der Machtverteilung eine kühne Neuerung des Ministerpräsidenten Marquis Saiyonji und wies darauf hin, daß alle Satsuma-Mitglieder der Volksvertretung der Sei-yu-kai angehörten, der liberalisierenden Regierungspartei unter Führung Saiyonjis. Auch künftig werden noch vielfach Forderungen für Heer und Marine mehr als Privatsachen des Choshu- und Satsuma-Clans dargestellt und angefochten werden, als billig und gut ist. Anlaß zum Nachdenken gibt uns auch, daß die wohl vorübergehende Vorherrschaft der südwestlichen Clane (Tosa und Kumamoto sind jetzt schon stark zurückgetreten) als eine Rückschlagserscheinung auf die Vorherrschaft der im Nordosten festgewurzelten Tokugawa aufgefaßt werden kann.

Dem Regime der Tokugawa, nicht nur der Ära der Erleuchtung verdankt es aber Japan doch wohl vornehmlich, daß der wache Sinn für die überragende Bedeutung der Gemeinschaft gegenüber dem Einzelnen von den Stammverbänden langsam auf das Gesamtgefüge überging und zur leitenden Note des Staatsgefühles wurde. In einem Wirken, ähnlich wie das der Hohenzollern für Preußen-Deutschland, hat das große staatliche Organisationstalent der Tokugawa dieses Staatsgefühl bis zum überwiegenden Staatssozialismus ausgebildet, bis es mit seinen Vorzügen und den entsprechenden Kehrseiten an der Grenze seiner Entwicklungsmöglichkeit angekommen schien. Es wird in neuester Zeit im Lande selbst vielfach verkannt und gescholten, auch wohl verwechselt mit einigen seiner Ausstrahlungen, wie Omnipotenz des Staates und bureaukratischen Übergriffen. Bezeichnend für diese kritische Stimmung ist z. B. ein Artikel von Asada Koson (Taiyo, Mai 1910): Japan, das wach ist, und Japan, das schläft. Darin behauptet der bekannte Journalist: Japan verdanke seine jetzige Stellung unter

den Mächten vor allem den zwei erfolgreichen Kriegen; es seien Togo, Kuroki und Nogi, die ihm den Weltmachtrang unter den großen Völkern der Erde errungen hätten. In Anbetracht der langen Jahrhunderte seiner Entwicklung habe aber Japan außer seinen militärischen Leistungen wenig andere aufzuweisen. Seine Herrscher seien wohl erwacht, das Volk als ganzes aber schlafe friedlich weiter. Besonders gleichgültig sei es gegen Politik, für die ihm der Geschmack fehle, darum stände auch die Regierung ganz übernatürlich erhöht da. Zwar habe Plato gesagt, die höchste Regierungsform sei die durch eine Oligarchie von Philosophen, aber gerade diese fehlten in Japan. Die Staatsgewalt sei überwältigend, beherrsche alles und knete die Ideen des Volkes in jede gewünschte Form. Es müsse freilich anerkannt werden, daß die Erbtugenden der alten Samurai, im Bushido zusammengefaßt, viel zu der glänzenden Entwicklung der militärischen Eigenschaften beigetragen hätten, aber in der Politik sei das Festhalten am Alten völlig verfehlt und eine Ursache der politischen Stagnation. Heutzutage würden politische Redner als eine unproduktive Gesellschaft von Schwätzern betrachtet, und das Volk habe nicht die geringste Neigung, anzuhören, was sie ihm zu sagen hätten. Dafür sei die offizielle Welt voll von Verehrern der Vergangenheit, von Männern, deren stärkste Sympathien der Feudalzeit gehörten.

Ob wohl der Verfasser und der von ihm so verehrte vielredende Graf Okuma das Glück des schlafenden Volkes recht vermehren werden, wenn sie es durch Mitglieder ihrer Partei erregen und aufstacheln lassen? Sollten sie nicht für ihre Tätigkeit näher der eigenen Schwelle Verwendung haben, nachdem erwiesenermaßen (wenigstens in den letzten Jahren) die politischen Korruptionserscheinungen überwiegend auf dem Schuldkonto der fortschrittlichen Parteien und der modernisierten Geschäftswelt standen? Das Mißtrauen von Inländern und Ausländern gegen allzu „aufgeweckte", übermoderne und fremdenfreundliche Japaner ist meist ebenso groß und ebenso berechtigt, wie das Vertrauen zum altjapanischen Gentleman, zum Beamten, Offizier und Landmann der alten Schule. Um den Leistungen des japanischen Staatsgedankens gerecht zu werden, bedarf es doch nur des Hinweises auf die einzigartige Stellung Japans zu den Weltmächten kaukasischer Rasse, denen bis jetzt alle nicht rasseverwandten Völker als Ausbeutungsobjekte in die Hände gefallen waren. Wie lange dieses Verhältnis so bleiben wird, ist eine andere Frage; aber sich seiner von Anfang an erfolgreich zu erwehren, ist einzig und allein Japan gelungen. Siam z. B. wäre heute wohl schon unter England und Frankreich verteilt, ohne die Furcht vor dem Inselreiche, die Furcht, der Kanonendonner in Süd-Ostasien könnte ein lange erwartetes Gewitter aus Nord-Osten dahin ziehen. Die Einsackung der Malayenhalbinsel gelang nur noch, weil sie von langer Hand so meisterhaft vorbereitet gewesen war, wird aber wohl im fernen Osten der letzte geglückte Versuch bleiben, ein Land unter den Händen der verträumten Bewohner ohne ehrlichen Einsatz von Blut und Eisen wegzustehlen. Bei der Plünderung Chinas um seine Außenprovinzen wird Japans Anspruch voll respektiert werden müssen.

Die Würdigung des Clanbegriffes hat uns gezeigt, wie sich innerhalb der Inselgrenzen der Gedanke der Stammeszusammengehörigkeit, der Gefolgschaft leichter unverändert erhalten konnte und wie er dann allmählich auf das Reich ausgedehnt wurde. Die Betrachtung ihrer geographischen Grundlagen ließ uns verstehen, wie gute Stammessitte, unterstützt durch günstige Landesnatur, vom Stammgebiete Yamato aus zunächst die Hauptinsel und endlich das ganze Reich überspannen konnte. Als Gegenstück dazu zeigt die Geschichte des Bushido den Übergang erhaltenswerter Kastensitte und ihres Ehrenkodex von den etwa 400 000 alten Samuraifamilien auf ein Heer mit allgemeiner Wehrpflicht, wenn auch eingeschränkt durch Auslese unter einem reichlichen Menschenangebot und ihre weitere Diffusion im ganzen Volke durch die mit Bushido getränkten Soldaten. Es ist geradezu die entscheidende Frage für die Zukunft der japanischen Wehrkraft, ob es gelingen wird, den Kern des Bushido trotz der durch seine Verbreitung unvermeidlichen Verwässerung zu erhalten. Daß diese Lehre, von Gläubigen an Gläubige mit Inbrunst weitergegeben, wie ein Evangelium aufgenommen wird: davon haben mich so viele persönliche Erfahrungen mit Soldaten der verschiedensten Bevölkerungsschichten und Landesteile überzeugt, daß dagegen skeptische Behauptungen aus intellektuellen Kreisen nicht aufkommen können.

Bei einer Prüfung, wieviel von den heute unter den Namen Bushido und Yamato-damashii zusammengefaßten Geboten auf einwandfreien Überlieferungen Altjapans und der Tokugawa-Zeit beruhen, wieviel neuer Anbau und Ausbau ist, wird man am besten zunächst die Bannerträger der neuen Fehde darüber (Chamberlain auf der einen, Leute wie Nitobe auf der anderen Seite) beiseite lassen und auf Grund der alten Quellen zu klären suchen, was etwa zu Hiratas Zeit gegolten hat, vor allem aber auf den oft genug veröffentlichten Wortlaut der Feudalgesetze der Tokugawa-Shogune zurückgehen. Der für unseren Zweck wesentlichste Teil dieser Gesetze ist von I. Carey Hall, dem englischen Generalkonsul in Yokohama, übersetzt worden; über Hirata hat R. I. Kirby gute Arbeiten veröffentlicht, über die Machtverteilung in der

Tokugawa-Zeit Professor Takase; endlich verdanken wir eine schöne und klare Darstellung des Feudalbaues von Altjapan einem Vortrage von Lord Redesdale vom 6. Dezember 1911.

Zu dem Streben, das Gute an Stammeseigenart, Clanwesen, Kastengeist und Feudalbrauch in die neue Zeit hinüberzuretten, führt ein gesunder geschichtlicher Sinn. Natürlich müssen die Fehler der Vorzüge dann mit in den Kauf genommen werden; wenn sie als solche in so weiten Kreisen erkannt werden, wie das in Japan der Fall ist, mögen sie für ein gesundes Volk relativ unschädlich sein, wenn auch Einzelne darunter leiden. Dem östlichen Fehler: zu leicht in der Masse aufzugehen, zu kampflos hinter sie zurückzutreten, steht doch, von uns allen zugegeben, ein westlicher gegenüber: zuviel nach dem Einzelnen, zu wenig nach der Rasse zu fragen. Wenn man aber in der Masse den Züchtungsboden für die immer wieder gebrauchten „Besten" zu wenig schätzt und pflegt, kommt sie leicht dazu, sich als einen Boden zu betrachten, auf den ihr zu Gefallen auch die Besten heruntersteigen sollten. Mir scheint es eher ein Glück, daß hier zwei entgegengesetzte Wellenbewegungen einander anregen, und daß nicht alles träge in derselben Richtung wogt.

Der Begriff einer besonderen körperlichen und seelischen Rassenhärte, der Wert und die Berechtigung von Rasseneigenart ist von der Wissenschaft so allgemein anerkannt, daß es keiner Begriffsfeststellung mehr dazu bedarf. Ich kann mich also hier auf Andeutung derjenigen persönlich beobachteten rasseerhaltenden Sitten und Bräuche beschränken, die mir im Sinne dieses Begriffes besonders wertvoll zu sein scheinen.

Da ist zunächst das Verhältnis des Menschen zum Tode in der Volksvorstellung und der Volkssitte. Zweifellos wird das Dasein des Einzelnen — obwohl man sehr gerne und sehr vergnügt lebt und alles eher als ein Volk von Asketen oder Spartanern ist — von Gesamtheit und Familie weniger wichtig genommen, als bei uns; und zwar gilt auch hier die Stufenfolge Chiu-kō, nicht kō-chiu. Das erste Anrecht auf das Leben hat im Namen des Gesamtstaates der Kaiser, dann kommt der größere Verband (Gemeinde, Heimatgau, Heer, Flotte), dann die Familie und erst zuletzt die Einzelpersönlichkeit. Wer sich dieser Stufenfolge entziehen will, hat nur einen einzigen befreienden und abkürzenden Weg: den aus anständigen und ehrenhaften Gründen begangenen und dann immer noch anerkannten Selbstmord. Die Wendung zu diesem befreienden Ausweg erscheint wesentlich leichter und die Stellung der öffentlichen Meinung dazu ist eine ganz andere als im Westen. Darum wird auch einerseits das Sterben für eine Idee, Sache oder Person leichter genommen und liegt dem natürlichen Empfinden näher, namentlich, wenn eine gewisse Eitelkeit dabei auf ihre Rechnung kommt; andererseits fehlt als Kehrseite nicht Verständnis und laxe Verurteilung für Leute, die ihr Leben zur Verübung politischer Attentate einsetzen. Der deutlichste Beweis dafür ist die allgemeine Achtung, in der heute noch die siebenundvierzig Ronin stehen, aus neuerer Zeit die Mörder des letzten Shogun-Ministers Jii kamon no kami und in allerneuester Zeit das nachsichtige und höfliche Verständnis, das die japanische Presse, nachdem sich die erste Erregung gelegt hatte, im Gegensatz zur englisch-japanischen Presse für den koreanischen Mörder des Fürsten Ito gezeigt hat. In beiden Fällen ist die hochgradige politische Eitelkeit beteiligt, die von extravaganten Zügen der Ritterlichkeit in Ost und West unzertrennlich scheint. Wenn der Staat das mit in den Kauf nimmt und durch Inschriften, Gedächnistafeln und Denkmäler unterstützt, so sagt er sich wohl: wenn nur die guten Taten, die Opfer fürs Gemeinwohl geschehen, so will ich nicht zu peinlich nach den Beweggründen fragen und gelegentliche Auswüchse milder beurteilen. Wer sich im öffentlichen Dienste selber den Bauch aufschneidet, auf untergangeweihte Schiffe geht oder sich sonst in Todesgefahr wirft, ist immerhin ein mutiger und achtungswerter Mann, auch wenn er glaubt, daß seine Seele „auf ewig" in Tempeln fortlebt und weiß, daß sein Name in Erz oder Stein gegraben auf die Nachwelt oder doch wenigstens in den Zeitungen vor die Mitwelt kommt und wenn ihm dadurch das Sterben leichter wird. An Worten fehlt es ohnehin nicht, also pflegen wir opferfreudige Taten, auch wenn sie bisweilen „kleiner Ehrgeiz" hervorrufen sollte.

Trotzdem wäre es irrig, nun hinter allen den Menschenopfern, deren Motive uns nicht ohne weiteres klar sind, immer tragische Pose oder kleinliche Eitelkeit zu sehen. Die Ansteckung durch Beispiel, das Nachahmen aufsehenerregender Todesarten in Zeiten großer Nervenanspannung, endlich ein gutes Stück Leichtsinn sind bei dem Gleichmut gegenüber dem Verluste von Menschenleben auch im Spiele. Wir haben schon die zum Fatalismus erziehende katastrophenreiche Landesnatur in ihrer Wirkung auf das Verhältnis zum Leben gewürdigt; vielleicht läßt auch ein instinktives Bewußtsein der großen nationalen Fruchtbarkeit Menschenverluste weniger hoch anschlagen. So haben sich nicht nur Heer und Flotte im Dienste der großen Politik, der Bergbau und sein militärisches Widerspiel, der Minenkrieg, sondern auch der gefahrvolle Erwerb zur See und die Industrie daran gewöhnt, vielfach leichter Menschenleben als große Materialwerte zu opfern.

Die Erwähnung von Zeiten der Nachahmung unter dem Drucke besonders hoher Nervenspannung bedarf noch eines kurzen Rückblickes. Es ist natürlich, daß eine Übergangszeit, wie die des Ringens

zwischen Alt- und Neujapan, die Zahl der politischen Bluttaten steigerte. Kaum eine ist in ihren Einzelheiten so charakteristisch, wie das in allen Motiven bekannte Attentat gegen den Fürsten Iwakura Tomoharu. Eine Erzählung des Vorfalles würde zu weit führen; als ich sie zum ersten Male hörte, empfing ich damit auch den ersten klaren Eindruck von der Stellung der Japaner zum Begriffe des politischen Attentats und davon, wie leicht eine Welle politischer Erregung eine Flut von solchen Taten auszulösen vermag. Deshalb auch wohl das scharfe und in der nationalen Psychologie begründete Vorgehen des Ministeriums Katsura gegen die theoretischen Anarchisten und Gesellschaftsfeinde, die in Japan eben viel leichter tatbereite Hände finden als anderwärts. In eine andere Periode ungewöhnlicher Nervenspannung fallen die massenhaften Schüler- und Studentenselbstmorde aus Überarbeitung und Weltmüdigkeit, die ihren letzten Grund in der Überschneidung angehäufter und nicht verarbeiteter Mengen westlichen Wissens mit der alten Religionsphilosophie des Ostens haben. So brachte das Jahr 1903 nicht weniger als acht Selbstmorde von Studenten an dem berühmten Kegon-Wasserfalle bei Nikko, ausnahmslos begangen aus Lebensüberdruß in Erkenntnis der Nichtigkeit der Lebensgüter. Der erste, der in die Tiefe gesprungen war, hatte ein chinesisches Gedicht hinterlassen über die Wertlosigkeit des Daseins und die Wonne des Eingehens ins Nirwana. Ein Polizeiposten mußte der Selbstmordepidemie an dieser Stelle Einhalt tun.

Das Überleben der Blutrache als anerkanntes Recht in einem sonst in scharfer Zucht erhaltenen Polizeistaate ist ein weiterer Beweis, wie lange sich ursprüngliche Sitten, auch in Zeiten der Verweichlichung durch hohe Kultur behaupten, auch wenn ihre Wildheit gerade im Gegensatz dazu gelegentlich schwer empfunden werden mag. Hirade Kojiro, einer der gründlichsten Kenner altjapanischer Sitten, widmete der Blutrache ein wertvolles Buch: „Katakiuchi", „das Feinderschlagen". Es ist eine Fundgrube für die Erkenntnis sonst schwer faßbarer Volkssitten und zeigt unter anderem, daß diese würdige Sitte — in der Tokugawa-Periode von 1600 bis 1867 noch in vollem Schwange — erst am 7. Februar 1873 verboten wurde — und zwar in den schonendsten Ausdrücken, mit einer letzten tiefen Verbeugung vor dem guten alten Brauch, den Tod von Vätern und Gesippen selbst zu rächen, unter Hinweis darauf, daß der Staat von nun an diese heilige Pflicht in die Hand nehmen werde.

Also sind fast alle die Leute, auf deren harten Führerwillen es im Jahre 1904/05 ankam, noch in der Vorstellung erzogen worden, Blutrache sei ihre selbstverständliche Pflicht für tödliche Beleidigung, und zwar sind in den letzten zweihundert Jahren nachweislich mehr Fälle

ritueller Blutrache im Bauern- und Handelsstand vorgekommen, als sogar in den Samurai-Familien. Und mit der gleichen selbstverständlichen Billigung standen dieselben Männer anderen, ihrer Jugendzeit heiligen Sitten gegenüber: dem Harakiri als Sühne, dem Harakiri als Protest gegen erduldete Beleidigung, der den Selbstmord des Beleidigers innerhalb bemessener Frist nach sich zog; dem Selbstmorde überhaupt und jeder Form des politischen Attentats, bei dem der Angreifer mit dem Schwert in der Hand sein eigenes Leben einsetzte.

Ein weiterer Erbzug im Antlitz der Nation, der freilich allen alten Kulturvölkern Ostasiens eignet, ist die hohe Wertschätzung des Alters, die große Rolle, die es im privaten und öffentlichen Leben spielt und die starke Macht, die es sichtbar und im Verborgenen ausübt.

Nicht ursprünglich japanisch, sondern mit anderen altindischen Gedankengängen im Gefolge des Buddhismus eingewandert ist die von westlichen Gewohnheiten unterschiedene Neigung, sich äußerlich in frühen Jahren vom sichtbaren Einfluß, vor allem von der Repräsentation zurückzuziehen, eine Neigung, die mit einer gewissen orientalischen Vorliebe dafür zusammenklingt, Macht aus dem Verborgenen, aus scheinbarer Zurückgezogenheit zu üben. Seit dem Eindringen buddhistischer Weltfluchtgedanken war das Kaisern und Reichsmarschällen vertraut und ist seitdem in Staat und Familie gleichmäßig im Schwang. Sehr bezeichnend war Joe Chamberlains Verständnislosigkeit, als ihm ein japanischer Staatsmann die Rolle des Genro, des Rates der alten Staatsmänner auseinandersetzen wollte, der doch für den japanischen Staatshaushalt dasselbe ist wie der Inkyo („Austrägler") für die Familie. Aber hier klafft auch tatsächlich ein Gegensatz zwischen Ost und West — denselben Schritt tut man hier allgemein zu früh, dort allgemein zu spät. Die natürliche Folge ist, daß das Alter im Westen zweifellos mehr formale, im Osten aber mehr tatsächliche Macht besitzt; weil die Jugend leichter und williger ihre Spannkraft für das Alter einsetzt, wenn sie ein gewisses Bestimmungsrecht und den Schein der Macht früher erreichbar vor sich sieht. Jedenfalls wird das Leben in Japan mit dem zunehmenden Alter angenehmer und bequemer. Um so mehr, als der schon erwähnte Gegensatz durch einen anderen ergänzt wird: durch die allgemeingültige Auffassung, daß der anständige Mann eine geschonte Jugend haben müsse und sich weit eher zur Entschädigung für die Entbehrungen, die die Gründung und Forterhaltung einer gesunden Familie ihm auferlegt hatte, in reiferen Jahren gehen lassen, ja sich ein liederliches Alter im Genuß von Sake und Geisha gestatten könne. Die Folgen dieser nationalen Anschauung widersprechen oft schreiend unseren Begriffen von Dekorum, aber für die Rassenhygiene, die Gesunderhaltung des Volkes haben sie ihre

Vorzüge — namentlich in einem Lande, das voll von schweren, in Europa zum Teil nur mehr dem Namen nach bekannten Geschlechtskrankheiten ist und viele Volksgewohnheiten aufweist, die zu Ausschweifungen verführen, wie den Zauber der Geisha-Institution, die ein Seitenstück eigentlich nur in dem altgriechischen Hetären-Verhältnis hat.

Wir haben aus einigen Proben gesehen, daß die instinktive japanische Rassenauslese von einem feinen Verständnis für seelische Werte ausging. Die körperliche Rassenhärte hingegen ist in China besser erreicht worden. Der Chinese ist zäher, an Hitze und Kälte anpassungsfähiger, und deshalb wird man die Bedeutung der bei beiden Völkern vorherrschenden Reisernährung für die japanische Unterbilanz nicht ausschließlich verantwortlich machen können. Trockenes, kaltes und rauhes Klima ist für die durch ihre feuchtwarmen Inseln verwöhnten Japaner zweifellos gefährlich; aber sie stöhnen nicht weniger unter der dumpfen Tropenglut der südlichen Malayenländer, in der die Chinesen noch zu ausdauernder Arbeit fähig sind. Ungünstigen klimatischen Einflüssen hält also der Japaner durchschnittlich weniger stand als der Chinese.

Ebensowenig hat er des Chinesen erstaunliche Widerstandsfähigkeit gegen das Bazillengewimmel in verseuchtem Trinkwasser, seine relative Immunität gegen gewisse ansteckende Krankheiten, wie Dysenterie und Typhus, Pocken und Mumps, und ist Nerven- und Herzleiden zugänglicher. Professor Roß sieht wohl mit Recht den Grund für die Rassenzähigkeit des Chinesen in der unbarmherzigen Auslese, die in einem menschenüberfüllten Lande, dem auch die allerprimitivste Hygiene fremd ist, eben nur die Allertüchtigsten bestehen läßt, so daß die bloße Tatsache des Am-Leben-geblieben-seins schon eine den Durchschnitt überragende Lebenskraft voraussetze. Hingegen scheinen die Chinesen weder Tuberkulose noch Lungenleiden (die allerdings seltener auftreten als in Japan) besser zu überstehen; auch gegen langdauerndes Fieber haben sie geringe Widerstandskraft. Hingegen scheint allen Ostasiaten gemeinsam zu sein eine ans Wunderbare grenzende Heilkraft bei offenen Wunden und schweren Verletzungen. In Japan richten Tuberkulose, gewisse Formen der Geschlechtskrankheiten, Beriberi (dort kakke genannt) und Folgekrankheiten des feuchten Klimas die größten Verheerungen an. Der Feldzug im rauhen und trockenen kontinentalen Klima der Mandschurei hat der japanischen Armee viel weher getan, als der russischen, was die üblen Folgen für die Gesundheit betrifft. Rheumatische Leiden und Folgen der Überanstrengung, im kritischen Augenblick durch Temperament, Willenskraft und Hingebung überwunden, räumen nachträglich in erschreckendem Maße unter den Offizieren auf.

Die japanische Volkshygiene ist wunderlich gemengt aus einigen uralten wohltätigen Sitten, aus schauderhaften mittelalterlichen Rückständigkeiten und aus den allerneuesten Feinheiten des Westens. Zu den ersten zählen: Einfamilienhaus, freier Luftzutritt in Haus, Schule und Kaserne, der Hausgarten, die Sitte des täglichen heißen Bades, eine Kleidung, die Hals und Beine freiläßt, die Gewohnheit des Nacktgehens, so oft es Temperatur oder Arbeit fordern. Wie weit die Macht des jungen, fast ganz auf dem Boden deutscher Wissenschaft stehenden Ärztestandes die mittelalterlichen Mängel der dicht gedrängten städtischen Ansiedlungen mit Erfolg bekämpfen kann, ohne die guten, heilsamen Volksgewohnheiten mit umzubringen, steht dahin. Der starke Einfluß der Ärzte im öffentlichen Leben Japans wird kaum einem Beobachter entgehen. Der Kampf gegen die Epidemien der ringsherum liegenden hygienisch ganz rückständigen Länder stellt ihnen dankbare Aufgaben; aber auch im Inlande haben Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten eine unheimliche Verbreitung, und das feuchte Klima mit seinen ungesunden Regenzeiten scheint einen rascheren Menschenverbrauch und früheres Altern als anderwärts zu bedingen. Allerdings hat die Natur für ein dort besonders bösartig auftretendes Übel, rheumatische Leiden, das Heilmittel in Gestalt wirksamer heißer Quellen in allen möglichen chemischen Mischungen unmittelbar zur Hand aus dem vulkanischen Boden sprudeln lassen.

Wie man aber auch über das Walten von Amtshygiene und Ärztestand in der Übergangszeit denken möge: jedenfalls hat Japan einige für die Kriegshygiene unschätzbare Volksgewohnheiten, gleichfalls als Erbe der alten Zeit. Dazu gehört das Bedürfnis des täglichen Bades und der ihm vorangehenden mechanischen Säuberung des ganzen Körpers; dann die Gewohnheit, das Wasser im abgekochten Zustande mit dem dünnen Teezusatze zu genießen, dem rohen Wasser aber zu mißtrauen. Freilich hat die Hygiene, wie schon betont, böse Lücken, aber namentlich da, wo die landesüblichen Bauweisen und die angestammten Lebensformen verlassen und die europäischen Abhilfen für Großstadt-Übelstände noch nicht durchgedrungen sind. Die japanische Sauberkeit ist leider sehr oft zu Ende, wo die Berührung mit europäischen Einrichtungsgegenständen angeht: sie wird z. B. nicht auf Bahnhöfe, Eisenbahnwagen und europäisch geführte Gastlokale zweiten Ranges übertragen. Aber das ist eher ein Beweis mehr dafür, daß sie altererbtes Kulturgut ist, unzertrennlich verbunden mit bodenständigen Einrichtungen und nicht ohne weiteres auf fremde übertragbar. Daß der im altjapanischen Stile sein Leben führende Bürger oder Bauer hygienischer lebt als seinesgleichen bei uns, steht außer Zweifel. Ich stelle nur noch einmal zusammen, was er vor den entsprechenden Schichten des Westens voraus hat: Einzelfamilienhaus, niedere, luft-

durchzogene Bauten, überall mit Höfen und Gärten durchsetzt, tägliches heißes Bad, Ausziehen der Schuhe vor dem Betreten des Hauses, Wandergewohnheiten, freien Hals, freie Arme und Beine, keine einschnürenden Kleider, Schlafen auf harter Unterlage, ganz ausgestreckt, mit harter Kopfstütze, natürliche Säuglings- und Kinderernährung, oft bis zum zweiten und dritten Lebensjahre, — das alles ist von den Vätern ererbt, kämpft mit der eindringenden, europäischen Zivilisation um seine Existenz und weicht leider, wo diese ganz gesiegt hat, wie sich z. B. unter dem Einflusse der Missionen die prachtvolle natürliche Unbefangenheit gegenüber allem Nackten und Natürlichen zur bisher unbekannten Prüderie gewandelt hat. Rassenabhärtung erscheint auch wertvoll, wenn ihr Ergebnis nur bis an die Haut, nicht gleich um Hals und Leben geht; es sind also auch solche Volksgewohnheiten schätzbar, die auf die kleinen Begleiterscheinungen des Krieges vorbereiten, das Ertragen von Wunden und Unbequemlichkeiten erleichtern und den Umgang mit Waffen und gefährlichen Werkzeugen vertraut machen. In dieser Richtung möchte ich die japanische Waffenfreude, das Fechten, das Ringen in seinen beiden Formen, dem ritterlichen Jiu-Jitsu mit seiner vornehmen Devise „Ein Schritt zurück" und dem volkstümlichen Sumo herausgreifen, dann der nationalen Vorliebe für Wandern und Reisen, Freilager und Feuermachen, Rast und Mahlzeit im Freien gedenken und zuletzt mit einem Streifblick auf die so stark und ungebrochen erhaltene Provinz-, Stammes- und Familieneigenart meine Betrachtungen über das Erbe der Vergangenheit abschließen.

Die Waffenfreude der Japaner hat ein Recht darauf, hier an erster Stelle genannt zu werden. In Tempeln, Sammlungen und Familienschatzhäusern (kura) werden die alten Schwerter und ihre Teile an Ehrenstellen verwahrt, und eine unscheinbare Klinge gilt oft mehr, als die kostbarste Prunkwaffe, um der Hand willen, die sie geschmiedet oder geführt hatte. Der Glaube an segensreiche oder unheilbringende Waffen ist fest gewurzelt, nicht nur in Reih und Glied, sondern auch in den Herzen der Führer. Ich kenne mehr als ein Beispiel von hohen Offizieren, die durch Träume auf lebenrettende Klingen aufmerksam gemacht wurden, so in deren Besitz kamen und sich fortan Tag und Nacht nicht mehr davon trennten, oder von Fürsten, die ererbte Urväterwehr eigenhändig umschmiedeten, um den ihnen anhaftenden Zauber nicht durch die Berührung profaner Hände zu gefährden. Eine Reihe berühmter Schwerter, die meist in Tempeln gehütet werden, sind durch das ganze Reich bekannt und tragen berühmte Namen, wie der halbmythische „Kusanagi" oder die „Feuerfliege" von Miyaji. Meist sind es Weihgeschenke, die fast alle Krieger von Rang den Tempeln stifteten, oder geschichtliche Reliquien, wie das nach zweieinhalb Jahrhunderten

wieder aus der Binnensee gezogene Seppuku-Schwert des treuen Yamada Tosaemon.

Wie das Verbot des Schwertertragens vielleicht die für ihr Bestehen gefährlichste Kraftprobe der Meiji-Regierung war, so ist die Erlaubnis, die Klingen der Väter in moderne Uniformgriffe und Scheiden einfügen zu dürfen, die ehrenvolle Behandlung und Weihe, die auch das Seitengewehr des gemeinen Mannes im Heere erfährt, ein feiner, psychologisch durchdachter Zug klugen Anknüpfens an Volksgewohnheit.

Wie in der Zeit der alten Samurai ist es auch heute noch unter Männern, die Waffen tragen dürfen, Brauch, sich zur Erinnerung ein Kurzschwert (tanto) als „letzten Freund" zu schenken. Im Gegensatze zu dem westlichen Aberglauben, daß man damit die Freundschaft durchschneide, glaubt man sie gerade durch eine solche Gabe besonders zu befestigen; deutete auch wohl durch die Gabe an, daß man gegebenenfalls zu dem letzten und höchsten Freundschaftsdienste bereit sei: dem Kopfabschlagen unmittelbar nach vollzogenem Seppuku.

Es muß auffallen, daß einem Volke mit so ausgesprochener Waffenfreude gegenüber die Frage aufgeworfen werden kann: haben die Japaner Sportsgeist in unserem westlichen Sinne? noch mehr, daß diese Frage häufig verneinend beantwortet wird. Die geschichtliche Erziehung gerade der letzten zwei Jahrhunderte hat die führenden Stände eher dazu gebracht, öffentlichen Wettbewerb zu scheuen; zwar eine gewisse gleichmäßige Ausbildung und körperliche Gewandtheit als Vorbedingung zur Ausübung ritterlicher Künste zu fordern, aber deren Schaustellung um der Schaustellung willen zu vermeiden. Auch hier ist, bewußt oder unbewußt, ein Grundsatz aristokratischer Regierungskunst gewahrt worden: einerseits die selbstverständliche Forderung eines hohen Durchschnittsschliffes derjenigen Bevölkerungsschichten, die berufen sind, die Herren zu erzeugen und in der Macht zu erhalten, anderseits die Ablehnung eines, wenn auch volkstümlichen, so doch unerwünschten Hervortretens einzelner ihrer Mitglieder, das — nach oben gerichtet — zur oligarchischen Verengerung — nach unten gerichtet zur demokratischen Verbreiterung des herrschenden Kreises und damit zu Entartung und Sturz der Aristokratie führen könnte.

Der volkstümliche Sport des Ringens (Sumo) hat einen ebenso unvornehmen Charakter, wie die alte Selbstverteidigungskunst der Samurai den vornehmen Zug beherrschter, verhaltener Abwehr, die den Gegner aus den Fehlern zu leidenschaftlichen, unbedachten Zugreifens, mehr aus den Blößen seiner Übergriffe als durch eigene Initiative zu Fall bringt — was der Grundzug des berühmten Jiu-Jitsu ist.

Zwischen beiden stehen dem Geiste nach das sehr volkstümlich gewordene und . . . gemachte Fechten (Gekken) und das japanische

Polo; noch strenger als das Jiu-Jitsu im Zeremoniell ist das immer noch geübte, wunderschöne Bewegungsbilder gebende Bogenschießen.

Die Grundlage des Jiu-Jitsu ist dem öffentlichen Sportbetriebe nicht günstig, denn sie lautet eigentlich: „Einen Schritt zurück!" Aus dieser, dem vornehmen Japaner und dem Offizier als Samurai-Erben tief eingeprägten Lehre ist nicht nur viel vom japanischen Sportsbetriebe, sondern auch manches aus Politik und Kriegführung zu verstehen. Wehe dem, der den Schritt zurück für Feigheit, auch nur für ein Anzeichen dauernder Nachgiebigkeit nimmt — ein solches Mißverständnis kann ihm zum Ruhme Kuropatkins, zu Schlägen wie am Schaho und bei Tsushima verhelfen. Diese beiden Schlachtführungen mit ihrem überraschenden Ansprung aus einer defensiv scheinenden Kraftkonzentration sind aus dem Geiste des Jiu-Jitsu die vollendetsten im ganzen Kriege gewesen. Eine feine Plauderei über den Text „einen Schritt zurück" von Tokutomi löst uns viele Rätsel des Nationalcharakters und Sportsbetriebes im fernen Osten: „Viele sind, die vorzugehen wissen, wenige, die einzuhalten verstehen. Unweise ist es, aus jedem Vorteil das Äußerste herauszupressen. Leicht scheint es, günstige Gelegenheit zu nützen, in Wahrheit ist es schwer, denn stark ist die Versuchung des Übernützens. . . ." Iyeyasu, der große und weise Begründer des Reichsmarschallamtes im Tokugawa-Hause, ist dem geschichtlich gebildeten Japaner der Lehrmeister dieser von ihm so hoch gestellten Kunst des Schrittes zurück. In seinen nachgelassenen Lehren steht unter anderen Worten, die von tiefster menschlicher Erfahrung zeugen: „Weh dem, der nie erfuhr, besiegt zu sein! Zu einem bösen Ende wird er fahren, der nur des Siegers Hochflug kennt allein." — „Nach dem Siege bindet den Helm fester!" klang seine Mahnung an die siegestrunkenen Führer nach dem Entscheidungsschlage von Sekigahara. Sein Rückzug nach dem Scharmützelsieg von Komakiyama, sein doppelter Ansprung auf das Schloß von Osaka sind noch heute viel gebrauchte Vorbilder, wie überhaupt die Landesgeschichte als Führerin der lebenden Geschlechter eine fruchtbare Rolle spielt; auch hierin leben die Toten als Meister der künftigen Zeit wirksamer fort als anderwärts.

Aus dieser Neigung zur Zurückhaltung gerade der Besten erklärt sich auch zwanglos die immer wieder auftauchende Streitfrage, ob die Japaner in den neu eingeführten englischen Sports, wovon sich besonders Pferderennen, die verschiedenen Ballspiele und das Rudern schnell eingebürgert haben, angenehme oder unangenehme Gefährten seien? Im allgemeinen wird man eben nicht leicht die Freude haben, sich mit denjenigen zu messen, die fest in den Schuhen ihrer guten altjapanischen Kinderstube stehen, sondern mit jener unerfreulichen Spezies von Neujapanern, die zwar die alte Sitte verloren, aber die neue noch nicht gewonnen haben: sie wird man als gute Gewinner, aber schlechte Verlierer kennen lernen und zuweilen zweifelhafte Künste üben sehen. Wer aber das Vergnügen hatte, Japaner von Stand und Rasse, namentlich bei ihren bodenständigen Sports auch nur zu beobachten, geschweige denn als Kameraden zu haben, z. B. mit einem alten Edelmanne Bogen zu schießen oder im Rahmen eines guten Offizierkorps zu fechten, wird ebenso bestimmt zugeben, daß er in solchen Fällen niemals ein noch so leises Zeichen übler Laune beim Verlieren, veränderte Stimmung, gar ein Schwanken in der freundlichen Gesinnung, Nervenruhe oder Höflichkeit gewahrte.

Vererbtes Gut ist endlich, neben den über das ganze Volksleben ausgedehnten uns bekannten Zügen, sehr viel an ausgesprochener provinzialer und Stammes-Sonderart und an Familien-Eigentümlichkeit. Beide haben sich stärker erhalten und werden an vielen Stellen mehr gepflegt, als den Vertretern straffer Zentralisationsbestrebungen lieb ist. Meine persönlichen Wandererlebnisse haben mir solchen Sonderbesitz an Sitten und Bräuchen vor anderen Landschaften in dem alten, selbstbewußten ehemaligen Daimyat Kanazawa im Nordwesten gezeigt, dann in Echigo und Aizu, auch um Sendai im Norden; selbstverständlich trugen ihn die Sieger der letzten Umwälzung, die Choshu-Leute des Herzogs Mori mit ihrem Hausregiment in Yamaguchi, dann die marinebeherrschenden Satsuma mit besonderem Stolze zur Schau. Aber auch sonst fehlte er auf den Südinseln nicht: in der Ebene und den Bergen hinter Kumamoto, nordöstlich des Aso-Vulkans in Takeda, wie jenseits des Bungo Nada, wo auf der heißen Insel Shikoku mit ihren drei Reisernten im Jahre der nach dem Volksmunde temperamentvollste, energische aber auch starrköpfige und höchst radikale Stamm von Tosa wohl am meisten Südvolkeinschlag besitzt. Im Mittellande schienen mir durch unterscheidende Provinzialcharakter von recht guter Art ausgezeichnet die reiche Landschaft Omi südlich des Biwasees, die ich wie die Ebene und das Hochland von Yamato in langen Übungsmärschen durchzogen habe, und nicht zuletzt die uralte Kulturgegend von Kyoto selbst. Wer Staats- und Stammesüberlieferungen so zäh und stolz festzuhalten weiß, von dem wundert uns nicht, daß er auf dem normalen Familienwege, nötigenfalls aber auch durch Adoption von Menschen und Traditionen, wenn diese nicht anders am Leben zu erhalten sind, die engste Stammesart, die der Familie, fast unverlierbar zu bewahren versteht.

Wie die Auslese zu besonderer Rassenstärke durch Vorzüge und Fehler eine andere ist als im Westen, so auch ihre Vereinigung zum Typ dessen, was dem Japaner an Erhaltung von Überlieferung in einer

modernen Persönlichkeit wünschenswert erscheint. Ein Beispiel dafür ist, von westlicher Auffassung eines repräsentativen Typs abweichend, der populärste Mann unter den Helden des Krieges, Marschall Nogi, von dem sich auch das modernste Japan wohl am meisten solche Wahrheiten sagen ließ, — die es sonst nicht verträgt. Der alte Held von Port Arthur durfte, bei der Rückkehr von einer Fahrt nach Europa mit einem Festmahl empfangen (das Kuvert durfte nicht über 50 sen kosten!), seine zweihundert Yamaguchi-Gefolgsleute im Garten des Herzogs Mori ausschelten statt begrüßen. Hüten sollten sie sich vor der eigenen überall her angeblasenen Eitelkeit! „Waren wir wirklich Sieger im letzten Kriege? Wir sind mit Ehren durchgekommen . . . Wer hat denn Japan den Rang einer Weltmacht schriftlich gegeben? Das Japan von heute hat mehr Schein als Sein . . . Wohin ich in Europa kam, bin ich überfüttert worden, so daß ich beständig heiß hatte, obwohl das Wetter kühl war. . . . Wieviel von alledem, was die Europäer jetzt von Japan Gutes sagen, ihre Herzensmeinung ist — wer kann das wissen? Wir dürfen uns nur an wirkliche, fest erprobte Werte halten. . . ." — So sprach ernst und derb, mit mächtigem Eindruck auf seine Hörer, der harte Alte. Für Erwerbung der höchsten Geisteskultur zugleich mit der Erhaltung der alten Sitteneinfachheit, der herben Schlichtheit des reinen Shinto war er sein Leben lang eingetreten, daß „der Körper ein Wilder" bleiben müsse (karada ga banshin), sein Wahlspruch dabei. Sein Leben und Wirken war ein Beispiel gewesen und sollte es bis zu Ende sein.

In schwülen Sommertagen starb der Kaiser, dem der alte Marschall seine guten Jahre, seine beste Kraft, seine Söhne, sein Alles geopfert hatte; und nun blieb nur noch eine letzte Möglichkeit, das rote Siegel unter alle seine treuen Warnungen und sein Beispiel zu setzen, zu zeigen, wie bitter ernst es ihm war mit all den Mahnungen, an der alten Sitte festzuhalten. So ergriff er, wie der tadellose Samurai in alten Zeiten tat, das äußerste Mittel, seinen Herrn und sein Volk davon zu überzeugen, daß seines Herzens Meinung treu und echt war: den warnenden Freitod. Und sicher war er sich darüber klar, welchen ungeheuren Geisteszwang er damit übte zur Abkehr von Wegen, die er nicht billigen konnte. Gewiß, es war auch das Motiv des Junshi dabei, des Gefolgentodes als Ehrengeleit für einen geliebten Herrscher, und eine tiefe, aus den Eindrücken seines Lebens berechtigte Melancholie. Aber was dieses Seppuku als Lehre bedeuten sollte, das hat ganz Japan verstanden: denn Neujapan, sonst „novarum rerum cupidus", der Amerikanisierung zustrebend, einseitig intellektuell, quittierte mit einem betretenen, verlegenen Schweigen und versuchte, die persönlichen Motive auf Kosten der allgemein-ethischen in den Vordergrund zu schieben; Altjapan aber, das sich selber treugebliebene, verstand

diesen Tod und ehrte ihn als eine Handlung, die mit edelster Folgerichtigkeit ein ihm vorbildliches Leben krönte. Die letzten Mahnungen des Marschalls aber an die jungen Prinzen, die er erzogen hatte, die rot für sie angestrichenen Stellen in den Moralbüchern, die er ihnen am vorletzten Tage gab, endlich die mit vollendeter kalligraphischer Kunst geschriebenen Blätter, die als letztes Vermächtnis auf dem Schreibtische des jungen Kaisers liegen sollen, in kostbare Seide geschlagen, in einer Hülle von weißem Paulowniaholz: sie alle haben nun ein Gewicht gewonnen, wie von einer aus dem Jenseits unaufhörlich mahnenden Stimme, eine geisterhafte Macht. Das wußte der alte Held, als er schied; er wußte, daß sein Kaiser und sein Volk auf den Verstummten mehr hören würden, als sie je auf den Lebenden gehört hatten und das blutige Zeichen verstehen würden, das ihnen zurufen sollte: treu zu bleiben sich selbst und ihrer stolzen, herben Heldenüberlieferung.

B. Die neue Saat der nationalen Erziehung.

„Bring up your children from earliest youth in an atmosphere of duty, and you will have nothing to fear in the day of battle."
Sir Alexander Bannerman.

Es ist ungemein schwierig, über das Verhältnis der japanischen Jugenderziehung außerhalb des Heeres zur Wehrkraft, sowie über die noch in den Entwicklungskämpfen einer Übergangszeit begriffene nationale Erziehung überhaupt zu einem verlässigen, maßvollen Urteil zu gelangen, das sich gleich fern hält von unterscheidungslosem oder berechnetem Lob und verbittertem Tadel der Verhältnisse: denn in diesen Gegensätzen drückt sich der Stand der Meinungen aus, soweit sie gedruckt zugänglich sind. Da heißt es entweder hosianna oder crucifige!

Ich habe deshalb getrachtet, mich zunächst auf die eigenen Beobachtungen, Gesprächseindrücke, zufälligen Wahrnehmungen zu stützen, dann erst auf Mitteilungen japanischer Bekannter, wie Offiziere, Universitätsprofessoren, Künstler, Studenten, Soldaten, Bauern und Handwerker, ferner auf die Ansichten von lange im Lande tätigen „Residenten", Missionaren und Gelehrten. Erst zu allerletzt bin ich auf Bücher, Zeitschriften und solche Zeitungsnachrichten zurückgegangen, deren Richtigkeit ich auf Grund eigener Beobachtung nachprüfen konnte. Eine leicht zugängliche Quelle ist das Japan year book, das jedes Jahr eine übersichtliche Zusammenstellung von dem bringt, was man in offiziösen Kreisen bekannt zu machen wünscht. Seine Zahlenangaben sind mit Vorsicht aufzunehmen. Die erst seit einigen Jahren unter dem Titel Yamato-damashii (Der Geist von Japan) erscheinende, halb japa-

nisch, halb englisch gehaltene Monatsschrift der „Gesellschaft zur Förderung militärischer Tüchtigkeit" ist ebenfalls wertvoll als Quelle, weniger für tatsächliche Verhältnisse, als für die ethischen Wünsche und Ideale, die teils noch im Volke lebendig sind, teils lebendig erhalten werden sollen. Daneben zeitigt das Blatt merkwürdige Blüten örtlicher Eitelkeit und gibt Material zur Beurteilung des einfachen Ideenkreises auch der gebildeten Schichten.

Es ist bezeichnend, daß überhaupt Fragen der Ethik und Erziehung so sehr im Vordergrunde des öffentlichen Anteils im Streite der Geister stehen. Autoritäten auf dem Gebiete der Erziehung stehen vielfach in heftigem Gegensatze zueinander. Das von den Japanern als führendes Werk angesehene Buch des früheren Vizeministers für Erziehung und Direktors der Handelshochschule in Tokyo, M. Sawayanagi, „Waga kuni no kyoiku" (Unseres Landes Erziehung) betont merkliche Gegensätze zu der Auffassung eines anderen Erziehungsministers, des Professors Dr. Kikuchi, der in England eine Reihe geschickter Reklame-Vorträge gehalten und daraus ein lesenswertes Buch unter dem Titel „Japanese education" zusammengestellt hat. — Eine brave, aber etwas veraltete Arbeit ist die Schrift von I. Bolljahn „Das japanische Schulwesen, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand", in dem ein Versuch unabhängiger Darstellung gemacht wurde, soweit ihn eine von der japanischen Regierung angestellte Persönlichkeit wagen konnte. Wie lebendig der Anteil des Volkes an Erziehungsfragen ist, beweist nicht nur die Unmenge der aus fremden Sprachen übersetzten pädagogischen Werke, sondern auch die große Zahl von Zeitschriften auf diesem Gebiete. Neun davon, darunter eine, die schon seit 22 Jahren besteht, verfolgen praktische Ziele, zwei betreiben hauptsächlich theoretische Pädagogik.

Keine regierende Klasse versteht es so gewandt, wie die Japan jetzt beherrschende kluge Oligarchengruppe, die öffentliche Meinung der Welt von London, aber auch gelegentlich von Berlin oder Frankfurt aus zu ihres Vaterlandes Gunsten irrezuleiten. Sie bedient sich dabei der Hilfe solch unbewußter Werkzeuge, wie der Idealisten, die Altjapans Ausstrahlungen geblendet haben, aber auch der Hilfe gekaufter Federn und der nebenbei ihre Eigenzwecke verfolgenden englischen Presse. Kein Volk aber auch, selbst das deutsche nicht ausgenommen, wird von enttäuschten Glücksuchern bitterer verleumdet; kaum eines endlich hat eine Presse, die gleichzeitig so undiszipliniert und maßlos, aber von klugen und zahlungsfähigen Drahtziehern so leicht zu gängeln wäre.

Unter dem Vorbehalt, das folglich in keinem Lande so viel auf dem Papier steht, was der Wirklichkeit nicht entspricht, und was von

ihr ebenso weit nach der guten wie nach der schlechten Seite hin abweicht, gebe ich hier zunächst eine Übersicht des offiziellen Erziehungswesens, soweit es für die Wehrkraft-Erziehung in Betracht kommt, aber nur soweit ich durch wiederholte und verlässige eigene Beobachtung sein Wirken bestätigt gefunden habe. Das Gerüst des mir erreichbaren Tatsachenbestandes mußte in einem engbegrenzten Beobachtungskreise notwendig lückenhaft bleiben; aber auf bloßem Hörensagen beruht in der folgenden Zusammenstellung nichts.

Unmittelbare Wehrkraftzwecke im Aufbau der japanischen Erziehung.

Alter	Schulart	Für Wehrkraft wichtige Wochenstunde: Grundlagen der Moral	Staatslehre und politische Verwaltung	Geschichte	Physiologie und Hygiene	Turnübungen und Spiele	Mil. Turnen heishiki-Taisō	Bemerkungen
6—7	Sho-Gakko (Volksschule)	—	—	—	—	4 im ersten Jahr nur Spiel		Auf je 45' Schule 15' Spiele und Ordnungs-Übungen im Freien.
7—8		—	—	—	—	4		
8—9		—	—	—	—	4		
9—10		—	—	—	—	4		
10—11		2	—	3	—	4°		
11—12	entweder:	2	—	3	2	4°		°Einzel- und Gruppen-Ausb.
12—13	Koto-Sho-G. (Obere Volksschule)	2	—	3	2	2	2°°	°°Ordnungs-Übungen in Zug und Kompagnie.
13—14		2	—	3	2	2	2°°°	°°°Wie vor, mit Waffen und Schießen.
		mindestens:						
10—11	oder:	—	—	—	—			
11—12	Chu-Gakko (Mittelschule)	1	—	3	1	3°°		Auf je 50' Unterricht 10' Bewegung und Spiele im Freien.
12—13		1	—	3	1	3°°°		
13—14		1	—	3	1	dazu jährlich 1 ganzer „Schießtag"		
14—15		1	—	3	—			
15—16		1	2	3	—	3°°°		
16—17	Koto-Gakko (Oberschule)	1	—	3	—	wie Chugakko		Diese Schule trägt im übrigen bereits durch Spaltung den bes. Berufen Rechnung (Med., Phil., Krieg, Handel usw.)
17—18		1	—	3	—			
18—19		1	2	3	—			
19—20 frühestens	Dai-Gakko (Hochschule)	—	—	—	—			

Allgemeine Bemerkungen:

1. Mindestgröße der freien Spielfläche bei Schulbauten gesetzlich festgelegt — mit großer Freigebigkeit im Raum —, so einfach und schlicht die Schulgebäude sind.

2. Turnen usw. nach denselben Formen, Kommandos und Bezeichnungen wie im Heer.
3. Schüler-Wanderungen 1—2 Mal im Monat.
4. Teilnahme an militärischen Übungen und militärischem Anschauungsunterricht mindestens je 1 ganzer Tag jedes Vierteljahr.
5. Schülerreisen zweimal: 7—10 Tage im Frühjahr und Herbst; ähnlich wie unsere Flotten-Vereins-Reisen, aber mehr zu Fuß, billiger und von Schul- und Staatswegen. Ziele: „Berühmte" Orte, Kriegshäfen, Schlachtfelder, „berühmte" Landschaften, Miyas (Heldengräber) mit Nebenzwecken für Landesgeschichte usw.
6. Die Mindestzahlen wurden an den Mittelschulen, die ich besichtigte und zum Teil täglich beobachtete, stark überschritten.
7. Zur Schließung der Lücke zwischen Koto-Sho-Gakko und Heer arbeiten in planmäßigem Zusammenwirken:
   a) Die Gesellschaft für kriegerische Übungen 1 653 000 Mitglieder, Protekt. Prinz Fushimi, Sitz Kyoto.
   b) Der National-Verein für körperliche Ausbildung. Ehrenvorsitz Prinz Kanin; 4 große Übungsanlagen, Staatszuschuß seit 1898 jährlich 30000 Yen (= 2,09 M.), Hauptanlagen: Tokyo (2), Osaka, Hokaido.
   c) Der (militärische) Verband für militärische Erziehung: 12 Katamachi, Yotsuya, Tokyo.

Offiziere, Hof-Rang-Kl., höhere Beamte usw. sind durch sanften Zwang Mitglied dieser Gesellschaften und des japanischen Roten Kreuzes.

Einige Einzelheiten mögen zeigen, wie im militärischen Arbeitsfelde die Vorbereitung des Soldatenmaterials durch Schule, Familie und Wehrkraft-Erziehung sich bemerkbar macht. In den drei Regimentern, die ich genau kennen gelernt und in den vielen anderen, die ich flüchtig gesehen habe, war das trotz knapper Zeit achtbare Ergebnis der Rekrutenausbildung hauptsächlich dem körperlich, geistig und sittlich gesunden Zustand und der hervorragenden Willigkeit der Mehrheit zuzuschreiben, ferner der Vorbereitung durch Familienzucht und Schule, schließlich der unablässigen Einwirkung in Geduld und Güte, dem beständigen „Daransein" und Mitleben der Offiziere in der Kaserne und dem Umstande, daß die große Masse des Ersatzes aus dem Bereiche einer Autorität in den einer ganz ähnlich wirkenden anderen viel unmittelbarer übergeleitet wird, als bei uns. Darin ist es auch begründet, daß Japan sich ohne Schaden eine so viel liebenswürdigere Form der Disziplin gestatten kann, — wobei freilich die Frage: wie lange noch? gestellt und unbeantwortet gelassen werden muß.

Ungemein kennzeichnend für das Zusammenwirken von Familie, Schule und Gemeinde mit dem Heer, wodurch dem Offizier als Erzieher wohl vorbereitetes, ungestraft mit Güte zu behandelndes Menschenmaterial in die Hand gegeben wird, ist die festliche Begehung des Tages der Rekruteneinstellung am 1. Dezember jedes Jahres. So zogen in meinem Standorte Fushimi bei Kyoto zum Feste der Rekruteneinstellung von 3 Uhr morgens an auf allen, gegen die reich beflaggte und geschmückte Stadt führenden Wegen ganze Prozessionen feierlich gekleideter Leute mit Fahnen und bunten Laternen heran: im Geleite von lokalen Kriegervereinen und Ortsbehörden, geführt von allen männlichen Verwandten wurden so die Rekruten in die Kasernen geführt, wo die dicht gedrängte Menge geduldig wartete, bis um 8 Uhr der Einlaß begann. An großen Tafeln vorüber, auf denen die Rekrutenverteilung zu lesen stand, rückte dann zur Übernahme der Mannschaften alles in große, durch Stricke abgegrenzte Räume im Hof, in deren Mitte die Offiziere aufgestellt waren. Hier wurde eine kurze Ansprache gehalten, dann wurden die Rekruten weggeführt und rasch eingekleidet, und unterdessen hielten die Abteilungskommandeure den Vätern und Verwandten eine nachdrückliche Vorlesung über ihre Pflichten als Soldatenväter, gaben auch kurze Anweisung über die Postverhältnisse und ähnliches; dann wurden die Angehörigen von Unteroffizieren in der Kaserne herumgeführt, und man zeigte und erklärte ihnen eingehend Mannschaftszimmer, Ställe und Geschütze. Schließlich wurde alles mit Tee bewirtet, wobei sich die Offiziere genau nach den häuslichen Verhältnissen ihrer Rekruten erkundigten und den Verwandten Gelegenheit gaben, die jungen Burschen mit Fehlern und Vorzügen zu „übergeben". Endlich kamen die eingekleideten Rekruten wieder, wurden den Angehörigen noch einmal gezeigt und diese verließen dann auf ein Signal die Kaserne in würdiger, geordneter Haltung.

So ist der Eintritt ins Heer ein Fest- und Jubeltag, der aber nicht gipfelt im Abschied von einer „goldenen Freiheit" mit Trinkgelage und Geraufe, sondern in dem würdigen Zeremoniell eines Geleites durch alles, was der junge Mensch bisher an Obrigkeit gekannt hat. So fühlt er sich erdrückt und erhoben zugleich durch Autorität, in ernster, gehobener Stimmung, wie sie der bewußte Antritt der größten Staatsbürgerpflicht und -Ehre erzeugt. Alle alten Soldaten, die das Recht dazu haben, tragen Uniform an diesem Tage, der ein im ganzen Lande gefeierter Festtag ist. Die Rekruten bedeuten zum ersten Male in ihrem Leben etwas im Staatswesen und ihr Benehmen war, soweit ich es beobachten konnte, der neuen Würde entsprechend mustergültig.

Bei alledem ist zweifellos geschickte Regie im Spiele, aber sie begegnet sich mit wahren und starken Empfindungen. Bewußte und unbewußte Strömungen fördern sich so gegenseitig zu unverkennbaren, starken und tiefen Einflüssen auf dem Gebiete der unwägbaren Werte — sie vereinigen sich zu einem höheren Ganzen, als geschickte Pflege von Truppenteilüberlieferung allein zu erreichen vermag, zu lebendigem und hochfliegendem Nationalgefühl und verknüpfen untrennbar die starke persönliche und lokale Eitelkeit mit opferfreudigem nationalen Ehrgeiz.

Der Rekruteneinzug in die Kaserne, die feierliche Verlesung des kaiserlichen Ediktes am zweiten Tage danach, später die Zeremonie der Übergabe des Schwertes durch den Chef persönlich, die Feier des ersten Handanlegens an das Geschütz, der Abschied vom alten Feldzugsgeschütz, — das alles wurde zu ungewöhnlichen, eindrucksvollen, festlichen Vorgängen gestempelt. Dieser Zug durchdachter Betonung, Achtung und Schaffung moralischer Werte geht durch das ganze Staatsgefüge, wie noch ein anderer: die hohe Wertschätzung vorausgegangenen Unterrichtes, vorheriger Belehrung und Erziehung für jeden neuen Dienst — des Wissens, das dem Können vorausgehen soll.

Diese theoretische Vorbereitungsarbeit wird mit unendlicher Geduld durchgeführt; sie kostet viel Zeit, die man aber ruhig dem Drill, dem reinen Exerzierdienste entzieht — und die sich zu lohnen scheint.

Als Rohmaterial erhielt z. B. mein Regiment 290 Rekruten, die von der Division für die Divisionstruppen (Kavallerie, Feldartillerie und Pioniere) ausgehoben worden waren, im Gegensatz zur Infanterie mit ihren ständigen Ergänzungsbezirken. Unter den 36 Rekruten einer Batterie hatten 15 nur die gewöhnliche Volksschule besucht, mehr als die Hälfte aber höhere Schulen (6 waren in der Mittelschule, 14 in der Bürgerschule und einer in der höheren Handelsschule gewesen). Der Gesamteindruck war vom ersten Tage an günstig und ist es bis zum Schluß geblieben: man hat es mit ungemein gefügigen, einsichtigen, leicht in Güte zu leitenden Menschen zu tun, deren Ausbildung eine überaus dankbare Aufgabe sein muß.

Der große Ehrgeiz erleichtert die Ausbildungsaufgaben, die übermäßige Empfindlichkeit des Ehrgefühls erschwert sie. Gefährlich ist besonders die dem ganzen Volke eigentümliche Neigung, im Affekt „das Kind mit dem Bade auszuschütten", wenn man die Ehre verletzt glaubt; und auf diesem Boden wachsen Selbstmord und Massendesertion. Auch hier zeigt sich, daß die politischen Umformungen der jüngsten Vergangenheit das japanische Volk auf einer Entwicklungsstufe überrascht haben, der staatssozialistische Anschauungen vertrauter waren, als dem Westen; und daß so die Meiji-Aera ihre Bürger von der alten Zeit in einem Gemütszustande übernommen hat, der ihnen Opfer für Familie und Gesamtheit leichter und selbstverständlicher erscheinen ließ — und zwar nicht nur die einmaligen großen, sondern auch die kleinen Opfer an Freiheit und Bequemlichkeit. Von solchen guten Überlieferungen kann man aber zwei bis drei Geschlechter lang zehren und leben. Jetzt noch ist der überwiegende Teil des japanischen Ersatzes bei aller geistigen Regsamkeit harmloser, naiver, leichter durch bloße Güte zu lenken, als der unserige, er ist etwas besser vorbereitet durch Familienzucht, Schule und das überkommene, autoritäre Gemeinde- und Staatsgefüge, sehr willig bei guter Behandlung, aber unüberwindlich störrisch und stützig bei ehrenrührigem Anfassen, dem zu entgehen man sich leicht zu Selbstmord und Desertion entschließt.

Unter den Hilfsmitteln zur Erziehung und Ausbildung gibt es einige, die uns nicht ebenso geläufig sind: so die kurzen Nachrichten über die Söhne, die vorschriftsmäßig von Zeit zu Zeit vom Truppenteil an Familie und Gemeinde gegeben werden, aber auch der Beschwerdebrief an den Vater, wenn sich der Soldat etwas zu Schulden kommen läßt, ein Sinnbild der energischen Unterstützung, die der Chef von Familie und Gemeinde erwartet und die ihm auch in den meisten Fällen zuteil wird. Allerdings sind mir — ein Zeichen der Zeit — Klagen darüber zu Ohren gekommen, daß der Brief an den Vater, bisher eines der wirksamsten Hilfsmittel der Disziplin, in den großen Städten schon an Wirksamkeit verloren habe, während er in der Provinz noch in voller Kraft ist und als eines der schärfsten Zuchtmittel des Chefs gilt. In meinem Regiment jedenfalls hatte die eindringliche und schwungvolle Anrede des Chefs an die versammelten Honoratioren und Verwandten — „die Armee trete heute als Erziehungsinstitut an ihre Stelle, aber jede Schande falle auf die Familie und die Gemeinde zurück", eine geradezu drastische Wirkung. Ich sah Väter sehr energische vorbeugende Maßregeln treffen, um solche Schande hintanzuhalten: kleine Geldbeträge wurden als Prämien für gutes Verhalten den Chefs zur Auszahlung nach Gutdünken übergeben; die Söhne wurden noch einmal tüchtig ins Gebet genommen und einige, die gar nicht wußten, wie ihnen geschah, von den Vätern in letzter Stunde noch ordentlich heruntergemacht — sozusagen in Vorrat.

Auf Schritt und Tritt stößt man auf die Vorarbeit der Schule. Ich hatte Gelegenheit, täglich das Treiben auf dem Schulhof einer von der buddhistischen Hongwanji-Sekte unterhaltenen Mittelschule zu beobachten, deren Rang etwa dem eines guten Benediktiner-Gymnasiums oder der Stella matutina in Feldkirch entspricht. Nicht ein Tag verging ohne militärische Übung, an der die Jungen sichtlich leidenschaftlichen Anteil nahmen, die oberen Klassen waren dabei mit Mausergewehren, zum Teil mit unserem alten M./71, ausgerüstet und schießen auch wirklich damit, was bei uns noch vielen Schulleitungen unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Das Gymnasium hatte als Turnlehrer einen Offizier a. D. und zwei Feldwebelleutnants, die in Uniform die militärischen Übungen leiteten. Auch die Uniformen der Jungen, so schäbig sie sein mochten, haben militärisch und sozial viel für sich: jedenfalls beseitigen sie Kleiderwettbewerb und ähnliche Erscheinungen. Nach langen Beobachtungen muß ich feststellen, daß der Vergleich mit den Leistungen mancher Kadettenkorps von dieser Schule ausgehalten wurde, die doch

eigentlich den Zwecken der vornehmen buddhistischen Sekte für Erziehung und Ausbildung besseren Priesterersatzes dient.

Von den niederen Schulen wird die Bestimmung eifrig ausgenützt, daß in jedem Vierteljahre je ein freier Tag zur Teilnahme an einer militärischen Übung angesetzt werden kann; die Volksschüler werden ins Manövergelände geführt, bilden Spalier bei der Neujahrsparade usw. Die geringe Mehrarbeit der Militärbehörden für Benachrichtigung der Schulleiter, für Unterweisung der Zuschauer durch Offiziere macht sich für das Ganze reichlich bezahlt, ebenso die Zeit, die für Moralunterricht und Verlesung der kaiserlichen Erlasse aufgewendet wird. Diese Erlasse, die der Erziehung in Schule und Heer ihre Leitlinien geben, „sitzen" allen Japanern, die ich darüber sprach, wie uns die zehn Gebote. Die Güte des militärischen Unterrichts an Volksschulen und höheren Schulen wechselt natürlich sehr, aber der Unterricht ist doch wenigstens überall im Lehrplan gefordert und ich habe auch recht verständige, von denkender Auffassung zeugende Versuche gesehen, wie z. B. Winkerausbildung als Freiübung.

Besondere Aufmerksamkeit verdient der Turnbetrieb, nicht nur bei der Infanterie und den Pionieren, sondern auch bei den berittenen Waffen: ferner das Fechten, vor allem das altjapanische „Gekken" der Offiziere, und die geschickte, durchdachte Atemtechnik bei allen körperlichen Übungen. Aus dem Turnbetrieb, der im Winter auch bei der Feldartillerie auf erfreulicher Höhe steht, ist hervorzuheben: das zahlreiche, musterhaft gehaltene Turngerät, die Turn- und Sprunggärten und die weiten dafür bestimmten Räume. (Verwendung einfachster Bauformen, aber Raumverschwendung, freier Zutritt von Luft und Licht ist Grundsatz bei Schul- und Kasernenbauten.) Bemerkenswert schien mir ferner das allmähliche, planmäßige Erziehen zu gesteigerter Leistung durch Turnspiele, von denen im Anfang Dreischlag bevorzugt wird, „weil dadurch Gewandtheit im Laufen und Entschlußfähigkeit gefördert werden", sowie das Tauziehen von Batterien gegeneinander und Zügen gegeneinander, wofür jede Batterie eigens angefertigte, starke und schöne Taue besitzt. Unter den Übungen sind mir aufgefallen: der Tiefsprung bis zu 3 m und mehr, von einem vielseitig benützbaren Treppengestell aus betrieben; der Weitsprung in ein sehr gut gehaltenes Sandbett hinein; die hohe Wertung der elastischen Kniebeuge, die Anfänger nach dem Sprunge mehrmals wiederholen müssen, bis der Körper sich vom Schwunge vollkommen gefangen hat; das volle Loslassen der Muskulatur im Schwunge und die Belehrung über wichtige Muskelbenützung beim Ausschwingen. Zu diesem Zweck dienen außer Reck und Barren noch das Doppelreck und ein eigenes Abschwunggerüst; überhaupt ist das Turngerät, auch bei der Feldartillerie, so zahlreich, daß

intensiver Betrieb des Geräteturnens gewährleistet wird. Auch dabei wird stets die Schulung der Atemtechnik berücksichtigt, und auf den Atemübungen beruhen zum Teil die verblüffenden Laufschrittleistungen der Truppen im Manöver, wo ganze Regimenter und Infanteriebrigaden im fließenden Laufschritt 8 km, einzelne Patrouillen noch weitere Strecken zurücklegen konnten.

Das japanische Offiziersfechten (Gekken) ist im Verein mit dem Jiu-Jitsu eine ganz einzige Gelegenheit zur Erziehung körperlicher Fertigkeit mit und ohne Waffe, zur Entwicklung von Schneid und der Fähigkeit, recht empfindliche Schmerzen zu überwinden, zur Stärkung des Bewußtseins unbedingter Überlegenheit im Nahkampf. Es ist viel kriegsmäßiger, als unser zu konventionell gewordenes Fechten; daß es eine gewisse Wildheit entfesselt, auch von anfeuernden Zurufen begleitet ist, schadet seiner Kriegsbrauchbarkeit gewiß nicht. Es ist sehr wohlfeil, das japanische Gekken spöttisch als ein „Herumholzen" zu bezeichnen und die dabei entstehenden Menagerietöne lächerlich zu machen. Die ernste Seite daran ist, daß es zur allgemeinen Liebhaberei des ganzen Volkes, nicht zum Sport eng begrenzter Kreise geworden ist, und daß es in den Regimentern vom ganzen Offizierkorps, vom Oberst bis zum Fähnrich, mehrmals in der Woche mit Ernst und Hingebung betrieben wird. Diese Einrichtung ist von großem Werte für die Abhärtung, da die Leute, auch bei bitterer Kälte mit bloßen Füßen, nur mit Fechtschurz und Bambus-Schutzhüllen angetan, mit wilder Schneid aufeinander losgehen, wobei Arm und Brust den Hieben der scharfkantigen Bambusschwerter unbeschützt ausgesetzt sind, so daß an den Armen meist eine fingerdicke Wundgeschwulst neben der anderen sitzt, auf die selbstverständlich und ruhig wieder hinaufgedroschen wird. Auch an Gymnasien und anderen Mittelschulen wird es leidenschaftlich getrieben; es ist im weitesten Sinne volkstümlich, wie auch das Ringen (Sumo) und das Jiu-Jitsu.

Körperlich macht der Heeresersatz einen gesunden und frischen Eindruck, auch scheint die japanische Jugend geschlechtlich enthaltsam zu sein, so liederlich manche Japaner im Alter werden, wenn sie ihre wichtigste Staatsbürgerpflicht erfüllt und eine gesunde Familie gegründet oder fortgeführt haben. Ein bekannter Satz gilt hier in der Umkehrung: „Junge Moralstützen, — alte Sünder." Immerhin erleichtert auch das dem japanischen Offizierkorps vorderhand noch seine Aufgabe im Vergleich zu dem unsrigen, das eben einen viel mehr differenzierten Ersatz zu erziehen und mit schärfer begrenzten Mitteln an Ziele zu führen hat, die für die technische und exerziermäßige Ausbildung viel höher und einheitlicher gesteckt sind. Der Vergleich zeigt, daß diese Ziele eben nur mit größerem moralischen Kraftaufwand und deshalb

Durchschnittsmenschen gegenüber nur mit größerem Verbrauch von gutem Willen und Anteil breiter Volksschichten zu erreichen sind.

In der vorangehenden Zusammenstellung fällt zunächst der staatliche Moralunterricht auf, der in unseren Lehrplänen kein Gegenstück hat und ganz den Wehrzwecken eines waffenfreudigen Staates angepaßt ist. Seine Lehrbücher, die ich daraufhin durchgesehen habe, sind in dieser Beziehung unseren Lese- und Lehrbüchern weit überlegen (unsere konfessionell gefärbten und christlich, d. h. notwendig unkriegerisch gesinnten Katechismen lassen sich überhaupt nicht damit vergleichen). Der junge Japaner wird über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit nachdrücklich von Staats wegen belehrt; es bleibt nicht Zufall, wie er nach dem Verlassen der Schule zum Staate und seinen Einrichtungen steht, die Ausbildung seiner staatsbürgerlichen Gesinnungen bleibt aber auch nicht den Lehren und der Einwirkung einer noch so hoch stehenden Konfession oder Kultusgemeinde überlassen. Die besten und klügsten Männer des ganzen Reiches, in einer Kommission vereinigt, schienen gerade gut genug, diese Leitfäden abzufassen, in denen durch geschickte Verwendung geschichtlichen, biographischen und anekdotischen Materials die theoretische Belehrung durch praktische Beispiele erläutert, eingeprägt und lebendig gemacht wird. Diese Beispiele sind nicht nur den Mittelschülern geläufig, sondern allen Bevölkerungskreisen in Fleisch und Blut übergegangen. Es muß jedem vorurteilsfreien Beobachter auffallen, daß diese anekdotenhaften Geschichten mit ihrer aufdringlich und für unseren Geschmack häufig platt moralisierenden Tendenz dem Volke nicht zum Überdruß geworden sind; man muß also wohl annehmen, daß dem japanischen Volke seine Tugendhelden und Vorbilder durch den Unterricht wirklich nahe gebracht und nicht so von den Schulmeistern „verekelt" werden, wie uns leider sowohl die antiken als die vaterländischen, von Leonidas und Mucius Scävola bis zum Grafen von Habsburg und zum „braven Mann". Die japanische Ethik mag flacher sein als die westländische, aber sie ist einheitlich und aufs praktische Leben anwendbar, während in der unseren, so viel tieferen und komplizierteren stets der unüberbrückte und unüberbrückbare Riß zwischen humanistischer und christlich-mittelalterlicher Weltanschauung klafft. Es wäre schwer, jenen gebildeten Japaner zu widerlegen, der einmal gesagt hat: „Was wir Japaner an Moralgrundsätzen in der Schule lernen, können wir unser ganzes Leben lang festhalten und anwenden; was ihr Europäer auf der Schulbank an Ethik eingesogen habt, müßt ihr größtenteils vergessen, wenn ihr ins wirkliche Leben tretet." Er dachte dabei wohl zunächst an gewisse christliche Ideale, die mit dem Kampfe ums Dasein des Einzelnen wie der Völker und Staaten unvereinbar sind, wenigstens knüpfte er an die üblen Folgen an, die einem Soldaten aus der Befolgung der Bergpredigt erwüchsen.

Beachtenswert ist das starke Betonen der vaterländischen Geographie und Geschichte auch in den höheren Schulen, mit dem ausgesprochenen Zweck, die Jugend zu allererst die Großtaten der Väter kennen zu lehren. Der Unterricht in den Schulen, den ich gelegentlich mit angehört habe, verfolgt im Gegensatz zu der weltbürgerlich-unparteiischen, meist im Altertum steckenbleibenden Betrachtungsweise unserer Philologen, ausgesprochen vaterländische, wenn man so will chauvinistische Ziele, indem er sich bemüht, zunächst gute, treue, hingebende und in der Gesinnung vornehme Japaner, und erst dann, soweit dafür noch Zeit und Kraft bleibt, Weltbürger zu erziehen. Freilich fehlt es nicht an modern denkenden Pädagogen, die jetzt an Stelle dieses „engherzigen und rückständigen" Unterrichts einen kosmopolitisch angehauchten setzen möchten. Sie sind aber vorläufig noch in der Minderzahl und die regierende Klasse scheint vorerst noch weit davon entfernt, ihren Wünschen Rechnung zu tragen. Immerhin mag die Furcht vor einem möglichen Sieg dieser Richtung eines der Motive gewesen sein, die dem alten Marschall Nogi das Schwert in die Hand gedrückt haben.

Als Grundlage des ganzen japanischen Erziehungswesens gelten nicht nur offiziell, sondern in Wirklichkeit zwei kaiserliche Erlasse: ein älterer aus dem Jahre 1872, durch den damals die allgemeine staatliche Volkserziehung eingeführt wurde, und ein neuerer vom 30. Oktober 1890 (shinmin ni chokugo), das Seitenstück zu dem Erlaß an das Heer (guntai no chokugo). Wie jeder Soldat den Erlaß an das Heer auswendig kann und außerdem immer eine Abschrift davon in seinem Taschenbuche mit sich trägt, so konnte den Erziehungserlaß ein jeder anstandslos hersagen, den ich darauf ansprach: meine gesamte Dienerschaft, die Kinder des Pferdeknechts, ländliche Führer ganz ebenso wie die Generale und Universitätsprofessoren. Mit großem Verständnis für Massensuggestion werden die einfachen, klangvollen Worte bei jedem Schulfest, an den Kaisertagen usw. feierlich aufgesagt und ins Gedächtnis gegraben. Auch hochgebildete Japaner fielen beim Hersagen der Erlasse oder beim Anführen einzelner Stellen daraus unwillkürlich in einen von der gewöhnlichen Sprechweise abweichenden, halb singenden, „hieratischen" Ton.

Der jüngste Erziehungserlaß lautet in sinngemäßer Übertragung:

„Ihr, unsere Untertanen, vernehmet von uns: Unsere kaiserlichen Ahnen haben dies unser Reich auf einen Boden gestellt: breit und immer dauernd; und tief und fest den Keim zu jeder Mannestugend darein gelegt. Allezeit standen unsere Untertanen zusammen in Staatstreue

und Familienehrfurcht; und von Geschlecht zu Geschlecht ist die Schönheit solcher Gesinnung dargetan. Solches ist der Ruhm der Grundlagen und der Eigenart unseres Kaiserreiches, darin auch liegt der Quell unserer Erziehung.

Ihr, denen wir gebieten, seid kindlich ergeben euren Eltern, liebet eure Geschwister, lebet in Eintracht als Gatten, seid treu euren Freunden! Euer Gehaben zeige Bescheidenheit und Mäßigung. Erstrecket auf alle euer Wohlwollen, folgt dem Pfade des Wissens und pfleget die Künste, entwickelt so die Fähigkeiten eures Verstandes und vervollkommnet eure moralischen Kräfte; weiterhin fördert das öffentliche Wohl und helft die Liebe zur Gemeinschaft verbreiten.

Allerwege achtet das Staatsgrundgesetz und folget den Gesetzen. Wenn aber schwere Zeiten heraufziehen, so opfert euch mutig dem Staate und wahret so und haltet aufrecht die Wohlfahrt des kaiserlichen Thrones, der dauert wie Himmel und Erde. So werdet ihr nicht nur unsere guten und getreuen Untertanen sein, sondern bestehen vor dem Bilde der besten Überlieferungen eurer Vorväter.

Der Weg aber, der euch hier gewiesen wird, er ist in Wahrheit die Lehre, das Vermächtnis unserer kaiserlichen Ahnen, und Wir, die Enkel, Wir und alle, denen Wir gebieten, haben ihm zu folgen, der sich untrüglich erwiesen hat durch alle Zeit und wahr an jeglichem Orte. Dies aber ist Unser Wille, in aller Ehrfurcht Uns dies ans Herz zu legen, in Gemeinschaft mit euch, die ihr Uns untertan seid, daß wir alle einst gleiche Tugend erlangen mögen."

Am 30sten Tage des 10ten Mondes des 23sten Jahres der Ära der Erleuchtung.

Das kaiserliche Handsiegel. Das Siegel des Staates.

„Wenn aber schwere Zeiten heraufziehen, so opfert euch mutig dem Staat!"

Wenn nicht so viele weltbekannte Beispiele den Beweis dafür geliefert hätten, daß diese Worte lebendig in den Herzen stehen, dann könnte man versucht sein, sie in das Gebiet der patriotischen Phrasen zu verweisen. Sie bedeuten aber in Wahrheit ein meist selbstverständlich, oft mit freudiger Hingebung erfülltes Gebot, dem man sich nur um den Preis von Heimatverlust und Entehrung entziehen kann. Das Opfer des Einzellebens für das Ganze, für imponderable Werte liegt im Osten breiteren Schichten näher als im Westen, wo das Individuum zu hoch angeschlagen wird. Das Harakiri oder Seppuku, dessen erzieherischer Einfluß schon gewürdigt worden ist, sowie die Anschauungen des ganzen Volkes über den Selbstmord spielen zweifellos eine Rolle dabei. Der Selbstmord ist z. B. ein selbstverständliches

Gebot für Offiziere, die in Gefahr sind, unverwundet in Gefangenschaft zu geraten, eine Auffassung, die sich in vielen Fällen auch auf Unteroffiziere und Mannschaften erstreckt hat. Ich erinnere an den Massenselbstmord auf dem Transportschiff Kinshu Maru und als Gegenstück dazu an die behaglich in japanischen Strandlagern dahinlebenden russischen Gefangenen. „Mit solchen Leuten kann man doch nicht Krieg führen!" sagte mir ein feingebildeter höherer russischer Offizier in der Amurprovinz, als wir von solchen Erscheinungen sprachen, die man ebenso gut als Ausfluß ursprünglicher Wildheit wie höchster sozialer Kultur ansehen kann.

Bei alledem ist aber das Volk im Grunde durchaus nicht spartanisch oder gar asketisch veranlagt, sondern heiter und lebensfroh; und seine Jugend leidet sichtlich nicht unter dem moralischen Training, das ihm Elternhaus und Schule so geschickt angedeihen lassen. Wie die Kinder überhaupt einen frohen und glücklichen Eindruck machen, so scheint auch die Schuljugend ihres Lebens froh zu werden und doch mit Lust und Eifer ihre Pflicht zu tun. In etwas reiferen Jahren zeigt sich auch bei den Schülern derselbe Zug, der bei den Rekruten auffällt, und den das militärische Leben verstärkt: daß man bei geschickter Behandlung in Güte fast alles fordern und erreichen kann, daß aber, wenn der Bogen überspannt wird (namentlich von einem Vorgesetzten, der als Persönlichkeit nicht genügend überragt und durch Leistung imponiert), Schüler wie Rekruten unlenkbar störrisch werden. Auf diesem Boden wächst der Schulstreik, eine ziemlich häufige, für unzulängliche Lehrkräfte peinliche Erscheinung. Wo die Lehrer aber einigermaßen ihrer Aufgabe gewachsen sind, stehen die Schüler straff, froh und vertrauend an der zügelnden Hand; fast alle meine zahlreichen Beobachtungen zeigen dieses erfreuliche Bild.

Der Anteil der Schule an den Erscheinungen des militärischen Lebens ist mannigfaltig, die Vorbereitung auf den höchsten Dienst für das Vaterland pflegt man sorgfältig von Jugend auf, was durch verständiges gegenseitiges Entgegenkommen von Militär- und Schulbehörden ermöglicht wird. Ein guter Zug der so viel geschmähten japanischen Bureaukratie tritt dabei zutage: daß sie mehr auf Einheit als auf Zwiespalt der „Ressort-Bestrebungen" eingestellt zu sein scheint. Die Schule faßt sichtlich die ihr als Minimum vorgeschriebenen Verpflichtungen auch als Minimum auf und überschreitet die Grenze gern nach oben. Nicht nur als Zuschauer bei Paraden und militärischen Feiern werden Volksschulklassen zugezogen, um Spalier zu bilden, sondern sie folgen, von ihren Lehrern geführt, zu Manövern, Schießübungen, auch wo das ziemliche Anstrengung bedeutet, wie z. B. bei der Winterübung der 16. Division. In den Kasernen und auf den

Exerzierplätzen sind sie zu sehen, sowohl in den kleinen Provinz-Standorten als bei den Übungen der vornehmen Toyama-Offizierschule in der Hauptstadt. Bei allen Festen erscheinen „die Spitzen", sowohl die militärischen als die bürgerlichen, und wirken als ein einträchtiges Ganzes zusammen. Das allen Volksschichten tief eingeprägte Zeremoniell schützt vor Reibungen und gibt immer dem übergreifenden, laut werdenden, die Ellenbogen gebrauchenden Teil Unrecht.

Die Militärbehörden ihrerseits haben immer Raum für die Schulen auf Exerzierplätzen, bei Paraden und besonderen Übungen und immer Zeit zur Unterweisung, zu kurzen Vorträgen und Belehrungen, ja, es werden vielfach Offiziere als Führer und Erklärer zur Verfügung gestellt. Bei den Fest- und Trauerparaden in meinem Standorte, bei größeren Garnisonsübungen und der Feldübung des Roten Kreuzes waren alle Schulen von Kyoto ausgerückt; den Manövern der 19. Inf.-Brig. und 16. Div. folgten zahlreiche Klassen, der Winterübung der 16. Div. sämtliche Volksschulen der Umgegend. Bei einer Besichtigung des 22. Feld-Art.-Regts. durch den Feldzeugmeister, einer sehr ernst zu nehmenden Sache, waren gleichwohl ein Oberleutnant und zwei Geschütze frei für eine Volksschule aus Kyoto, die an diesem Tage in der Kaserne Anschauungsunterricht hielt und die Bahn der besichtigenden Exzellenz mehrfach kreuzte. Auch beim Fahnenfeste des 38. Inf.-Regts. war für die Schulen ein Standplatz an guter Übersichtsstelle geschaffen, und zwei Leutnants erklärten die vorgeführten Übungen.

Man ist sich klar darüber, daß die Blüte hingebender, vaterlandstreuer Soldatentugend ihre Wurzeln in der Schule haben soll, und daß sie auch da gepflegt werden muß. Ein Heer mit nur zweijähriger Dienstzeit kann sie entfalten, hat aber keine Zeit, sie erst aus dem Samen zu ziehen.

In der Ansicht, daß die militärische Vorarbeit der Mittelschule durchaus ernst zu nehmen sei, bin ich durch zahlreiche Beobachtungen bestärkt worden, die man liebenswürdig gestattete und unterstützte. Auf diesem Gebiete hat Japan in bewußter Arbeit einen Vorsprung errungen, zum Teil vielleicht auf Grund der Erfahrung, daß die gebildeten Kreise im Feldzug nicht ganz auf der Höhe der ländlichen Ersatzbezirke und des Offizierkorps standen, was Todesverachtung und Selbstaufopferung betrifft. In Japan wird auch nicht versucht, die Überlegenheit des ländlichen Ersatzes über den städtischen zu leugnen.

Während die höheren Schulen die Vorbereitung auf den Wehrdienst bis zum Ende durchführen, klafft nach der Unterschule auch in Japan eine Lücke zwischen Schule und Heer. Die Lücke ist aber nicht so störend, weil n o c h die Überlieferung in Familie, Schule und Zivilverwaltung sowie die starken „Staatseindrücke" des bürgerlichen

Lebens daran arbeiten, sie zu schließen, und weil die Gegenwirkungen schwach und auf wenige Orte beschränkt sind. Die Lücke ist auch deshalb gefahrloser, weil die Staatseindrücke durch zahlreiche Erinnerungstage und durch das eigenartige Verhältnis des ganzen Volkes zu seinen vergeistigten Vorfahren, den „Kami", immer wach gehalten werden. Es ist ein mystisches Verhältnis, das nicht nur phantasievolle Träumer, wie Lafcadio Hearn, sondern nüchtern und real denkende Männer der Tat, wie Feldherren und Seeleute, Kaufherren und Gelehrte, sowohl durch Sympathie und Verehrung, als auch unstreitig durch eine Unterströmung gläubiger Furcht in seinem Banne hält. Diesen Bann wird man am besten als eine lebendige Ehrfurcht vor der Familien- und Landesgeschichte bezeichnen. Ein solches Verhältnis zu den vergötterten Ahnen der Familie und des Stammes muß den starken Ehrgeiz wecken, in der Familien- und Stammesgeschichte eine anständige, wenn irgend möglich aber eine hervorragende, berühmte Rolle zu spielen, — ein Ehrgeiz, der in Japan bei einem größeren Teile der Bevölkerung und in tieferen Schichten als durchschnittlich in Europa wach ist, und der eine der wirksamsten Triebkräfte im Volksleben genannt zu werden verdient. Es kann sich freilich bei dem schwierigen und heiklen Versuche, den Besitzstand der Völker an solchen Triebkräften gegeneinander abzuwägen, immer nur um „Nuancen" handeln; aber auf solchen Nuancen beruhen Fortschreiten und Zurückfallen von Einzelnen und Völkern im Wettstreit. Auch vor 1806 und 1870 muß es solche Nuancen gegeben haben, die nicht jedermann in die Augen fielen und die deshalb vor dem entscheidenden Ringen die wenigsten erkannt hatten!

Die berüchtigte Lücke, die auch bei uns nun eine Quelle der Sorge geworden ist, wird im Osten schneller geschlossen werden, weil starke und einflußreiche, nominell private Gesellschaften mit reicher offizieller Förderung und sanftem amtlichen Druck an ihrer allmählichen Überbrückung arbeiten, weil auch alle diese Bestrebungen sich nicht in Einzelversuchen und Kleinarbeit verzetteln oder gar sich gegenseitig befehden, sondern zielbewußt zusammengefaßt werden. Daher ihre imposanten Mitgliederzahlen und ihre Unwiderstehlichkeit, wenn sie gemeinsam vorgehen. An sich wären viel größere Gegensätze vorhanden, als etwa zwischen Turnspiel-Ausschüssen und Jugendwehr-Verbänden; aber sie kehren ihren Gegensatz nicht so sehr in der Öffentlichkeit heraus!

Schon mehrmals ist die große Rolle gestreift worden, die nationale Erinnerungstage im Volksleben spielen. Solche festlichen Anlässe, die von Staats wegen in Schulen und Kasernen begangen werden, und die (mit Ausnahme der Kaisertage) bei uns keine Gegenstücke haben, waren

zur Zeit meines Aufenthaltes in Japan unter anderen: der „Trauertag", nämlich der Todestag von Komei Tenno, dem Vater des damaligen Kaisers Mutsuhito, am 30. I., der „Reichsgründungstag", nämlich der Krönungstag des sagenhaften Gründers der Dynastie, Jimmu tenno, am 11. II., der „Schlachten-Erinnerungstag" am Jahrestag von Mukden, 10. III., der angebliche Geburtstag des Reichsgründers Jimmu tenno am 3. IV., der „Japansee-Tag", der Jahrestag der Seeschlacht von Tsushima am 27. V., das „Fest für die gefallenen Krieger" am 6. und 7. V. (die Hauptstätte für den Kultus der Gefallenen ist der Shokonsha-Tempel in Tokio, aber in jedem Standort wird an diesen Tagen eine eigene Feier abgehalten). Endlich bei jedem Regiment das „Fahnenfest" (gunkisai), zu dem alte Regimentsangehörige, alle Honoratioren der Provinz und des Standortes herbeieilen.*)

Die Bezeichnung Fahnenfest bedarf einer Erläuterung. Für die in hohen Ehren gehaltene, als heilig angesehene Fahne steht ein eigener Leutnant beim Regimentsstab für Krieg und Frieden als Träger im Etat, denn nur Offiziere dürfen sie berühren. Ihr gilt der Parademarsch an diesem Tage. Wir sahen vor Port Arthur sowie in den mandschurischen Bergen die Sonnen-Fahne eine Rolle spielen, die unsere Friedensliteratur in Verlegenheit bringen muß, nachdem sie die Möglichkeit einer solchen Rolle seit 1870 aus unserem Gedächtnis hinwegzutäuschen bemüht war. Ein urteilsfähiger Zuschauer (General Jan Hamilton) hat uns die Fahne an entscheidender Stelle entscheidend gezeigt. Es ist leicht, am grünen Tisch Symbole wegzudekretieren, an die sich Imponderabilien knüpfen, stärker als Lebenswille und Todesfurcht; schwer, von dort aus neue dafür zu schaffen. Es wäre ein schwarzer Tag, an dem man in einem Heere glaubte, intellektuell, nur mit dem Verstande sei die Frage zu lösen: was ist stärker als der Tod? Nicht die Intelligenz verleiht einem Stück Seidentuch solche Kraft! Zu der Gewöhnung des Herzens aber, die allein einem Symbol mystische Kraft mitteilen kann, hat die Schule und das öffentliche Leben die japanische Jugend erzogen, indem sie die Fahne eine hervortretende Rolle in ihrem Dasein spielen läßt. Das japanische Volk ist überhaupt farbenfroh und liebt über alles bunte Flaggen und Wimpel; das ganze Land ist erfüllt von wehenden Tüchern, von der Reichs-Sonnenflagge und den Regimentsfahnen, den riesigen Wappen-Tüchern der Tempel und Paläste herab bis zur Schulfahne, dem Gemeindeabzeichen, dem Fähnchen in Kinderhand. Bei der Dorf-Wallfahrt wie bei der Schülerreise lernt man, sich um die Fahne zu scharen. Wo wir gewohnt sind, feste Tafeln und Schilder aus Holz oder Blech anzubringen (z. B. Plakate, Bekanntmachungen oder Ladenschilder), bedient sich der Japaner stets einer Art von Flagge: und so ergab sich für die große Schwierigkeit des Unterscheidens von Freund und Feind auf dem modernen Schlachtfelde auch das rasche Auskunftsmittel der kleinen Fähnchen in den Nationalfarben, um die dann oft ebenso erbittert gerungen wurde, wie um die großen. Fahne, Wappen, Standesabzeichen und andere ähnliche Symbole haben so in weitesten Kreisen noch „mittelalterliche" Bedeutung, aber auch noch die wilde, mystische mittelalterliche Kraft. Wie lachten doch die klugen Condottieri der italienischen Renaissance über die Wichtigtuerei der französischen und deutschen Ritter mit Fahnen und Wappen — und wie rissen ihre Leute vor beiden aus, am Vorabend jahrhundertelanger Fremdherrschaft!

*) Durch die Einrichtung der Regiments-Ergänzungsbezirke, die unmittelbar unter dem Regiment stehen, ist das Infanterie-Regiment in Japan viel unmittelbarer mit der Landschaft verknüpft, die seinen Ersatz stellt.

Neben den staatlichen, im ganzen Lande gleichmäßig begangenen Erinnerungstagen werden örtliche Feste zahlreich gefeiert; das Verständnis und die Kenntnis der eigenen Geschichte ist im ganzen Volke lebendig und wird mit allen Mitteln gefördert, während man sie bei uns leider vielfach verfallen läßt. Nahe Berührung mit den Trägern des britischen Reichsgedankens gewährte mir Einblick in die zielbewußten Anstrengungen, durch die z. B. der Earl of Meath die Bewegung für den sogenannten „empire-day" ins Leben rief, die als äußeres Zeichen der Zusammengehörigkeit im ganzen britischen Weltreiche eine dauernde Feier des Geburtstages der Königin Victoria anstrebt. Wenn ich dagegenhielt, wie man zu Hause planmäßig die im Volke schon tief gewurzelte Feier des Sedan-Tages einschlafen ließ, mußte ich das nach meinen japanischen Erfahrungen schmerzlich bedauern. Japan ist gewiß jetzt aufrichtig bemüht, seine Beziehungen zu Rußland möglichst gut zu gestalten und erscheinen zu lassen; trotzdem würde man ein Aufgeben der Schlachten-Erinnerungsfeier als ein Verbrechen gegen die Geister der Gefallenen betrachten. Man denkt dort nicht daran, einen der gewaltigsten Hebel zur Erhaltung wahrhaft treuen und kriegerischen Geistes im Volke politischen Augenblicksströmungen und schwächlichen Rücksichten unterzuordnen.

Ich habe am „Tage der gefallenen Krieger" Generale und Admirale zu ihren Toten reden hören; habe von hohen Offizieren bei ihrer Rückkehr von der Denkmalfeier in Port Arthur den Wortlaut der Anreden der Heer- und Flottenführer an die „Kami" der Gefallenen erfahren. Alle Feiern dieser Art, denen ich selbst als Gast des japanischen Heeres zwischen Offizieren und Würdenträgern aller Stände beiwohnen durfte, haben den würdigsten Eindruck gemacht: immer war man dabei bemüht, auf die Masse der Teilnehmer seelisch einzuwirken, weite Kreise innerlich dabei mitzubewegen, namentlich die Angehörigen der im Kriege

gebliebenen Kämpfer; und weil starke innerliche Kräfte wohl fühlbar dahinter standen, verfehlte man trotz großer Mängel in der Regiekunst nicht den obersten Zweck: die Hebung immaterieller Werte auf Kosten der materiellen.

Sicherlich würde in Japan die Festrede bei der Aufstellung einer neuen Bildsäule in der Walhalla unbedingt an die Geister des Ortes, nicht an die Herren Anwesenden gehalten werden. Es wirkte durchaus nicht wie ein Gruß ins Leere, wenn z. B. der Divisionskommandeur und der Regierungspräsident vor einem in der Mitte des Exerzierplatzes errichteten Altar ehrende kaiserliche Schreiben an die Geister der in den letzten Feldzügen gefallenen Krieger verlasen und aus Respekt für diese Geister mit abgenommener Kopfbedeckung, Schritt für Schritt rückwärtsgehend die geweihte Stätte verließen. Nachher opferten die kaiserlichen Prinzen und sämtliche Anwesende den Kami, und die Truppen des Standortes marschierten zur Ehrenbezeugung heran. Väter und Verwandte der Gefallenen standen sichtlich ergriffen und erhoben dabei und fühlten sich durch ihren Verlust geehrt: ein mutiger Tod für's Vaterland verleiht dort nicht nur einigen Führern, sondern auch dem Mann aus dem Volk ein augenfälliges, ehrenvolles Fortleben nach dem Tode. Das Verhalten des Volkes auf Schlachtfeldern beweist, daß diese Aussicht auf Unsterblichkeit im engeren Kreise vielen ihr Opfer leichter macht. Kleiner Ehrgeiz, lokale Eitelkeit leisten freilich dabei Vorspanndienste, aber zur Erziehung für eine große und gute Sache.

Wieviel bei den leitenden Geistern wahre Empfindung, und wieviel nur Mittel zum Zweck ist, wird der Ausländer nie ganz erkennen. Ich selbst bin mir klar darüber, daß bisweilen in Japan, ähnlich wie bei uns, die äußere Form auch da gewahrt wird, wo ihr Gehalt verloren gegangen ist, „damit dem Volke die Religion erhalten bleibe"; ich habe aber auch keinen Grund, mir gegenüber im Gespräch geäußerte, im Handeln sichtlich bewährte Überzeugungen zu bezweifeln an Männern, die ein Recht erworben haben, ganz ernst genommen zu werden. Die kaiserlichen Siegesbotschaften an die Sonnengöttin zu Ise, die Rede des Admirals Togo an die Toten der Japan-See bei der Shokonsha-Feier sind als Ausstrahlungen dieser Gesinnung, die ihr Licht besonders weit geworfen haben, vorübergehend an das Gewissen des Westens gedrungen; ebenso die Ansprachen Nogis an die Gefallenen von Port Arthur und seine Äußerung zu dem letzten ihm gebliebenen Sohn: Ich habe so viele Väter ihre Söhne gekostet, daß ich Dich nicht lebend nach Hause bringen kann. Ähnliche Gesinnungen habe ich aber über ihre gefallenen Söhne von Kleinbürgern, Reisbauern und Wagenziehern äußern hören, und zwar nicht dem Ausländer gegenüber betont, sondern gelegentlich als Ausfluß gemeingültiger Überzeugungen. Die Übergabe von Port Arthur, die Kapitulation des russischen Küsten-Geschwaders hat bei den Siegern kein Mensch verstanden, geschweige denn gebilligt; und wenn unverwundet gefangene russische Offiziere das durchfühlten, dürfen wir darum die Japaner schelten?

Am wenigsten fest in ihrer vaterländischen Gesinnung und Opferbereitschaft stehen Teile der akademisch gebildeten Kreise, namentlich wenn sie mit den Missionen in naher Berührung sind, und ferner die Gesellschaftsschichten, die allzu „fortschrittlich" geworden sind, und die ihr an einzelnen Stellen hoch geschätzter und gepriesener „Amerikanismus" gelehrt hat, ihren persönlichen Vorteil über andere Erwägungen zu stellen. Doch das sind *noch* Ausnahmen. Im allgemeinen begegnet die Verbindung der Arbeit von Schule und Heer auch in der bürgerlichen Gesellschaft nachdrücklicher Förderung; vor allem sind dafür zwei starke und einflußreiche Vereine tätig: die Gesellschaft für kriegerische Übungen und der Nationalverein für körperliche Ausbildung.

Die Gesellschaft wurde 1895 in Kyoto gegründet mit dem Zwecke: „die kriegerischen Künste zu pflegen und militärischen Geist zu entwickeln". Sie steht unter dem Protektorate des Prinzen Fushimi und vereinigt unter ihrem Präsidenten Baron Oura 1 653 000 Mitglieder. Ihre Zweigvereine besitzen Übungshallen und Gärten im ganzen Lande und in Kyoto selbst einen weitläufigen, schönen Hallenbau im altjapanischen Tempelstil (bei dem das Problem, wie der alte Stil neuen Aufgaben anzupassen sei, vorbildlich gelöst scheint!). Sie fördert Fechten, Ringen, Jiu-Jitsu, Bogenschießen und Rudern; alljährlich werden Wettkämpfe abgehalten und im Sommer Regatten auf dem Biwasee veranstaltet. — Der einige Jahre früher gegründete Nationalverein wurde nach anfangs mühsamem Kampfe ums Dasein später von der Zivilliste unterstützt. Unter dem Ehrenvorsitz des Prinzen Kanin schuf er zwei Übungsanlagen in Tokyo, eine in Osaka, eine im Hokkaido. Seit 1898 erhält er einen jährlichen Staatszuschuß von 60 000 Mark, und im Jahre 1900 wurde ein Teil seiner Schöpfungen in Tokyo für den Staat übernommen. Daneben wirkt ein Wehrkraft-Verein der Offiziere, zu dem aktive Kräfte für Mitarbeit an der Propaganda-Zeitschrift, im Presse-Bureau usw. abkommandiert werden, und das stark organisierte Rote Kreuz, dem jede erdenkliche offizielle Förderung zuteil wird. Die „Förderung" streift eigentlich an sanften Zwang: alle Offiziere und Beamte sind selbstverständlich Mitglieder, die Polizei ermuntert Säumige zum Beitritt, die Eitelkeit wird befriedigt durch Täfelchen, die an der Wohnung eines jeden Mitgliedes angeschlagen werden, und Verleihung von Medaillen, die nach der Geldleistung für den Verein abgestuft sind und den Charakter von Orden tragen. Vielfach stehen hier wie dort an den arbeitsreichsten Posten dieselben Männer, wodurch Gleichartig-

keit des Wirkens erzielt wird; und es geschieht viel, um die lebendige Fühlung mit der führenden Presse aufrecht zu erhalten. Ein Seiten-stück zu unseren Kriegervereinen besteht erst seit kurzer Zeit, ist aber in den letzten Jahren straff und einheitlich im ganzen Lande zusammen-gefaßt worden und wird wohl zukünftig ebenfalls einträchtig mit den schon bestehenden Organisationen zusammenwirken.

Sind die früher als Quellen der Wehrhaftigkeit erwähnten Verhält-nisse ein Erbe der Vergangenheit, so erkennt man in den zuletzt an-geführten die zielbewußte Arbeit der Gegenwart; freilich handelt es sich dabei um Anfänge, aber um solche, die recht umsichtig und durchaus nicht mit kleinen Mitteln ins Werk gesetzt werden. Das Rote Kreuz hat ungefähr 1½ Millionen Mitglieder, ein Vermögen von 20 Millionen Mark in Kapital, von 33 Millionen in Liegenschaften u. dgl.; 11 Spitäler, 2 Lazarettschiffe usw.; der patriotische Frauenverein zählt mehr als 800 000 Mitglieder; der Flottenverein hat schon zwei Hilfskreuzer von je 3500 Tonnen aufgebracht.

Nach allen diesen Beobachtungen über die Teilnahme der bürger-lichen Gesellschaft an den Wehr-Bestrebungen war ich erstaunt, wieder-holt von Leuten, die im Lande ansässig sind und langjährige Erfahrung haben, durchaus abfällige und skeptische Urteile zu hören, und möchte zur Wahrung der Objektivität ein solches, auf demselben Beobachtungs-kreise fußendes und doch von dem meinigen durchaus abweichendes Urteil im Wortlaut wiedergeben.

„Über das Thema Schule und Heer in Japan ist jedenfalls das, was darüber nach Deutschland dringt, wie so vieles, übertrieben. . . . Der ganze Heeresdienst war den Japanern durchaus unsympathisch. Erst durch die siegreichen Kriege ist etwas Stimmung dafür entstanden. Aber die Zahl der Desertionen ist ja immer noch sehr hoch. In den Volksschulen wird weniger deutsches Geräteturnen getrieben als Exer-zieren und Bewegungsübungen, vor allem Bewegungsspiele nach amerikanischem Vorbilde. Wie es keine Fortbildungsschulen gibt, so klafft auch in bezug auf körperliche Übungen eine absolute Lücke zwischen der Volksschule, die vorläufig kaum mehr als vier Jahre be-sucht wird (?), und der Militär-Dienstzeit. Turnvereine und Sport gibt es so gut wie gar nicht (?). . . . Die Mittelschulen und Oberschulen . . . haben freilich regelmäßig Turn-, d. h. Exerzierunterricht mit Fechten und Schießen; auch Übungsmärsche finden statt. Wie ungern die Schüler dergleichen treiben (?) geht daraus hervor, daß in der Koto gakko zu Kyoto schon seit Jahren kein Übungsmarsch mehr zustande kam, weil die jungen Leute keine Flinte tragen wollten. Fechten tun viele gern. Der Unterricht liegt meist in den Händen nicht aktiver Offiziere, aber nicht bestimmungsgemäß, sondern weil solche frühere

Offiziere müßig am Markte stehen und andere Turnlehrer nicht (in genügender Zahl) vorhanden sind.

„Ein systematisches Zusammenarbeiten von Schule und Heer habe ich in langen Jahren nicht entdecken können. . . . In den Mittel- und Oberschulen ist viel mehr Sinn und Interesse als für militärische Übun-gen für englisch-amerikanischen Sport vorhanden. Rudern und Base-ball hauptsächlich. . . . Im allgemeinen sind wir in dieser Beziehung den Japanern unendlich weit voraus, wenn wir auch in der Regel in unseren Schulen nicht rite exerzieren und Gewehr tragen, auch keine inaktiven Offiziere zu Turnlehrern haben . . . . Unser Geräteturnen macht den Körper geschmeidiger, und die moderne Entwicklung zu Bewegungsspielen hin ist gesünder. . . . Für die Fortbildungsschüler müßte in dieser Beziehung vor allem gesorgt werden.

„Der militärische Geist ist nicht im japanischen Volk vorhanden, (?) aber man sucht auf alle Weise ihn hineinzubringen, und da das japa-nische Volk noch immer gehorsam und willenlos in der Hand seiner Obersten ist, mag es gelingen, wenn auch der langsam erwachende Individualismus, den die zunehmende Volksbildung bringt, hinderlich wirken wird. —"

Meine eigenen Eindrücke und persönlichen Erfahrungen bestätigen diese auf langjähriger, aber doch wohl einseitiger Beobachtung fußende Anschauung nicht; nach sorgfältiger Prüfung muß ich sie als nur für einen kleinen Bereich geltend einschränken. Diese und ähnliche Urteile entstammen Missionskreisen und erklären sich daraus, daß die ihnen nahestehenden und ihrem Einfluß unterworfenen Schulen der un-günstigste Boden zur Erkenntnis von nationaler Eigenart und von Wehrkraft-Werten sind. Missionskreise sind in Japan am wenigsten imstande, ein vorurteilsfreies Bild des Landes zu geben, in dem sie wirken, und zwar, weil sie dem Allerwertvollsten verständnislos gegen-überstehen, was dieses Land besitzt: seiner zwar etwas eitlen, ruhm-redigen und einseitigen, aber starken und glühenden Vaterlandsliebe, der großen, jedem religiösen Anteil vorangehenden Opferfreudigkeit für das Reich und dessen irdische Wohlfahrt und Dauer — jene opfer-freudige Vaterlandsliebe, die bei den Japanern ganz unabhängig von den Krücken irgendwelcher konfessionellen Lehre, ganz unabhängig von ihrer sonstigen Weltanschauung ist, denn diese achtet man (mit Aus-nahme der Ahnen- und Heldenverehrung) unbedingt als Privatsache des Einzelnen.

Dann versagt das Verständnis der Beobachter auch, weil die Missionen eben diese Verehrung, das ganz eigenartige Verhältnis des Volkes zu seinen vergeistigten Vorfahren, den Kami seiner Kaiser, Helden und Väter, ablehnen und verurteilen müssen, — ein Verhältnis,

das es dem Japaner als das entsetzlichste Schicksal erscheinen läßt, eine nicht respektierte, mit Opfern bedachte oder gar eine der Verachtung anheimgefallene Seele zu sein —, was man sich z. B. durch Feigheit, Unehrenhaftigkeit, Dulden von Beleidigungen oder unverwundet Gefangenwerden zuzieht, aber durch anständigen Selbstmord jederzeit vermeiden kann. Dieses Gefühl einigt aber das ganze Volk — vom höchstgebildeten, eklektischen Pantheisten und dem vornehmen buddhistischen Fürstabt bis zum bildergläubigen Bauernbuben oder dem Wallfahrer zum Inari-Schrein, der die Aufmerksamkeit seines schlafenden Gottes durch Händeklatschen auf sich zu lenken sucht —, mit einziger Ausnahme der schon zum Christentum bekehrten oder doch den Missionen nahestehenden Kreise.

Deshalb stehen auch so viele hochwertige Japaner aus wohlverstandenen nationalen Interessen der Tätigkeit der Missionen ablehnend gegenüber; ich würde es als japanischer Offizier auch tun, denn ich mußte als objektiver Beobachter die Tatsache zugeben, daß, wie die Ideale des japanischen Offiziers dem Missionar vielfach unbegreiflich sind, so auch die Wirksamkeit der Missionare den japanischen Offizieren sehr auf die Nerven geht.

Aus diesem Kontraste erklären sich aber sehr viele schiefe Urteile, auch die Überraschung Europas durch die kriegerische Leistung Japans. Auch der europäische „Resident" der Hafenstädte kommt ja doch nur mit den weniger wehrtüchtigen Teilen der japanischen Bevölkerung in eine von berechtigtem gegenseitigen Mißtrauen getrübte Berührung. Die Fühlung der weißen Rasse mit den besten japanischen Kreisen, mit den wirklichen Hütern der immateriellen Werte ist nur eine ganz lose, auf wenige Personen beschränkte, unter denen sich, nebenbei gesagt, die Diplomaten aller Völker nicht ipso facto befinden.

Für die von der bei uns üblichen so verschiedene ethische Auffassung des Verhältnisses von Staatstreue zu Bekenntnistreue nur ein typisches Beispiel. Es wäre an vielen Stellen unseres Vaterlandes unmöglich, daß ein Rekruten-Leutnant, ohne die schwersten Verwicklungen bei Vorgesetzten und Volksvertretung auf sich zu ziehen, zur Erläuterung der Kriegsartikel seinen Rekruten einen Sinnspruch einprägte, wie den:

„Wenn nur das Herz auf dem rechten Pfad ist,
ist Gott mit ihm auch ohne Beterei und Opfergaben."
„Kokoro dani
makoto no michi ni
kanainaba
inorazu tote mo
kami yadoruran."

Dabei konnte der Leutnant sich sicher fühlen, daß seine Zuhörer unter dem „rechten Pfade" zuerst Vaterlandsliebe und das Streben, sich der Kami wert zu erweisen, verstehen würden, dann erst Alles, was mit Familie und eigenem Wohle zusammenhing. In dritter Linie erst wäre der Gedanke an ein religiöses Bekenntnis zu stehen gekommen. „Chiu-ko statt Ko-chiu", das war ja die Umstellung, die sich sogar die mächtige konfuzianische Lehre als Eingangszoll nach Japan gefallen lassen mußte: „für Land und Herd" statt „für Herd und Land!"

Ich darf nicht verhehlen, daß ich in Kreisen von bestem militärischen Werte häufig der Anschauung begegnet bin: „ein wirklich guter, auf dem Boden des Evangeliums stehender Christ müsse notwendig ein schlechter Soldat sein"; „Stössel habe mit der Übergabe von Port Arthur christlich gedacht und gehandelt"; „man müsse dem Grafen Tolstoi, den man für einen wahrhaft frommen Christen halte, für einen Teil der Erfolge in der Mandschurei dankbar sein". Ich gebe hier erlauschte Bruchstücke aus Gesprächen wieder; mir gegenüber vermied man taktvoll jede Äußerung dieser Art, machte nur kein Hehl aus der Abneigung gegen die Missionstätigkeit in Japan und Korea.

Der frühere Erziehungsminister Sawayanagi sprach sich ganz offen dahin aus, daß er das Fernhalten des Religionsunterrichts aus der Schule für das größte Glück Japans halte, obwohl er selbst gläubiger Buddhist sei und religiöses Empfinden im Volke für unentbehrlich halte. Die Schule aber müsse weltlich bleiben, damit in der Anstalt des Staates die Hingebung an den Staat als erste und höchste Pflicht anerzogen werde.

Die Stellung der Missionen solchen Gedankenkreisen gegenüber gestattet keine unbefangene Würdigung des Wertes, den ein damit verknüpfter Erziehungsbau für die Wehrfähigkeit eines zielbewußt gelenkten Staates haben muß. Trotzdem also aus den erwähnten Gründen manche Beobachter zu ganz anderen Folgerungen über die Wehrkraft-Erziehung des heutigen Japan gekommen sind, muß ich — nach wiederholter, gewissenhafter Abwägung meiner Erfahrungen — diese Anschauung als irreführend bezeichnen oder doch als nur für die minder waffentüchtigen Kreise des japanischen Volkes geltend, die stark vom Geiste der Missionen, namentlich der amerikanischen, beeinflußt sind. Ich muß dagegen festhalten, daß im großen und ganzen für die Erziehung des japanischen Volkes zur Wehrkraft, zur freudigen Hingabe des Lebens an das Vaterland in allen Kreisen außerhalb des Heeres sehr viel geschieht, und daß dafür große Mittel in einheitlicher Arbeit aufgewendet werden. Verschleiertes, aber bei wirklichem Zusammenleben mit den Japanern unverkennbares und deutlich zu spürendes Zusammenwirken von Heer, Schule und Verwaltung werden es er-

reichen, daß zunächst, trotz aller Friedensworte, eher noch eine Steigerung des kriegerischen Geistes als ein Abflauen zu erwarten ist.

Diese Arbeit sucht ihr Feld vor allem in weiser, zwangloser Pflege der unwägbaren Werte, die zu einer opferfreudigen, selbstlosen Geistesrichtung hinführen. Obwohl in der Sache der Japaner viel mehr von seinem Staate gegängelt wird, viel mehr am Zügel steht als der Deutsche, wird dieses Ergebnis mit viel weniger äußerlich sichtbarem Zwang, in viel liebenswürdigerer und darum weiteste Schichten nicht verletzender Form erreicht; und Ruhm und Ehre des Vaterlandes erscheinen als ein einheitlich gewolltes Ziel der Führenden und der Geführten.

Als Folgerung meiner Wahrnehmungen auf dem Gebiete der Wehrkraft-Erziehung in Japan ergibt sich:

Wir werden auf dem Gebiete des Ersatzes, der künftigen Wehrkraft-Entwicklung — zunächst unbemerkt — gegenüber dem, was in Japan geschieht, ins Hintertreffen geraten, vielleicht in nicht mehr gutzumachender Weise, wenn wir nicht im Laufe des nächsten Jahrzehnts — mehr auf dem nicht obligatorischen Wege des Beispiels und der ins Land zu tragenden Überzeugung als des Zwanges — ein gesünderes Heranwachsen der Jugend zwischen Volksschule und Heer sowie der Mittelschüler und ein festeres Zusammenwachsen mit dem Vaterlande und seiner Wehrkraft erringen. Es muß ein Ringen auf dem Gebiete der Imponderabilien sein, vom Staate und der Allgemeinheit mehr gefördert als erzwungen, aber planmäßig und mit großen Mitteln gefördert.

Nicht als ob der japanische Ersatz jetzt schon überlegen wäre: er ist es bisher nur in der naiven, unbewußten Opferbereitschaft, dem starken Verantwortlichkeitsgefühl für Heimat und Volksgemeinschaft, kurz, der Mitgift des alten Japan; er könnte es aber werden, wenn diese vererbte Gabe sich einmal mit der planmäßigen Arbeit der jetzigen Erziehung vereinigt. Es handelt sich darum, Ansätze nicht aus dem Auge zu verlieren, deren Wurzeln in der Gegenwart liegen, deren Kräfte sich erst später, aber sicherlich in der Reife zeigen werden. Damit spreche ich eine wohlbegründete, durch eigene Einblicke gewonnene Überzeugung aus, auch wenn sie nicht angenehm klingt.

Wenn wir nicht zurückbleiben wollen, ist also durchgreifendes, tiefes Pflügen auf diesem Felde dringend nötig; es ist gegenüber dem künftigen Wettbewerb anderer Weltmächte mit ihrer größeren, durch konfessionelle Gegenwirkungen ungehemmten Konzentration auf Staats- und Wehrzwecke unabweisbar, selbst dann, wenn es zur Voraussetzung haben sollte, daß Heer und Schule mit Verwaltungsbehörden, Selbstverwaltungskörpern und vaterländischen Vereinen auf halb freiwilligem, uns noch ungewohntem Gebiete einträchtig und ohne ressortmäßige

Einseitigkeit zusammenwirken. Ziele und Antriebe dazu müssen wohl vom Heere kommen, der Löwenanteil der Arbeit vom Kraftüberschuß unserer jungen Offiziere, aber ohne erkennbaren Druck oder Zwang von oben. Alle, die redlich mitarbeiten wollen, müssen zugelassen werden, ein Zentralausschuß muß aber Reibungen vorbeugen. Fürstlicher Ehrenvorsitz auf der einen Seite, parlamentarische Fühlung auf der anderen tut not. Solche erfreuliche Anläufe, wie die Jungdeutschland-Bewegung und der bayerische Wehrkraft-Verein, können nicht nachdrücklich genug gefördert werden.

In Japan wurden sie in jeder Weise unterstützt, vor allem durch vertrauliche, gleichlautende Erlasse der Ministerien des Krieges, der Marine, des Innern und des Unterrichtes, die auf den Verein und seine Ziele aufmerksam machten und Offizieren, Lehrern, Verwaltungsbeamten sowie Reserveoffizieren den Beitritt als tätige und zahlende Mitglieder nahe legten. Für tätige Mitglieder wurde Entlastung auf anderen Gebieten vorgesehen (von dienstfreien Tagen für geopferte Sonntage und „Belohnungsurlaub" bis zur Abkommandierung besonders begabter Offiziere zu Kriegsministerium und Generalstab für „Presse-Information"). Staatseigentum an Grundbesitz (Wald, Heide, Exerzierplätze, nicht benützte Baracken) sowie auch Turngeräte, Waffen, Zelte, Decken wurden leihweise zur Verfügung gestellt. Billiger Bezug von Karten, auch der Felddienst-Ordnung (zu 14 Pfennig) wird ermöglicht; man gewährt Eisenbahn-Ermäßigungen in einem Lande, wo das Reisen dritter Klasse an sich schon sehr billig ist, und wo mit jedem Heller aus den Eisenbahn-Einnahmen so genau gerechnet wird. . . . Diese Ermäßigungen für Jugendwehr-Fahrten — und wenn es im Güterwagen wäre — sind eines der wichtigsten Mittel, die Großstadtjugend in Fühlung mit der Natur zu erhalten. Kasernen, Truppenübungen, Kriegshäfen, Schiffe werden gezeigt, reisende Schulen in Militärkantinen verpflegt, Mitteilungen und Erklärungen gegeben, Offiziere als Führer abkommandiert; die Gemeinden werden zur Hilfsbereitschaft angeregt und zur Übernahme der Einquartierung von Schülern ermahnt, und für ganz unbemittelte Teilnehmer an Schulwanderungen liegen bescheidene Unterstützungsmittel bereit. Wirkliche Tätigkeit wird durch Schulfahne, Medaillen, Orden und Preise belohnt.

Alle diese und andere Formen der Unterstützung werden zunächst gewährt zur Förderung der persönlichen Leistungsfreude, des Idealismus, der die vornehmste Triebkraft bei allen diesen Bestrebungen sein und bleiben muß; neben dieser Hilfe auf immateriellem Gebiete folgten aber bald greifbare Unterstützung durch fürstlichen Ehrenvorsitz, starke Zuschüsse aus allerhöchsten Privatmitteln usw. Erst dann fühlte sich die Volksvertretung zu finanzieller Beihilfe bewogen, und ganz zuletzt

folgten fördernde gesetzgeberische Maßregeln, nachdem — unter wachsender Stimmung der öffentlichen Meinung für die Sache — der ganze Wirkungsbereich freiwilliger und schon vorhandener Kräfte ausgeschritten war.

Die Gefahr des staatlichen Eingreifens, ehe die Sache dafür reif ist, beruht vor allem auf dem Verkennen des Unterschiedes zwischen ethischer und intellektueller Disziplin, der bei den Schulbestrebungen des modernen Japan auch weit öfter verwischt wird, als das bei dem in diesen Dingen fast unfehlbaren Instinkt des alten Feudalstaates in früheren Zeiten der Fall war. Jede Organisation nimmt leicht die intellektuelle für die ethische und den Maßstab ihrer Leistung von der leichter feststellbaren, aber auch minder wertvollen intellektuellen Entwicklung, die in bewegten Zeiten schlechter Farbe hält. Aber der Fehlbetrag, der aus einer vernachlässigten Jugendzeit stammt, kommt auf dem Gebiete der Physis und der Psyche, auf dem des Charakters, nicht der Intelligenz, zunächst wieder zum Vorschein — und zwar meist nicht in den Zeiten ruhiger Beobachtung, sondern wenn man über den Haus- und Geschäfts-Verstand weg an Kräfte zu appellieren hat, die erst erkannt und gewürdigt werden, wenn sie dann nicht da sind, wenn „Eisen die Not brechen" müßte. Um nur einige Eigenschaften herauszufassen, deren Fehlen bei einem großen Teile der Jugend in ganz normalen Zeitläuften kaum bemerkt wird: seelische Fühlung mit der Natur, die Fähigkeit, sich ohne die gewohnte Kulturumgebung zu behelfen, ein natürlicheres Verhältnis zum Tode, namentlich zu einem Tod für Ziele, die über das enge Dasein des Einzelnen hinausgehen, Opferwilligkeit und Kameradschaftlichkeit, Verzichtenlernen auf eigensüchtige Zwecke, das bis zur Opferung der eigenen intellektuellen Stärke, bis zum bewußten Zurücktreten im Kampf ums Dasein zugunsten des hilfebedürftigen Kameraden gehen kann. Das sind lauter eminent soziale Eigenschaften, die eigentlich auch der Staat, das bürgerliche Leben immerfort achten und nützen sollte, und zu deren Entwicklung er tatsächlich so wenig tut; aber nichts anderes als diese dem bürgerlichen Leben doch gewiß wünschenswerten Eigenschaften braucht auch das Heer, das mit seiner kurzen Dienstzeit die Bürde der zu spät anhebenden Erziehung zum Staatsbürger nicht mehr allein tragen kann. Vielleicht aber leistet freiwillige idealistische Arbeit die nötige Vorbereitung, mit staatlicher Förderung besser als unmittelbare, zwingende Einrichtungen des Staates, — der sich dabei nur klar sein muß, daß eine seiner vornehmsten Pflichten von Freiwilligen aufgenommen wurde, weil er selbst sie liegen ließ.

Über die Frage, was intellektuelle Disziplin und was ethische Zucht sei, vor allem über ihre Grenzgebiete, läßt sich natürlich streiten; ich

glaube, die ethische Zucht tritt in dem Augenblick in die Erscheinung, wo der erziehende Rahmen und mit ihm die Furcht vor seiner physischen und moralischen Strafgewalt vor höheren Gewalten zerbrochen ist und wo es sich dann erweisen soll, wie der Erzogene ohne seinen Halt weiter handelt. Ethische Zucht beweist z. B. ein Meldereiter, der, von Kosaken verfolgt, auf lahmgeschossenem Pferde, ohne irgend damit rechnen zu können, daß noch eine Kunde von seiner Tat nach Hause dringt, das Schwert zieht, Harakiri macht und die ihm anvertraute Karte in der Wunde verbirgt, als dem einzigen Orte, wo sie die Verfolger nicht suchen werden, wie jener junge Bursche des 10. Kavallerie-Regiments von Himeji tat, der dort jetzt als Kami geehrt wird. Denn zufällig war später eine japanische Patrouille über die Stelle geritten, hatte die Karte gefunden und dann dafür gesorgt, daß der tote Held befördert wurde und daß seine Seele das erfuhr. — Einen Beweis ethischer Zucht sehe ich darin, daß ein Transportschiff, wenn es im Nebel wehrlos an feindliche Kreuzer gerät, durch die Infanteristen des Truppentransports mit Flintenschüssen gegen Geschütze und Torpedos verteidigt wird und daß dann die ganze Mannschaft den Selbstmord unter ihrer blutgetränkten und verbrannten Fahne der Kriegsgefangenschaft vorzieht, die ihnen doch nach dem Tode ihrer Offiziere und Unteroffiziere die Welt weniger verdacht hätte, als dem Geschwader des Admirals Nebogatow. Diese beiden Fälle unter vielen mögen erklären, was in diesem Buche unter ethischer Disziplin bei Einzelnen und Massen verstanden ist.

Auch in der öffentlichen Meinung Japans sind zwei Bedenken wiederholt aufgetaucht und abgewogen worden, die auch bei uns der Jugendwehrbewegung gegenüber ins Treffen geführt werden. Das eine entsprang der begreiflichen Angst der schon überlasteten Schule, es könnte ihr aus der Wehrkraftbewegung weitere Belastung erwachsen; das andere erzeugte die Furcht, die an sich verstandene und begrüßte Anregung könne zu spielerischer Nachahmung von militärischen Veranstaltungen und Einrichtungen entarten. Da liegt sogar die bedenklichere der beiden Klippen, eine Verführung zur Soldatenspielerei, die ein Volk geradezu über ernste Pflichten wegtäuschen und Unterlassungssünden beschönigen könnte.

Was die Belastung der Schule betrifft, so wurde unterdessen die Erfahrung gemacht, daß namentlich die Volksschullehrer regeres Verständnis für die Sache hatten, als die Mittelschullehrer, daß sie aber, ohnehin mit Arbeit schwer besteuert, ihre Sonntage nicht für aktive Teilnahme opfern konnten; deshalb fiel dieses nicht zu unterschätzende Opfer vor allem den jungen Offizieren zu. Aber schon die moralische Unterstützung der Schule ist unendlich viel wert; wenn sie sich nur nicht dagegen stemmt, wie das leider bisweilen an den Gymnasien geschah,

ist schon viel gewonnen. Innerhalb ihres Lehrplanes und ihrer Stundenzahl könnte die Schule viel mehr tun, als sie bis jetzt in Deutschland für Volksgesundheit und ethische Wehrzucht tun zu können glaubte. Gerade das zeigt ja die japanische Schule, die eklektisch aus westlicher Pädagogik und altnationaler Tradition zusammenbaut, trotz ihrer unleugbaren Entwicklungskrankheiten und Unzulänglichkeiten auf anderen Gebieten. Recht viel mehr Belastung durch tätige Mitarbeit der Lehrkräfte wird die Schule kaum tragen können, wenn nicht deren junger Nachwuchs gegen entsprechende ideelle und materielle Entschädigung einspringen kann: materielle Lasten namentlich dürften ihr nicht zugemutet werden, deshalb wäre die Eisenbahnfreifahrt eines der wichtigsten staatlichen Förderungsmittel.

Die Frage der Soldatenspielerei wird weder in Japan noch bei uns ganz zu lösen sein; doch scheinen alle Beobachtungen darin übereinzustimmen, daß der Neigung dazu in anderen Ländern, nicht zuletzt im fernen Osten, weit mehr nachgegeben wird als in dem längst nicht mehr „militaristischen" Deutschland. Gerade bei dem Problem, wie die Fortbildungsschüler für die Wehrkraftbewegung zu gewinnen seien, liegt die Frage gar nicht einfach. Für die Freiheit und die Freizeit, die sie wie ihre Führer opfern müssen, fordern sie irgendeine Entschädigung, denn die Idee allein genügt den wenigsten. Etwas Verlockendes, ein wenig Spiel, ein wenig Vereinsmeierei wird nicht entbehrt werden können, ebensowenig etwas soldatische Äußerlichkeit, die der begreiflichen kindlichen Eitelkeit schmeichelt und das Selbstbewußtsein hebt. So sind z. B. zum Lenken militärische Kommandos nötig (wieviel einfacher wird, nebenbei gesagt, das Leben werden, wenn, wie in anderen Ländern, in Schule, Heer und Privatleben mit demselben kurzen Rufe derselbe Sinn verbunden wird!). Übrigens ist es Tatsache, daß gerade die aktiven Offiziere als Führer von Jugendgruppen am wenigsten zu übertriebener Spielerei mit militärischen Formen neigen, weit mehr die Lehrer und andere aus dem bürgerlichen Leben gewonnene Kräfte — und am allermeisten die Jungen selbst, denen man doch, da es sich um freiwillige Leistungen handelt, in dieser Sache auch eine Stimme zuerkennen sollte.

Nicht auf eine militärische Ausbildung kommt es an, aber darauf, daß die Kräfte, die Schule und bürgerliche Einrichtungen offenbar nicht übrig haben, von dem Idealismus und dem Kraftüberschuß für freie, selbständige Aufgaben gestellt werden, den eine Anzahl unserer jungen Offiziere trotz aller Diensteslast noch besitzt — ein Kraftüberschuß, den das Heer haben m u ß, weil es für den Ernstfall doch eine Nerven- und Kraftreserve zum Einsetzen haben soll, mit dem aber nicht gerechnet werden kann, wenn schon der Friedensdienst das allerletzte an Anspannung von den Menschen gefordert hat. Das Heer ist also die einzige Einrichtung, die bei weiser Schonung und durchaus zulässiger Entlastung an anderer Stelle die nötigen Führer in ausreichender Zahl stellen kann. Deshalb und weil es sich am klarsten über die moralischen Grundlagen, sozusagen über die wünschenswerte seelische Ausstattung des angehenden Soldaten ist, deshalb und nicht wegen äußerlicher Formenspielerei und Machtgelüste mußte das Heer die Schule zum Anteil an der Wehrkraftbewegung aufrütteln und in ihr den Ton angeben.

Es war höchste Zeit, daß mutige Leute bei uns die Hand auf die wunde Stelle legten und es aussprachen, „daß auf erziehlichem Wege ein fester Grund für alle wehrfähigen Eigenschaften gelegt werden müsse, die der Rekrut zur Truppe mitbringt". Als solche wurden bezeichnet: 1. die sittlichen Eigenschaften der Selbstzucht, der freiwilligen Unterordnung, des Mutes, der umsichtigen Entschlossenheit, des zähen Willens; 2. eine straffe Gesamtmuskulatur mit geschickter Koordination und geschmeidigen Bewegungen; 3. ein kräftiges Herz und widerstandsfähige Lungen; 4. scharfe Augen. Diese wehrfähigen Eigenschaften seien von früh an durch körperliche Betätigung im Turnen, Spielen, Wandern, Schwimmen, Rudern, Eislaufen, Bergsteigen zu erreichen, und zwar sowohl durch die Schule als im Erholungsleben der Schüler.

Die Schule allein kann das, was wir brauchen, nicht mehr allein leisten; die Mittelschule noch weniger als die Volksschule. Das zeigt ein vorurteilsloser Vergleich des Einjährig-Freiwilligen-Materials mit dem Durchschnitt des übrigen Ersatzes. Wie sehr wir alle, auch die Schule nicht ausgeschlossen, auf dem Lorbeer der letzten Generation geschlafen haben, die heute zwar noch mahnen, aber nicht mehr fechten kann, können wir so recht erst von außen her ermessen, da eine gewisse Entfernung die Übersicht der heimischen Verhältnisse erleichtert. Man braucht dazu nicht bis Ostasien zu gehen; so hat z. B. H. v. Grävenitz in einem Vergleiche zwischen italienischen und deutschen Verhältnissen das, was uns fehlt, scharf umrissen gezeichnet. Er schließt mit folgenden Worten:

„Und bei uns?! Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, eine irgendwie erschöpfende Antwort auf diese Frage zu geben. Skizziert mag sie wenigstens werden. Bei uns keine Einheitlichkeit der Anschauungen und Bestrebungen; keine staatliche Körperschaft, die ein Bindeglied zwischen militärischen und nichtmilitärischen Interessen bildete, keine führenden Persönlichkeiten, die eine solche Körperschaft ersetzen könnten und die dornige Aufgabe übernehmen wollen, viele Köpfe unter einen Hut zu bringen. Deshalb wohl hier achtbare Anfänge und opferwillige Versuche, aber ohne Zusammenhang miteinander und ohne Entwicklungskraft! Auf militärischer Seite eine noch kaum durch-

brochene vornehme Abgeschlossenheit unseres aktiven Offizierkorps den Aufgaben der Jugendbildung gegenüber, während in Italien an der Spitze der freiwilligen Formationen vielfach aktive Offiziere stehen. Auf nichtmilitärischer Seite und in den Kreisen der Jungendbildner häufig völlige Unkenntnis über die idealen und technischen Ziele der militärischen Jugendbildung, eine Unkenntnis, die wohl selbst mit dem abwehrenden Schlagwort „Militarismus" arbeitet. Vielfach englische Sportfexerei, anstatt des Strebens nach germanischer Wehrhaftigkeit! Ein zielbewußtes, einheitliches Arbeiten nur auf seiten der Sozialdemokratie, die ihre junge Garde mit ihrer „Arbeiterjugend" und mit 200 000 Flugblättern jährlich zum Kampf gegen die bestehende Ordnung erzieht. Und als weiteres Hemmnis eines Fortschritts und einer gesunden Entwicklung auch in bürgerlichen Kreisen, eine zunehmende Gleichgültigkeit gegen Fragen nationaler und patriotischer Kräftigung: ein Hinübergleiten in geistig und körperlich erschlaffende Völkerfriedens- und Weltbeglückungsbestrebungen, die das Bismarcksche Wort von einer Politik von Blut und Eisen allmählich zu einer gruseligen, weit hinter uns liegenden geschichtlichen Erinnerung machen möchten, anstatt es auch in unserer Jugend als eine dira necessitas für das »Land der Mitte«, Deutschland, wachzuhalten. Wenn ich eines anderen, besseren belehrt würde, ich wäre dafür dankbar!"

Dasselbe unheimliche Gefühl hatte ich bei der Rückkehr von Japan. Seitdem geschieht bei uns zwar etwas mehr, aber noch nicht genug.

Für Japan hat eben neuerdings der Krieg die Klärung gebracht, die für uns auch aus dem Jahre 1870 immer noch zu holen wäre, aber in Vergessenheit geraten ist: wie wichtig auch für die neue Saat das alte Erbe ist, das man dort wie bei uns unter dem Einfluß utopischen Weltbürgertums und utilitaristischen Wirtschaftskampfes unterschätzen zu können glaubte. Erst die Erfahrungen des Krieges brachten die Gewißheit, daß die Mehrheit des Volkes sich zu dieser Erkenntnis durchringen würde und die Überzeugung gewinnen: die von Altjapan überlieferten Werte (Yamato-damashii) seien des Erhaltens und Verbindens mit dem modernen Japan auch dann wert, wenn sie mit ihren starren Formen und strengen Forderungen in die neue Erziehung eingefügt werden müßten und dadurch dem Fortschritt einen gewissen Eintrag täten. Was im Fortschrittstaumel der siebziger und achtziger Jahre noch sehr gefährdet schien, scheint jetzt von allen leitenden Männern mit Bewußtsein geschützt zu werden. Es ist noch nicht zu spät, weil das Erbe der Vergangenheit als Gefühlswert in den alten Familien, der Landbevölkerung und nicht zuletzt der Frauenwelt latent aber noch lebensfähig vorhanden war.

Hebung immaterieller Werte auf Kosten der materiellen, Erhaltung der vollen kriegerischen Mannestugend: das ist das Ziel der Be-

wegung zur Erhaltung der Wehrkraft außerhalb des Heeres. Es ist ein arges Verkennen der Weltlage, wenn eine utopische Friedensbewegung, unseren sogenannten Militarismus befehdend, uns den Stahl aus den Seelen schmelzen will, den wir selbst und unsere Kinder noch bitter nötig haben werden! „Mit unserer antimilitaristischen Erziehung", so klagt Sir Jan Hamilton, „marschieren wir direkt in den Fußtapfen Chinas, das schon vor tausend Jahren so schlau war, zu finden, daß der Krieg ein Überbleibsel barbarischer Zeiten sei! . . . so ward es zum Kriegsschauplatz für fremde Mächte."

Wenn unsere Gegner die Mahnworte eines Soldaten als Partei ablehnen, so werden sie nicht so leichtes Spiel haben mit einer ethischen Größe wie Ruskin, der sagt:

„Alle reinen und edlen Künste des Friedens sind auf den Krieg gegründet; niemals stieg auf Erden eine große Kunst empor, als in einem wehrhaften Volke. . . . Keinem Volke ist ein großes Schaffen möglich, das nicht im Kampfe begründet ward. Wenn ich euch sage: Krieg ist die Grundlage alles Schaffens, so meine ich auch, er ist die Grundlage aller hohen Tugenden und Eigenschaften des Menschen. Es war mir befremdlich, das zu entdecken; befremdlich und furchtbar, aber ich habe es als unleugbare Tatsache kennen gelernt. Ganz unhaltbar fand ich die landläufige Meinung: Friede und bürgerliche Tugend müßten zusammen blühen. Friede und die Laster des bürgerlichen Lebens allein stehen zusammen in Flor. Wohl sprechen wir von Friede und Bildung, Friede und Wohlstand, Friede und Kultur; aber ich fand, diese Worte sind es nicht, die die Muse der Geschichte zusammen nennt. Von ihren Lippen klingen gemeinsam die Worte: Friede und Sinnlichkeit, Friede und Selbstsucht, Friede und Verderben. Kurz gesagt: ich fand, daß alle großen Völker die Wahrheit im Wort und die Gewalt des Gedankens im Kriege gelernt haben. Der Krieg hat sie ernährt, der Friede verzehrt; der Krieg belehrt, der Friede belogen; der Krieg hat sie gestählt und der Friede entnervt; mit einem Wort: sie wurden erzeugt im Kriege — und im Frieden starben sie dahin."

IV. Persönlichkeit, Familie und Staat im Übergangszeitalter.

„Warum zum Mühen allein
Diente mir Schneelichtschein,
Leuchtkäfersprühen?
Weil um Fürst und Heimat mein
Haupt und Herz tief erglühen."
Uta des Gon Dainago Morokane.


Die gesellschaftliche Ordnung Japans ist in einem flüssigen Übergangszustande begriffen, und der Versuch einer Augenblicksaufnahme ergibt das Bild einer an dem harten Manchestertum der Umwelt abgeprallten Welle des Staatssozialismus, die von vorherrschendem Altruismus ihre Kraft bezog und nun zurückstürzend und aus ihrer natürlichen Bahn und harmonischen Fortbewegung abgelenkt, sich über einer entgegengesetzten Welle von Individualismus und Eigensucht noch einmal emporhebt. Eine seltene, aber vergängliche Wellenhöhe wird so erreicht durch eine vorübergehende Zusammenfassung bald wieder auseinanderstrebender Kräfte; und bei dem Versuche, die Ober- und Unterströmungen voneinander zu unterscheiden, sehen wir uns nach Helfern um, die etwa von innen Licht auf deren Stärke und eigentliche Richtung werfen könnten und uns bei der Antwort auf die Frage beraten: wie stehen tatsächlich heute Persönlichkeit, Familie und Staat in Japan zueinander?

Auf eine Reihe von wesentlichen Aufschlüssen bei diesem Versuche hat mich ein Gedankenweg gebracht, der seinen Ausgang nahm von dem Bilde, das man sich im Lande selbst von der eigenen Zukunftsrolle und ihren äußeren und inneren Möglichkeiten zu machen sucht, Voraussetzung dazu war, welche Eigenschaften man an den dazu unentbehrlichen hervorragenden Männern begrüßenswert und allgemeiner Achtung würdig, welche persönlichen und nationalen Züge man gemeinhin zu tadeln fand; ferner, wie man auf dem Wege zu dieser Zukunftsrolle den toten Buchstaben der Verfassung zum Leben, zu Nutz oder Mißbrauch gestaltete, was man dabei von den tatsächlichen, staatsrechtlich mehr oder weniger festgelegten Mächten erwartete: der Kaisergewalt, dem Clanregiment, der Volksvertretung — hier in der Reihenfolge ihrer momentanen effektiven Kraft aufgezählt. Endlich, wie zwischen Einzelwesen und Gesamtheit der Staatsgedanke, die kulturgeschichtlichen Entwicklungsergebnisse, Ahnenverehrung, Religion, das Familienrecht und die patriarchalische Überlieferung ausgleichend sich einschoben. Dabei war mir Sawayanagis großes Werk Kō-do ein unschätzbarer Führer, wie schon bei der Betrachtung der nationalen Erziehung sein Waga kuni no kyoiku. Nebenbei ist die Wendung dieses bedeutenden Pädagogen vom kosmopolitischen Liberalismus zum maßvollen nationalen Konservatismus, die in Japans fremder Presse natürlich abfällig beurteilt wurde, symbolisch für eine gleichartige Entwicklung in fast allen führenden Geistern des Landes.

Diesen Untersuchungsgang nunmehr in umgekehrter Reihenfolge zurückschreitend, um seine Ergebnisse darzulegen, beginne ich mit dem Versuche einer Antwort auf die Frage: wie hat sich derjenige Teil des Volkes, der dabei am meisten verloren hat, nämlich der Feudaladel, mit der neuen Ordnung abgefunden? Auf deutsche Verhältnisse übertragen, entsprechen dem Begriffe nach die Daimyo ziemlich genau unseren reichsunmittelbaren Geschlechtern, die Samurai unserm Dienst- und Amtsadel in allen Abstufungen. Zwischen beiden standen vermittelnd die Karo, eine Art von Hausministern, an einzelnen Stellen nur indirekte Macht ausübend, wie Hofmarschälle oder Zeremonial-Würdenträger, an andern bis zur überragenden Gewalt von Hausmeiern herangewachsen und Stellungen bekleidend, wie sie etwa Hardenberg in Franken, Montgelas in Bayern, Graf Münster in Hannover einnahmen, nach der örtlichen Lage und Bedeutung des Fürstentumes abgestuft. Diese Männer und die einflußreichen Samurai der südwestlichen Clane, im Verein mit dem unzufriedenen Hofadel, der seine Gelegenheit klug wahrnahm, hatten am Ende der sechziger Jahre die Reichsmarschälle gestürzt. Die mächtige nationale Bewegung, von der sie dabei getragen wurden, war von ähnlichen Idealen erfüllt, wie die Neubelebung von Kaiser- und Reichsgedanke unserer achtundvierziger Bewegung. Diese Ritter und Hofadligen hatten die tätige Rolle bei der Umgestaltung gespielt, während den Landesfürsten einschließlich der schönen Geste der Abdankung eine mehr leidende, dekorative zukam, aus der sie bis heute trotz Oberhausvertretung nicht recht herausgefunden haben. Was an Adelsnamen jetzt im Vordergrunde steht, ist wesentlich alter und neuer Amts- und Dienstadel, von einzelnen Feudalsprossen abgesehen, die sich aber über Lage und Sinn des Adels im Staatsgefüge so wenig klar zu sein scheinen, wie ein Herzog von Orléans oder ein Mirabeau und die freisinnigen Kirchenfürsten Frankreichs um 1790. Sehr bezeichnend für die Denkweise dieser Angehörigen der alten reichsunmittelbaren Geschlechter sind z. B. die Äußerungen des Grafen Akimoto über die moderne japanische Gesellschaft vom Standpunkte des alten Adels gesehen (Kadzoku no mitaru gendai shakwai).

Wenn die Abkömmlinge der Lehensfürsten, die nun ihre Bedeutung fast ausschließlich als eine Art Wappenkrönung, als Clansymbol der alten Stammherrschaften, als Spitze ihrer Provinzial-Überlieferungen

haben, ihren politischen Einfluß brauchen wollten, so könnten sie einen sehr starken in konservativer Richtung ausüben. Das Gefühl eines gesonderten Provinzialzusammenhanges ist z. B. in Kanazawa, Sendai, Yamaguchi, Kagoshima und Kochi reichlich so ausgeprägt, wie in denjenigen Gegenden Mitteleuropas, die sich durch das ausgesprochenste Stammesbewußtsein auszeichnen. Nichts wird leichter unterschätzt, als die Lebenszähigkeit und Tüchtigkeit gerade dieser Kräfte. Sie haben in der Dauphiné, der Bretagne, im Elsaß die ganze gleichmachende Gewalt des Königtums Ludwig XIV. und der Revolution überdauert, und im heutigen Bayern anderthalb Jahrtausende lang allen Stürmen der deutschen Reichsgeschichte standgehalten. In Japan muß man nur gesehen haben, wie alles mit Stolz auf den Seidengewändern das edle und geschmackvolle Wappen der alten Clanherrschaft trägt, gehört haben, wie die Leute ihre engere Heimat rühmen, in deren Lokalgeschichte bewandert sind und ihre Lokalhelden hochhalten; oder gar erlebt haben, wie der ehemalige Landesherr in seiner Stammprovinz empfangen wird, um zu wissen, daß hier die gleichen Kräfte nur eingeschläfert sind und leicht zu wecken wären. Davon hat mich mehr als ein persönliches Erlebnis überzeugt. So stieß ich einmal am Abend eines Manövertages unweit von Kyoto, an den Abhängen des Omi-fuji, auf den sogenannten Tempel der Bauerntreue: er ward errichtet von einem ehemaligen Lehensherrn aus den Erträgnissen des Reisdeputates, das ihm seine Bauern lange Jahre nach der Ablösung noch freiwillig brachten, als stummen Protest gegen die Auflösung eines offenbar von beiden Teilen als wohltätig und erfreulich empfundenen Feudalverhältnisses. Wer die Sparsamkeit auch wirtschaftlich gut gestellter Bauern und ihre Abneigung gegen Steuern und Abgaben kennt, den überzeugt ein einziger solcher Fall davon, wie stark im Lande die Vorbedingungen zu einer konservativen Sammlung vorhanden wären. Wenn einsichtsvolle konservative Männer wie Katsura sie nicht benützen, so erklärt sich das aus der Furcht, eine so starke Reaktion zu entfesseln, daß jeder Fortschritt im Sinne westlicher Entwicklung auf lange hinaus gehemmt würde.

Diese Gefahr scheint vielen Einsichtigen näher zu liegen und größer zu sein als die eines allzu reformeifrigen Vorwärtsstürzens. Das Volk als Ganzes hat sich dem einseitigen Neuerungseifer gegenüber wieder auf sich selbst besonnen und besonders die gewaltige Erschütterung des Krieges, die Steigerung des nationalen Selbstbewußtseins und die doppelte Saat von Gefallenen vor Port Arthur haben diese Umkehr beschleunigt. Seine Führer aber haben überhaupt nie aus dem Auge verloren, daß ihnen die Panzerung, nicht die Durchdringung Japans mit westlichen Kulturerrungenschaften immer nur ein Mittel zur Erhaltung des nationalen Eigenlebens um jeden Preis gewesen ist, ein Mittel, dem sie ihre Stammeswappen auf die Dauer so wenig zu opfern willens waren, wie einer Zukunftsentwicklung je das nationale Siegeszeichen der aufgehenden Sonne oder sein Gegenstück, die stilisierte Chrysanthemumblüte. Es ist wenig Gefahr, daß diese tiefsinnigen Symbole, wie der heraldisch so wunderbar schöne kaiserliche Drache Chinas einer willkürlichen Zusammenstellung von Flaggenstreifen weichen könnte. Gerade so „reformfreundliche" Staatsmänner wie Fürst Ito haben beim Aufzimmern der Verfassung als stärksten Halt und Anker für eine stetige Entwicklung des Landes das Grundgebälke der Kaisermacht angesehen, die ihre Stärke neben dieser staatsrechtlichen Sicherung ja allerdings zunächst ihrem Erbe, im Zusammenflusse der Überlieferung aus den Vorrechten der alten Mikadostellung und der Lehenstreue der Daimyate verdankt und deshalb an anderer Stelle gewürdigt worden ist. Diese Macht ist aber auch im Bereiche der gegenwärtigen Gesellschaft und nach ihren sehr materiellen Wertmaßstäben, vor allem durch die kluge weltliche Fürsorge des Fürsten Ito als Hausminister, durch eine gesicherte und zukunftsreiche wirtschaftliche Stellung verstärkt und verschanzt worden, so daß sie mit ergiebigen Mitteln ausgestattet ist, um zu belohnen, zu helfen und sich sozial zur Geltung zu bringen. Die wahre Macht im Lande hat nach wie vor ein kleiner Kreis erprobter, dem Kaiser beratender Staatsmänner, die meist den Genro angehören, und über diesem der Kaiser selbst — um so unbeschränkter, je mehr er mit seiner Persönlichkeit hinter die dekorative Rolle zurücktritt, die ihm — durch die Landesgeschichte wohl vorbereitet — mit dem Anbruch der Meiji-Ära neu untermauert und neu vergoldet worden ist.

An diesem Staatsgebäude, dessen Fundamente Kaisertum und Clanregime gelegt haben, wird der Parlamentarismus mit den etwa von ihm beherrschten Ministerien so lange nur die Wirkung eines Frontornamentes haben, als sich diese Mächte nicht durch entschiedene Fehlgriffe kompromittieren — und es sieht nicht danach aus, als ob dieser Fall bald eintreten könne, nach der Sammlung erlesener Köpfe zu urteilen, mit denen sich die Kaisergewalt zu umgeben verstanden hat. Dieser Zustand erscheint der Nation um so erträglicher, als ihr der Gedanke vorwaltender Autorität des Alters aus der Familien- und Reichstradition sowie aus dem Gebiete des engsten täglichen Lebens vertraut und gewohnt ist, und als die im Rate der alten Staatsmänner vereinigten klugen Greise tatsächlich Japan von Erfolg zu Erfolg geführt haben. Zuweilen bedarf es drastischer Äußerlichkeiten, um zu zeigen, wessen Anschauungen die wirklich herrschenden sind. Ein solches Blitzlicht war z. B. das Aufführungsverbot, das die „Heimat" von Sudermann am Yurakuza-Theater in Tokyo betroffen hat. Aus begreiflichen Gründen hatte

selten ein Stück so große Anziehungskraft gerade auf die gebildeten Klassen ausgeübt, wie dieses: denn viel Jugendkraft leidet unter dem Familienzwange und wird von ihm erdrückt. Das Stück hatte bereits eine erste Zensur passiert, als plötzlich vom Ministerium die Aufführung untersagt wurde — und zwar, weil es Illoyalität gegen den Kaiser predige, das japanische Gefühl der Kindesliebe verletze und überhaupt unmoralische Handlungen verteidige. Erst nach vielen Bemühungen gelang es dem Übersetzer, Professor Shimamura, das Aufführungsrecht zurückzuerhalten; freilich hatte er sich dazu verstehen müssen, „Verbesserungen" anzubringen (über fünfzig Dialogstellen sind ganz verändert), die aus Magda eine reumütige Sünderin machten, und sie am Schlusse vor einem buddhistischen Priester ein Bekenntnis ihrer Schuld und Reue ablegen zu lassen.

Was bedeutet es, solchen Tatsachen löblicher Unterwerfung gegenüber, wenn man einen gewissen zahmen Kathedersozialismus in wissenschaftlichen Zeitschriften gewähren läßt; und wenn sich z. B. Dr. K. Ukita im „Taiyo" sehr freimütig über die verständnislosen Maßregeln der Regierung auslassen kann gegenüber dem, was sie für gefährliche Ideen halte, ja wenn er sogar geradezu sagen darf, der Versuch, erloschene Moralbegriffe wieder zu beleben und auf eine feudale Anschauungsweise der Dinge zurückzugehen, sei von vornherein zum Fehlschlage verdammt.

Wer sich also ein Bild vom Wirken des Konstitutionalismus in Japan zu machen hat, wird gut tun, das Wort: quid leges sine moribus vanae proficiunt? besonders zu beherzigen; er wird auch vor allem die Parteien nicht in der schönen selbstlosen Gebärde der Opposition und ihrer verantwortungslosen Versprechungen, sondern in ihrer Haltung an der Krippe der Macht zu studieren haben. Ein wertvoller Anhalt dabei ist G. Etsujiro Uyeharas „Political development of Japan 1897—1909" und eine Artikelsammlung des Chūo kōron über die Seyu-kwai, denn an dieser Krippe sitzt augenblicklich die von Fürst Ito geformte liberalisierende Opportunisten-Partei der Seyu-kwai, und es ist bezeichnend, daß ihr bloßer Eintritt in das Ministerium das Ausscheiden so hervorragender Männer wie Katsura, Terauchi und Goto und ihren Ersatz durch minder bedeutende bedingte, die Erhaltung der anscheinend unentbehrlichen Organisatoren der Marine mit Mühe ermöglichte und zweifellos im Auslande als Nachlassen der Staatsenergie empfunden und quittiert wurde. Er wirkte wie etwa zwischen 1866 und 1870 ein Sieg des Liberalismus über Bismarck und Roon gewirkt hätte. Um aber das Parteiregiment zu begründen, das von den weiter links stehenden Unverantwortlichen, wie dem vielseitigen, unablässig sprechenden und schreibenden Grafen Okuma und der Kokuminto (Volkspartei) ersehnt

wird, fehlt es nicht nur der „herrschenden" Trimmer-Partei an dem dazu nötigen Charakter, und an den entsprechenden Männern (— sie verdient als Ganzes den von Feinden aufgebrachten Namen „Hiyorimito", d. h. Schönwetter-Partei—), sondern es fehlt vor allem dem Gedanken des Parlamentarismus überhaupt am nötigen Wiederhall im Lande. Je korrupter und jämmerlicher sich ein großer Teil der Wahlergebnisse als Männer darstellt, um so mehr muß dieser Widerhall ausbleiben. Je mehr bedeutende Parlamentarier hinter den Kulissen in einem verdächtigen Zusammenhange mit reichen Familien und Erwerbsgesellschaften stehen, deren Häupter selbst es verschmähen, in eine Arena zu treten, in der man so leicht beschmutzt wird, desto geringer wertet die Gesamtheit Klopffechter-Erfolge in ihr. (Beleg z. B. im Chuo koron: „Reiche Leute in der Politik unserer Tage".)

Die durchschnittliche Besetzung des Parlamentes zeigt, neben den etwa 200 Seyu-kwai-Mitgliedern, rechts, unseren Konservativen entsprechend, einige 55, links, mit den politischen Zielen des rechten Flügels unserer Volksparteien, 90 bis 100 Köpfe. Wie sehr das Staatsregiment hinter der Szene durch zeitgemäßen Wechsel seiner ministeriellen Bekleidungsstücke der Stimmung der Mehrheiten Rechnung trägt, zeigt immerhin deren häufige Ablösung. Von 1898 bis 1912 erscheinen als äußerliche Träger der Regierungsgewalt im regelmäßigen Turnus mehr liberale, dem Parteiregiment geneigte und mehr konservative, autoritäre Kabinette: Ito, dann Okuma (l.), Yamagata (k.), Ito (l.), Katsura (k.), Saionji (l.), Katsura (k), wobei die Kabinette der Linken im ganzen eine Amtsdauer von ungefähr fünf Jahren, die mehr konservativen eine solche von nicht ganz zehn Jahren aufzuweisen haben und nicht nur an Dauer, sondern auch an Wirkung starklebiger erscheinen. Der Kriegsminister Baron Terauchi behielt seinen Posten über zehn Jahre; er galt als eine der stärksten Stützen des Clanregiments.

Die führenden Männer aus der Gründungszeit der Konstitution sind nun tot oder verbraucht. Was Japan jetzt an großen Männern trägt, steht einem Parteiwesen eher abgeneigt gegenüber, in dem sich z. B. ein Zehntel aller Abgeordneten von einem Zuckerring für Summen hatte kaufen lassen, die kaum hätten hinreichen dürfen, um die Tugend eines Bordellwirtes ins Schwanken zu bringen. Auch die Zusammensetzung nach Berufen im jüngsten Parlament gibt zu denken: von den Abgeordneten entstammen 49 der Anwaltschaft, 43 dem Bankwesen, 42 der Landwirtschaft, 29 der Presse, 27 dem Handel, 8 waren früher Beamte gewesen, 8 waren es noch, 7 Kleinhändler, 5 Landbesitzer, 6 Minenbesitzer, 4 Ärzte, 3 Fischereiunternehmer, 3 Priester, je 2 Lehrer, Drucker, Weber, je einer Notar, Tee-, Holz-, Seeprodukten-Händler, Bürgermeister, Hotelbesitzer, Sake-Brauer, Spediteur, und nicht weniger

als 153 Abgeordnete hatten überhaupt keinen festen Beruf, aber leider meist nicht in dem Sinne, wie die Angehörigen der 200 000 englischen Privatiers-Familien, die durch Arbeit zu Reichtum gelangt sind, sondern um ohne Beruf und Arbeit irgendwie reich zu werden.

Noch läßt das Wirken des beschränkten Wahlrechtes bei einem durchschnittlich beleidigend geringen Anteil des Volkes an seinen Erwählten alles zu wünschen übrig; — und schon erhebt sich das Demagogengeschrei nach seiner Erweiterung und Verallgemeinerung. Der Hauptwortführer ist Matsumoto Kumpei mit seinen Genossen; am 12. März 1912 hat er zum ersten Male die Freude erlebt, seinen dahin zielenden Gesetzantrag im Abgeordnetenhause angenommen zu sehen.

Es war zwar ein grimmiger Scherz Kiplings, zu sagen, Japan habe seine unsterbliche Seele für eine Konstitution verkauft und nur unkünstlerische, unoriginale Völker wie die angelsächsischen könnten sich ein Parlament verdienen; aber es ist ein bitteres Korn Wahrheit daran.

Von den Männern des politischen Cants (dessen großen Stil Jung-Japan in jener Weise beherrscht, die den Randvölkern des Pacific so zu liegen scheint) wird Neujapans Sendung vor allem in der Vereinigung des Besten aus der östlichen und westlichen Kultur gesucht. Das auf so eklektischem Wege Gewonnene soll dann den anderen Ländern des Ostens von Japan aus vermittelt und gebracht werden — wenn sie nicht willig sind, dann mit Gewalt, wozu die Vorherrschaft mindestens im westlichen Teile des Stillen Ozeans als Vorbedingung erscheint und als solche anerkannt wird. Das sind Würfe ins Große, von universalem Streben zeugend; und sicher gehen viele mit heiligem Eifer ans Werk, sie zu verwirklichen. Wie weit dazu die originalen, schöpferischen Kräfte ausreichen, das sollen uns spätere Untersuchungen lehren. An eklektischer und assimilierender Fähigkeit fehlt es sicher nicht, und daß man seine Vorbilder in einer höheren Identität von Altrom und „Greater Britain" sieht, das beweist „großes Denken" und unverbrauchte Kraft der Phantasie.

„Harmonisierung" der Religionen, mindestens unter dem Machtbereiche der Sonnenfahne, ist ein weiteres Ziel. Es ist nicht zu leugnen, daß auch die christlichen Kirchen (wie übrigens auch in Amerika und im slavischen Südosteuropa) sich in Japan wesentlich schmiegsamer erwiesen haben als z. B. in Deutschland und sich sogar gegenüber von Rationalisten und Pantheisten eines viel toleranteren Tones bedienen müssen, denn in dem Japan von heute setzt Intoleranz auf religiösem Gebiete ohne weiteres ins Unrecht. Anders auf politischem: hier ist vor allem die Frage des Sozialismus brennend, die ja zunächst eine vorläufige Antwort fand durch Ausrottung der kleinen Kotoku-Gruppe, die sich nach fremden Vorbildern auf sozialistische Lehren festgelegt hatte. In einem Lande, das infolge äußeren Zwanges in der Rückbildung begriffen ist von einer für die Weltwirtschaft zu hohen, zu einseitig altruistischen und deshalb nicht haltbaren Stufe, um auf das mehr individualistische Niveau zu gleiten, auf dem sich der Kampf ums Dasein der näher gerückten Umwelt abspielt, muß der Sozialismus fast notwendig ein groteskes, von außen hereingetragenes Mißverständnis sein oder eine irrtümliche Bezeichnung für Anarchismus, der sich als kongeniales Übel dem neu einreißenden Manchestertum und seiner wirtschaftlichen Gewalttätigkeit wieder mit Gewalt entgegenstellt. Er ist im Gefühle seiner Land- und Gesinnungsfremdheit auch auf anarchistische und staatsfeindlich scheinende Texte aus dem Urchristentum zurückgegangen, wie das der Sozialistenprozeß zutage gebracht hat.

Der japanische Staat hat bis jetzt Sozialismus und Anarchismus in einen Topf geworfen, und aus alter japanischer Staatsraison heraus, die der venetianischen verwandt war, wie jeden Staatsverbesserungsversuch, als eine für die Herren Urheber lebensgefährliche Sache behandelt; er verfuhr dabei, wie es zweifellos ein etwa in Europa irgendwo durchgeführter Staatssozialismus auch tun würde, und der altjapanische auch tat. Zur Zeit sieht aber für das japanische Volksgefüge die wirtschaftliche Freibeuterei und die dadurch verursachte Unzufriedenheit gefährlicher aus, als der theoretische Sozialismus.

Die Frage nach dem Vorherrschen von Einzelpersönlichkeit oder Familiensystem steht, wie die Tatsachen liegen, als eine auf baldige Lösung drängende weit mehr im Vordergrund des Anteils.

Würde wirklich eine Änderung im Familiensystem von Grund aus das Gleichgewicht des Staates gefährden? Würde durch ein Sinken der Ehrfurcht und Hingebung für Eltern und ältere Verwandte, ein Lockern der straffgespannten patriarchalischen Bande wirklich auch entzwei gehen, was die verschiedenen Teile der Gesellschaft zusammenhält und das moderne Kaiserreich zuweilen wie eine große Familie mit dem Tenno-Ahnenpriester als väterlichem Oberhaupt erscheinen läßt? Wird ein siegreicher Individualismus unter der heranwachsenden Generation nicht nur den stolzen Bau des Familienrechtes, sondern auch den darauf gegründeten des Reiches in Stücke schlagen?

Dr. Inouye behauptet (Tô-A no Hikari, Sept. 1911), England, Deutschland und Amerika hätten erkannt, daß Japan als Staat eine Stabilität eigen sei, die sie nicht besäßen, und strebten deshalb, das Gefühl der Staatsanhänglichkeit, des Vertrauens im Volk zu seinen Führern, wie der Heimatliebe zu vertiefen und auf gleichen Stand wie in Japan zu bringen; er würdigt damit einige Folgeerscheinungen des Krieges und unbehagliche Empfindungen wohl richtig, die sich mit Erfahrungen westlicher Beobachter verbanden.

Sicher ist eines wahr, daß wir in der Mehrzahl von dem Austritt aus Schule und Haus ins Leben sehr viel kosmopolitische Bildung erwerben, aber herzlich wenig nationale Kultur; das Lebensgepäck der jungen Japaner hingegen, so primitiv und federleicht es an humanistisch-kosmopolitischer Ausstattung sein mag, ist reich an unzerstörbaren Werten nationaler Kultur, nationaler Geschmackseinheiten und Lebensgewohnheiten, woher die Zähigkeit rührt, mit der sie ihr Volkstum festhalten können, nahezu immun selbst gegen ein so einnehmendes wie das der Angelsachsen.

Die darauf begründete Sicherheit der politischen Instinkte mag auch in letzter Linie zurückzuführen sein auf das, was Inouye „kombiniertes Familiensystem" nennt, aber ebenso sicher ist, daß ein weiter im gleichen Tempo fortschreitendes Japan dieses System so wenig halten kann, wie das Gleichgewicht seiner alten Feudalkräfte. Jetzt freilich noch ist das Gefühl einer familienhaften Bluts- und Stammesgemeinschaft über das ganze Reich tatsächlich lebendiger ausgebreitet, als in irgendeiner anderen Weltmacht, fast so lebendig, wie es in den Gefolgschaften der halbmythischen Seekönige gewesen sein muß, aus welchem Verhältnis es einst entsprang.

Aber Naturalismus und Individualismus, äußerst lebendig in einigen nicht allzu zahlreichen, aber mit fanatischer Begeisterung fechtenden Jungjapanern, arbeiten mit einem Eifer an der Zerstörung dieses Verhältnisses, der um so wirksamer ist, als das so lange im Geiste des Staatssozialismus geleitete Reich nicht über die inneren Gegengifte verfügt, die sich in den auf die Willkür der stärkeren Persönlichkeit aufgebauten westlichen Staaten entwickelt haben. Wird das „importierte Gift" das östliche Moralsystem überwinden, oder wird es sich assimilieren lassen? Das ist die Frage, deren Beantwortung über die Zukunft der japanischen Gesellschaft entscheiden muß. Nur mehr die Sitte schützt noch das hergebrachte Familiengefüge; die gegenwärtige Gesetzgebung steht schon ganz auf dem Boden eines persönlichen Rechtes, das den östlichen Moralbegriffen fremd war; so bricht die tägliche Handhabung des Rechtes dem Individualismus Bahn gegen die alte Familientradition, und nur eine instinktive Scheu, das neue Recht gegen die alte Sitte auszuspielen, hält heute noch weite Kreise davon ab, die vom Gesetze gewährte Freiheit in Anspruch zu nehmen. Nicht minder zerstörend wirkt auf die patriarchalische Familiengewalt das Christentum, allein schon durch seine Gleichstellung der Männer und Frauen als Brüder und Schwestern, noch mehr durch die alles überragende Bedeutung, die es der einzelnen Seele zuerkennt, deren Heil ihm höher steht als die weltliche Autorität in Familien- und Staatsgefüge. Ich folge hier der übereinstimmenden Meinung fast aller urteilsfähigen Japaner, die ich hörte oder las; die einen sagten es mit Freude, die anderen mit Groll. Endlich trägt zweifellos die moderne Literatur vielfach einen vorwiegend individualistischen, dem alten Familienrecht feindlichen Zug.

Trotz alledem aber ist es heute kaum möglich, vorherzusagen, nach welcher Seite sich die Wagschale neigen wird, denn was auch dagegen geschrieben werden möge, es ist kein Zweifel, daß die Strömung im Lande, die eine Ablehnung aller nicht assimilierbaren westlichen Werte fordert, ständig an Stärke zunimmt, und daß Meiji, die Aufklärungsperiode, sofern sie kritikloses Übernehmen fremden Kulturgutes bedeutete, mit dem Tode des Kaisers, der nach ihr benannt ward, nicht nur dem Namen, sondern auch dem Geiste nach zu Ende gegangen ist.

Einblick in die Wertabstufungen, die immer noch in der Volksmeinung eingegraben sind, gewährt eine Betrachtung derjenigen Eigenschaften, die sie an ihren Helden und Lieblingen am meisten schätzt, gleichviel, ob sie diese Eigenschaften so hoch stellt aus dem bewußten Gefühl des Besitzes heraus oder aus dem eines Mangels, der jeden das am meisten anstreben läßt, was ihm fehlt. Meine persönliche Erfahrung, zusammengehalten mit dem Durchschnitt der öffentlichen Meinung, bestätigt mir, daß immer noch Altruismus und Hingabe an eine gemeinsame Sache in der allgemeinen öffentlichen Achtung höher steht, als im Westen und namentlich in Amerika; man grüßt diese Eigenschaften nicht nur mit einer höflichen, halb ironischen Achtungsverbeugung, etwa so, wie man bei uns jetzt den ehemaligen Ehrennamen des Volkes der Dichter und Denker kaum mehr als Lob empfindet. Man kann im modernen Japan, ohne Einbuße an seinem Ruf als Staatsmann oder Soldat zu erleiden, als Altruist der Tat bekannt sein — aber freilich nur dem eigenen Volke gegenüber. Man meint, dabei müsse sie anfangen, wenn man die Nächstenliebe mit der Tat und nicht nur mit Phrasen bekennen wolle. In der täglichen Praxis findet man denn auch bei den östlichen „Heiden" viel mehr Nächstenliebe vertreten als bei den Völkern, die das Evangelium bei anderen herumtragen. Ein Beitrag zur Antwort auf die Frage, auf welcher Seite bei der Entscheidung zwischen Individualismus oder Staatssozialismus die Mehrheit der Gemüter sich befindet, liefert am ersten eine Untersuchung darüber, welche Charakterwerte, welche Eigenschaften der einzelnen Persönlichkeit am höchsten in der allgemeinen Achtung stehen, und wieviel von dem alten patriarchalischen Familiengefüge noch heute lebendige Kraft hat. Daraus wird man sich vielleicht Rechenschaft geben können über die Zukunftsmöglichkeiten beider Strömungen im Verhältnis zum Volksganzen und zum Staate.

Was schätzt man an großen Männern am meisten? Offenbar immer noch mehr ihre sozialen als ihre individualistischen Züge, also das, was immer noch vorherrscht oder doch nach allgemeiner Überzeugung vorherrschen sollte. Weil aber die großen Männer in ihrem Wesen weniger das von der Volksgemeinschaft trennende als das mit ihr verbindende betonen, ist auch die Volksgemeinschaft geneigter zur Heldenverehrung, als das in mehr individualistisch gerichteten Ländern der Fall ist. Zu diesen müssen leider auch wir Deutsche uns rechnen, die wir jedem weltbefahrenen Manne als eines der neidigen Völker erscheinen, die wenig zur Verehrung wirklich großer und deshalb kantiger Menschen und zum Verzeihen ihrer Fehler v o r dem Tode bereit sind.

So wenig es zu unserem traditionellen Begriffe von dem ultrakonservativen und schwer beweglichen Osten stimmt, so ist es doch nicht weniger wahr, daß ein Erreichen überragender Macht den großen Männern der chinesischen und japanischen Geschichte oft in relativ kurzen Zeiträumen gelungen ist. Bezeichnend für das Bedürfnis nach feinen Unterscheidungen ist da auch, daß der ferne Osten für überragende Menschengröße fünf verschiedene Ideographen hat, die allerhand sinnvolle Kombinationen eingehen können, so daß die Möglichkeit gegeben ist, durch die bloße Wahl und Zusammenstellung der Zeichen die feinste psychologische Schattierung geistiger Größe anzudeuten. Ein wesentlicher Zug des Heldenbegriffes war immer großmütiges Temperament und Freisein von Kleinlichkeit, Streberei, jeder Neigung, niedrige Vorteile über einen Gegner zu gewinnen. Ein merkwürdiger Eiertanz mußte bei solchen unbequemen Abweichungen vom hergebrachten Heldenideal aufgeführt werden, wie bei Hideyoshi, der um seiner unbestreitbaren Genialität willen Nationalheld ist, zugleich aber eine widerspruchsvolle, wunderlich aus großen und kleinen Zügen gemischte Persönlichkeit, voll Eitelkeit und von wilden Grausamkeitsausbrüchen befleckt. Er ist eine ausgesprochene Condottiere-Natur, an organisatorischer, aufbauender Kraft nicht vergleichbar dem Tokugawa Iyeyasu, wird aber jetzt aus innerpolitischen Gründen mehr in den Vordergrund geschoben, als der ihm als Mensch und Herrscher weit überlegene Tokugawa-Fürst. Die beiden verkörpern einen Gegensatz wie etwa Marius und Sulla.

Neben dem Typ des Nationalhelden ist auch der nicht immer gleich erfreuliche der Lokalberühmtheit stark ausgeprägt; Eitelkeit und Eigenbrödelei treiben da bisweilen seltsame Blüten, sie sind freilich die Kehrseiten der früher hervorgehobenen Vorzüge, der Heimatliebe und des Lokalpatriotismus, und müssen als solche in den Kauf genommen werden.

Mit Bedauern erkennt man auch ziemlich allgemein an, daß die ebenfalls aus dem fast dreihundertjährigen Polizeistaate übrig gebliebene Neigung zu Verdächtigung und Verleumdung, Spioniererei, Cliquenwesen und Heimlichtun schlimme Furchen im Nationalcharakter gezogen hat. Der Einfluß der näheren Umgebung, der Familie, des Clans und ihrer Überlieferungen auf die Entwicklung des Einzelnen ist in Japan viel stärker als in Europa und Amerika und wird es noch lange bleiben. Er macht sich im wesentlichen im altruistischen Sinne dahin geltend, daß starke Naturen ihm mehr zu opfern haben, schwache ihm mehr Schutz verdanken als im Westen. So ist der Einzelne in der Regel ein schwächeres, die Familiengemeinschaft mit ihrer zähen Überlieferung ein stärkeres Glied des Ganzen als bei uns; und man muß zugeben, daß die westliche Kultur den japanischen Familientraditionen gegenüber, von einzelnen exponierten Orten abgesehen, verschwindend wenig Fortschritte gemacht hat. Noch immer ist nach der Vaterlandsliebe die Pietät gegen die Eltern die höchste Tugend, in hunderten von Beispielen, in Schule und Haus gefeiert. Noch immer muß sich im Zweifelsfalle Jugendwille und Jugendkraft selbstverständlich der Macht der Alten beugen. Die Toten und die jeweils am nächsten zu ihnen niedergestiegenen Geschlechter herrschen; ihnen zu dienen, sie mit allen Kräften bei Laune und guter Gesinnung zu erhalten, ist selbstverständliche Pflicht der aufsteigenden. Es ist bezeichnend, wenn ein recht urteilsfähiger japanischer Beobachter, aus Deutschland zurückkehrend, bei aller warmen Anerkennung der glänzenden Organisation unserer nationalen Arbeit, es entsetzlich findet, in welchem Grade dieser Organisation der Instinkt der Kindesliebe und der Familiensinn geopfert werde. Viel zu früh würden die Söhne, von den Töchtern ganz zu schweigen, unabhängig von ihren Eltern, hörten auf, die Gastlichkeit des Heims und den Begriff der Heimatliebe zu schätzen; beides löse sich in ein rein kaufmännisches Verhältnis des Zahlens für Wohnung und Verpflegung auf. Mehr als ein östlicher Beobachter hat daraus den Schluß gezogen, daß infolgedessen der Moralbegriff unserer arbeitenden Klassen sich ständig und hoffnungslos verschlechtern werde und weiterhin, daß die ungewöhnliche Stärke der Familienbande in Japan als Gegengewicht um jeden Preis erhalten werden müsse, selbst wenn man diesem Erhaltungswerke große intellektuelle Opfer zu bringen hätte. Aus dem gleichen Beobachtungsfelde stammt die dem Europäer aus Höflichkeit nur zögernd zugegebene Wahrnehmung: wie sehr dem Ostasiaten bei uns die entsetzliche Roheit und Unfreundlichkeit im Verkehr der niederen Stände untereinander auffällt, sowie ihre hohen Ausgaben für geistige Getränke und dem Staatszweck widerstrebende Organisationen.

Das grundlegende Werk über den Geist des japanischen Familienwesens und die Stellung des Einzelnen ihm gegenüber ist wohl das schon erwähnte von Sawayanagi Masataro: „Kōdō". Ein kurzes Eingehen auf dieses Werk läßt sich auch bei gedrängtem Raum nicht vermeiden, denn es ist eins der wichtigsten Schlüssel des Verständnisses zu alledem, was unserem natürlichen Empfinden am fremdesten war und noch Jahrhunderte hindurch fremd bleiben wird in einem geschichtlichen Entwicklungsgang, der dem unserigen entgegengesetzt verlief. Der tiefe Riß ist ja doch in unsere Geschichte gekommen, weil der eigensinnige Trotz der Persönlichkeit, die echt deutsche „Libertät", das alte Gefüge des Staatsbaues zersprengte und zerstörte, während umgekehrt das Inselreich im Osten seine Entwicklung umstürzen mußte, weil die Persönlichkeit so restlos im Staate aufgegangen, das ganze so kunstvoll ausbalanciert war, daß der leiseste Fußtritt von außen her das Gleichgewicht seiner Verspannung aufhob. Ist es zu verwundern, wenn beide zur Strafe für den einen Exzeß durch die Schule des anderen hindurch gehen müssen, und daß sie sehr viel voneinander lernen können, wenn sie einander auf dem Wege zu entgegengesetztem Pendelausschlage nahe kommen? Ist es überraschend, wenn gerade unter den Besten in beiden Völkern viele bereit sind, Opfer der eigenen Einsicht an alterprobte gesunde Masseninstinkte zu bringen, um aus der alten Zeit solche Güter zu retten, mit denen unersetzliche, unwägbare Werte über Bord gingen?

Die folgenschwere Frage abwägend, ob das Japan von heute mehr Individualismus oder mehr Sozialismus brauche, kommt E. Kamada in einer gedankenreichen Arbeit zu dem Schluß, daß der Individualismus immer noch der Stärkung bedürfe. In Europa und Amerika sei die soziale Bewegung ein Rückschlag gegen den Individualismus, der in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die westliche Gesellschaft, vor allem in England, beherrscht habe. Dort sei als Rückschlag die Organisierung der Arbeiter gegen die Willkür souveräner Persönlichkeiten entstanden, in Japan aber sei die Gewalt der Staatsgesamtheit immer so überwältigend gewesen, daß die Willkür des Individualismus, auch des Unternehmertums, niemals dagegen habe aufkommen können. In der japanischen Geschichte sei der Grundsatz der Gemeinbürgschaft immer vorwaltend gewesen. Freilich dürfe man auch jetzt die Willkür des Einzelnen nie so hoch schießen lassen, daß zu dessen Bekämpfung die Gegengifte in Kraft zu treten brauchten, nach denen jetzt im Westen gerufen wird. Aber bis dahin habe es noch gute Weile, denn noch liege die Gefahr in Japan mehr im Mangel als im Überwiegen persönlicher Spannkraft, Ursprünglichkeit und Unternehmungslust.

Meine persönlichen Anschauungen decken sich ungefähr mit dem, was Dr. K. Toda im Taiyo (Januar 1912) über die Aussichten von Sozialismus und Individualismus in Japan ausgesprochen hat. Sie gründen sich auf Wahrnehmungen in Landschaften und Kreisen, wo nicht, wie in den Hafen- oder Industriestädten, die echtjapanische Gesellschaftsordnung aufgelöst ist oder bedenkliche Auflösungserscheinungen zeigt, sondern wo sie trotz eines oberflächlichen westlichen Anstrichs noch in voller Kraft steht — das aber gilt noch für den größten Teil des Landes. Eine Bekehrung des gesamten Volkes zur Lehre vom Ausleben der Persönlichkeit scheint vorerst unmöglich, so sehr ist das Gefühl der Haftbarkeit für einander, die Gewohnheit der Niederhaltung übergreifender Gewaltmenschen zugunsten der Gemeinschaft zur zweiten Natur geworden. „Wir sollen und können deshalb dem Westen auch nur solche Gedanken entlehnen, die wir uns anpassen können, ohne unserem nationalen Lebensbegriff Gewalt anzutun", sagt Toda.

So erscheint auch der westliche Sozialismus dem Japaner der alten Schule nicht als altruistisch, sondern nur als eine andere Form des Individualismus und Egoismus, ungeeignet, jemals in seinem Lande tiefe Wurzel zu fassen. Die Gefahr beim unverdauten Einschleppen sozialistischer Theorien aus dem Westen, der vor einem Jahre das Ministerium Katsura so entschieden entgegengetreten ist, liegt für die klugen Kenner ihrer Volksnatur auch weit mehr darin, daß die verstiegensten Theorien in dem leidenschaftlichen Volke leichter ausführende Hände finden, und daß so eine Reihe verwegener politischer Attentate hätte entfesselt werden können. Deshalb vernichtete man in Japan die Köpfe, die sich anschickten, gefährliche Ideen auszusenden, noch ehe sie die Hände gefunden hatten, die bei uns in Europa fast ausschließlich für das von Anderen ausgeheckte und angestiftete Unheil bestraft zu werden pflegen. Die Nation fühlt sich selbst in einem Übergangszustand voll folgenschwerer Entscheidungen; und bei der beneidenswerten Homogenität der japanischen „Volksseele ist es vielleicht recht vielsagend, daß jetzt auf die Ära der erleuchteten Regierung (Meiji) eine solche der großen Rechtschaffenheit (Taisho) folgen soll.

Wer sich mit einem Schlage den Widerstreit von Furcht und Hoffnung vergegenwärtigen will, der die besten Geister beunruhigt, der greife zu einer Studie über die moderne japanische Gesellschaft, von vierzig verschiedenen Männern verfaßt und von ebensovielen verschiedenen Standpunkten gesehen (Hakubunkwan 1911). Man hat selten Gelegenheit, die mit so erstaunlicher Offenherzigkeit vorgetragene Meinung so vieler maßgebender Leute zu vergleichen. Da äußern sich Verkehrs-, Ackerbau- und Handelsminister, Parlamentarier, Pädagogen

und Journalisten, sowie die sehr interessante Spielart der autochthonen Missionäre. Freilich gilt fast für jeden die hübsche Uta, mit der Graf Goto seine Geständnisse einleitet: „Yoso me ni wa kasumu to mitaru haru no yama, noborite mirebe, sato zo kasumeru." „Berge im Frühling zeigen verhüllt sich Blicken vom Tale; dem, der zum Gipfel stieg, schleiert das Tal sich." Aus dem Gesamtergebnis der verschiedenen, von oben und von unten her gewonnenen Auffassungen so vieler hervorragender Menschen ergibt sich aber doch ein einigermaßen geklärtes Bild, das in dem Beitrag von Dr. Inouye Tetsujiro am brauchbarsten für unsere Zwecke zusammengefaßt wird, so daß es berechtigt erscheint, seine Schlüsse im Wortlaut hier wiederzugeben. Vorausgeschickt mag werden, daß der Verfasser, wie so viele seiner Landsleute, von ursprünglich sehr liberalen Anschauungen zu einer konservativen Grundstimmung zurückgependelt ist.

Der Zustand der heutigen Gesellschaft erscheint Inouye in mehr als einer Hinsicht bedenklich. Er glaubt, daß das alte feudale Kastengefühl nur mehr in einigen wenigen konservativen Geistern lebendig sei. Die moderne Gesellschaft läßt sich nach ihm je nach dem Berufe der einzelnen Staatsbürger in sieben Klassen einteilen, die er einer einzelnen Betrachtung unterzieht.

„1. Die höheren Beamten und die Adeligen. Ein starker konservativer Geist herrscht in unseren höheren Beamtenkreisen, und das ist begrüßenswert. Er ist eine Gewähr dafür, daß in Zukunft, wie in der Vergangenheit, gefährlich übereilte Umwälzungen vermieden werden. Aber diese Beamten sind andrerseits davon überzeugt, daß das Land nicht still stehen dürfe, und sind deshalb auch zu Reformen geneigt. Viele unserer Adeligen sind hohe Beamte, und die Tatsache, daß sie mit schwerer Verantwortung betraut sind, wirkt wohltätig auf sie ein. Aber es gibt auch Adelige, die ihre Tage in Wohlleben und Trägheit verbringen; und das Dasein dieser hochgeborenen Männer muß als schädlich für die Gemeinschaft bezeichnet werden.

2. Die militärischen Kreise. Man scheint es als notwendig zu betrachten, Militärpersonen jeglicher persönlichen Freiheit zu berauben und sie in menschliche Maschinen zu verwandeln, die sich nur auf Kommando bewegen. Das kann durchgeführt werden, soweit es sich um ihre Körper handelt; aber es ist unmöglich, den Ideen, die in der bürgerlichen Welt zirkulieren, den Eingang in ihren Geist zu verwehren, obwohl es darunter solche gibt, die, einmal eingelassen, die Eignung zum Militärdienst gefährden müssen. Daraus folgt, daß man Soldaten nicht nur drillen und disziplinieren, sondern auch belehren und erziehen muß, was bisher gröblich vernachlässigt worden ist (?). Ein unaufgeklärter und unerzogener Geist ist geneigt, allerhand schädliche Meinungen aufzusaugen. In unseren militärischen Kreisen wird diesen Umständen zu wenig Beachtung geschenkt.

3. Die politischen Kreise. Die Männer, die aus der Politik einen Beruf machen, haben zweifellos einiges Gute gewirkt, indem sie für die Rechte des Volkes gegen die Befürworter eines despotischen Regimentes eingetreten sind, sie haben aber auch viel Schaden angerichtet, indem sie Bestechlichkeit und Korruption über das ganze Land verbreiteten. Viele dieser Politiker sind Leute von lockerer Moral und zweideutigen Machenschaften geneigt. Die politische Atmosphäre, die von solchen Männern geschaffen wird, ist mit Unreinem gesättigt, niemand kann sie einatmen, ohne schwer dadurch geschädigt zu werden. Die Art, wie durch unsere Politiker der Parteigeist im Lande verbreitet worden ist, muß alles andere eher als wohltätig genannt werden.

4. Die Kreise der Pädagogen und Gelehrten. Mit anderen Lebenspfaden verglichen, ist der des Lehrers oder Gelehrten still und ereignislos. Der Lehrer ist beflissen, den Geist seiner Schüler in jeder Weise zu fördern; der Gelehrte folgt eifrig den Spuren der Wahrheit; so möchte es natürlich scheinen, daß solche Männer auf einer höheren moralischen Ebene stehen müßten, als die in anderen Berufen beschäftigten. Aber in unserem Lande ist das nicht immer so gewesen, wie durch den schändlichen Fall von Bestechlichkeit in Sachen der Schulbücher und durch andere Zwischenfälle bewiesen worden ist.

5. Die Künstlerkreise, in denen Maler, Bildhauer, Architekten, Musiker und Schriftsteller inbegriffen sind. Alle diese sind damit beschäftigt, die Geschmacksbedürfnisse ihrer Mitmenschen zu befriedigen und dazu beizutragen, dieses im besten Falle so hausbackene Leben zu einer etwas erfreulicheren Sache zu gestalten. Was die Schriftsteller betrifft, so hängt viel davon ab, ob sie eine gewisse sittliche Höhe behaupten. In unserem Lande hat eine Schriftstellerschule, die als naturalistisch bekannt ist, im vorvorigen Jahre angefangen, eine Reihe von höchst unsittlichen Werken zu veröffentlichen, die ohne Zweifel viel Unheil unter der Jugend angerichtet haben. Aber im letzten Jahre hat eine starke Gegenbewegung eingesetzt, Schule und Eltern erließen Verbote gegen diese Bücher, und die Buchhändler konnten sie kaum mehr losschlagen, so daß wohl gesagt werden kann, in der Literatur sei der naturalistische Bann gebrochen. Es liegt in der Macht der Schriftsteller, den Geschmack des lesenden Publikums zu verderben oder zu einer höheren Stufe zu heben. Keine Regierung kann es sich gestatten, die Moral den verderblichen Einflüssen schlechter Literatur auszuliefern. Da die Künstler jeder Gattung an das Gefühl appellieren, ist es überaus wichtig, daß sie sich nur an die höheren wenden und nicht die niederen Instinkte der Menschheit zu

befriedigen trachten. Die Leute reden von literarischer Freiheit und meinen damit, daß es Schriftstellern erlaubt sein solle, zu schreiben, was ihnen beliebt, ganz ohne Rücksicht auf die Wirkungen auf den Geist ihrer Mitmenschen. Aber das ist eine falsche Ansicht. Künstler jedes Schlages existieren zum Wohle der Gesamtheit, zur Förderung der Zivilisation und Aufklärung, und deshalb können sie keinen Anspruch darauf haben, von den Gesetzen befreit zu sein, die alle anderen Gesellschaftsklassen beherrschen.

6. Die religiöse Welt. Es gibt gewisse Leute, die ihren Lebensunterhalt verdienen, indem sie Religion lehren. Im Westen sind die Männer und Frauen, die das tun, meist Christen, die einer oder der anderen Sekte angehören, aber in unserem Lande werden vier verschiedene Glaubenslehren nebeneinander gepredigt. Vom religiösen Standpunkt betrachtet, ist das vorteilhaft, indem die verschiedenen Glaubenssysteme Anleihen beieinander machen und so gegenseitig zum Fortschritt beitragen; aber vom Standpunkt des Staates betrachtet, ist die Vielheit der religiösen Anschauungen entschieden unvorteilhaft (?). Weder das Christentum noch der Buddhismus gestehen dem Staate genügend Wichtigkeit zu. In den letzten fünfzehn Jahren ist das Christentum japanisiert worden, so daß die Mißbräuche, die damit verbunden waren, sich entschieden vermindert haben. Doch scheuen sich auch heutzutage gewisse Christen nicht, Bemerkungen zu machen, die dem Staatsinteresse durchaus entgegengesetzt sind; freilich hüten sich die Christen, solcherlei öffentlich auszusprechen, aus Furcht, dadurch ihrer Sache zu schaden, die Tatsache besteht aber doch, daß sie höchst staatsgefährliche Gedanken hegen.

Der Buddhismus hat so wenig wie das Christentum feste Prinzipien in bezug auf das Staatsleben, aber da er so lange in unserem Lande heimisch ist, hat er sich in dieser Hinsicht unserer Art zu denken angepaßt, so daß dem Staate in vergangenen Zeiten kein ernstlicher Schaden aus diesem Lager erwachsen ist. Aber unter der Kotoku-Verschwörerbande waren nicht weniger als drei buddhistische Priester, was dem Buddhismus ernstlich zu schaden geeignet ist. Es waren aber auch zwei Christen in dieser Rotte, Koboyshi und Oishi.

Es ist in letzter Zeit viel davon geredet worden, die Religion müsse kosmopolitisch werden. Das scheint mir ein Widerspruch zu sein: die Religion ist immer an Rasse und Nation gebunden gewesen und war nie kosmopolitisch. Die Religion eines jeden Landes ist unlöslich verknüpft mit Besonderheit der Sitte und Denkungsart, und die besondere Form der Religion, die einem Lande angemessen ist, ist es deshalb noch nicht einem anderen. Wenn die Bestrebungen, die Religion kosmopolitisch zu machen, bedeuten sollen, sie vom Staate unabhängig zu machen, dann ist diese Tendenz gefährlich. Alles, was geeignet ist, die Autorität des Staates zu schwächen, muß als schädlich betrachtet werden. Mir scheint es, als ob in unserer heutigen Welt religiöser Anschauungen viele gefährliche Elemente seien, und daß die Nation in dieser Beziehung in Zukunft sehr auf ihrer Hut zu sein habe.

7. Die Handel und Ackerbau treibenden Kreise. Es ist wahr, daß die Handel und Industrie treibenden Leute weit fortschrittlicher und intelligenter sind, als die Bauern. Sie sind an große Gewinne und rasch darauf folgende Verluste gewöhnt. Aber der Bauer ist nicht den Versuchungen zur Unehrlichkeit ausgesetzt, die den Geschäftsmann locken; und da er ein stilleres und regelmäßigeres Leben führt, hat er mehr Gelegenheit, seinen Geist zu bilden, als der Händler oder Industriearbeiter. In Japan haben Kaufleute als gesellschaftliche Klasse immer einen moralisch niedrigeren Rang eingenommen, als die Bauern."

Der englische Kommentator betont mit Recht die durchaus pessimistische Grundnote von Inouyes Artikel. Er scheine überall Gefahren zu wittern, sei ein großer Verehrer der Staatsgewalt und in all seinen Ansichten von dieser geistigen Richtung beeinflußt. Was, nach ihm, die japanische Gesellschaft zusammenhalte, sei lediglich die Ehrfurcht vor dem Kaiserhause im Verein mit Militärgewalt, offizieller Autorität und dem Einfluß von Religion und Kunst als konservativ wirkende Kräfte. — Trotz aller sonstigen zeremoniellen Höflichkeit nennt der Japaner, wenn es sachlich sein muß, das Kind unbefangen und deutlich beim Namen; das zeigt sich im Gutachten Inouyes wie in denen der meisten anderen Sachverständigen. Um die in vielen Einzelheiten typische, echt japanische Auffassung nicht zu verfälschen, ist es, wie später noch andere ähnlich charakteristische, möglichst wortgetreu wiedergegeben, denn jeder weiter gehende Europäisierungsversuch würde auch bei einem der europäischen Denkweise verhältnismäßig so nahestehenden Japaner die Echtheit der Form und des Gedankens stören.

Was sieht man wohl im Lande selbst als die bedenklichsten Nationalfehler an? Graf Goto in seiner hervorragenden und entsprechend befeindeten Stellung als Organisator der Kolonien und Eisenbahnen nennt uns als schwersten „die überwiegende Neigung zu Eifersucht, Mißtrauen und Verleumdung". Graf Okuma erklärt, fast mit den Worten John Stuart Mills, den Volkscharakter als eigentliche Grundlage des Staates und findet am japanischen besonders verbesserungsbedürftig das Durchhalten im Entschluß, gegenüber den Versuchungen zum Abschweifen, der Wankelmütigkeit und den Exzessen der Phantasie. Ihr Charakter aber mache die Völker stark oder schwach, und alle materiellen Dinge träten demgegenüber zurück. Sehr merkwürdig berührt, mit Okumas Theorien zusammengehalten, eine autobiogra-

phische Skizze, die Dr. Shimose, der Erfinder des so berühmt gewordenen Sprengstoffes, im Jitsugyo no nihon veröffentlicht hat. Sie ist mit der dem Neujapaner eigenen Neigung zum offenherzigen Ausplaudern geschrieben, die in so schroffem Gegensatz zu der Verschwiegenheit und Diskretion Altjapans steht. Er beklagt reumütig, daß sein Leben völlig durch Mangel an Selbsterziehung und Selbstbeherrschung verdorben worden sei, und betont, daß es dem japanischen Volke als Ganzem, trotz aller Ritterlichkeit und allem Patriotismus, überhaupt an der Fähigkeit zur Selbsterziehung mangle. Auch Ikebe Yoshitomo erklärt als den größten Schaden der Zeit das Fehlen einer scharf ausgeprägten, hoch gespannten öffentlichen Moral und begegnet damit in manchem dem wohlbegründeten Urteil über die moralischen Defekte im japanischen Volkscharakter, das Dr. Kambe Masao im März 1911 im Taiyo niederlegte. Die Gerechtigkeit erfordert, daß wir neben so vielen Verfechtern des Alten einen charakteristischen Vertreter des kosmopolitisch angehauchten Neujapan zu Wort kommen lassen. Publizistisch geschulte Leser werden schnell erkennen, wieviel davon von allgemeiner Gültigkeit und was über sie hinaus von der Parteistellung bestimmt ist.

„Alles, was überhaupt in Japan hervorgebracht wird, geht vom Staate aus. Jederman ist in gewissem Sinne ein Staatsbeamter. Es gibt Gelehrte und Publizisten, die sogar Ackerbau und Handel unter Staatsaufsicht gestellt sehen möchten. Selbstvernichtung, Anti-Egoismus, das ist das Evangelium, das heute von unseren führenden Männern gepredigt wird. Die Neigung des japanischen Volkes geht dahin, den Intellekt auf Kosten des Willens zu verherrlichen. Wir sind eine ausgesprochen altruistische Nation. Es gibt Leute, die das als einen besonderen Vorzug des japanischen Nationalcharakters preisen und die ganz übersehen, daß darin auch eine Schwäche liegt.

Die Stellung des japanischen Volkes zum Staate in seiner eigenen Heimat ist wesentlich verschieden von seinem Verhalten zur Außenwelt. Die Selbstverleugnung, die es demütig übt, soweit sein eigenes Vaterland in Betracht kommt, verläßt es völlig, wo es sich um die Menschheit handelt. In dieser Hingabe an den Staat, in dieser Bereitwilligkeit, alle privaten Interessen den öffentlichen Interessen unterzuordnen, liegt viel moralisch Lobenswertes und Großes. Aber viele Japaner begehen den Fehler, zu glauben, daß sie alles geleistet haben, was vernünftigerweise von ihnen erwartet werden kann, wenn sie ihre Pflichten gegen den Staat erfüllt haben, und übersehen die Tatsache, daß die Pflichten gegen die Menschheit ebenso unumgänglich sind. Die Ansprüche fremder Länder auf Rücksicht werden von der Mehrzahl nicht genügend beachtet. Wie groß ist unsere Schuld ihnen gegenüber!

Nicht nur verdanken wir ihnen die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, die das moderne Leben so viel genußreicher machen als das unserer Vorfahren, sondern auch die geistige Aufklärung, die soviel zu unserem Fortschreiten beigetragen hat. Wir tadeln die Chinesen wegen ihres Undankes gegen uns — machen wir uns nicht häufig desselben Undankes gegen den Westen schuldig?

Der ganze Pflichtenkreis eines Mannes ist durchaus nicht erschöpft, wenn er dem Staate und der Menschheit gegeben hat, was ihnen gebührt. Wir alle sind im Besitze persönlicher Kräfte, die der Entwicklung bedürfen. Unabhängigkeit, Fähigkeit zur Selbsterhaltung und Selbsthilfe sind Eigenschaften, denen die Mehrzahl unserer Volksgenossen nicht die gebührende Wichtigkeit beimißt. Kein Staat kann stark sein, wenn es seinen Bürgern an Selbstbeherrschung und Unabhängigkeit fehlt. Wir Japaner sind allzusehr geneigt, uns auf die Hilfe Anderer zu verlassen, wenn es sich um die Durchführung von Unternehmungen handelt.

Ich traure seit langem über die mangelhafte individuelle Entwicklung in unserem Volke, die sich fast in allem zeigt, was wir tun. Unsere ganze Gelehrsamkeit ist entlehnt. Schöpferkraft des Geistes, Erfindergabe, Originalität — alle diese Fähigkeiten bleiben unentwickelt. Wir haben von den Fremden soviel zu leihen genommen, daß unter ihnen sich ein Gefühl zu regen beginnt, das sich dagegen richtet, uns weiterhin die stille Aneignung der Resultate ihrer Gehirnarbeit ohne Zahlung oder Erkenntlichkeit zu gestatten. Man fängt an, Fabriken und andere Einrichtungen vor uns zu verschließen. Jahrelang waren wir es zufrieden, uns auf fremdes Kapital zur Durchführung aller möglichen Aufgaben zu verlassen — ja, sogar für religiöse Aufgaben! Wären wir als Individuen besser entwickelt, so könnte die Unehrlichkeit in Handelskreisen, über die von Ausländern geklagt wird, nicht in diesem Maße bestehen. Obwohl wir Selbstverleugnung üben können, sobald der Staat im Spiele ist, sind wir intensiv egoistisch in allen Handelsangelegenheiten, indem wir nur unsere eigenen Rechte und Vorteile in Betracht ziehen und die der anderen völlig übersehen. Eines der Ergebnisse dieser mangelhaften individuellen Entwicklung ist die Abhängigkeit, in der wir von Verwandten und Freunden stehen. Diese Gewohnheit wirkt höchst schädlich auf Moral und Charakter ein und bedeutet eine der größten Schwächen unseres Volkes. Wenn wir auch in der sklavischen Abhängigkeit von Anderen nicht ganz so weit gehen, wie die Koreaner, gehen wir doch weiter darin, als wünschenswert ist.

Ich habe oben gesagt, daß die Hingabe des Japaners an den Staat sehr lobenswert sei; aber es ist nötig zu untersuchen, wie weit sie ehrlich und ursprünglich ist. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind

peinlich zu verzeichnen. Die Hingebung an den Staat verhindert viele Japaner nicht, die Steuern zu hinterziehen, die ihnen rechtmäßig auferlegt worden sind. Falsche Angaben über Einkommen und Geschäftsgewinn werden gewohnheitsmäßig gemacht, Stempelmarken werden nicht angewendet, wo sie vorgeschrieben sind, Eintragungen werden vernachlässigt, und wenn eine Erbschaft angetreten wird, wird die Erbschaftssteuer umgangen. Diese unehrlichen Handlungen beschränken sich nicht auf die unteren Stände: sie sind ebenso gang und gäbe bei den Angehörigen der höheren Kreise. In England, wo man sich offen zum Egoismus bekennt, werden die Steuern weit gewissenhafter bezahlt, als bei uns, wo man sich rühmt, so überwältigend patriotisch und altruistisch zu sein. (Nach der offiziellen Statistik war die Anzahl der Steuer-Defraudanten in Tokyo im Jahre 1905 ungefähr 20 000, ist beständig im Steigen und hatte 1908 die Zahl von über 55 000 erreicht.) Unser Patriotismus verhindert nicht grobe politische Korruption. Unsere Wohltätigkeit wird durch die Neigung zur Schaustellung entwertet: wir pflegen die Namen von Stiftern an der Außenseite von Tempeln und öffentlichen Gebäuden anzuschlagen.

Die angeführten Beispiele zeigen, daß die Selbstverleugnung, die uns angeblich als Volk eignen soll, nicht weit genug geht. Wir sind tatsächlich im üblen Sinne egoistisch. Die höhere Spielart des Egoismus ist in Wahrheit oft verwandt mit Selbstlosigkeit und steht höher als das, was wir als „Ichlosigkeit", botsuga, bezeichnen. Es gibt ein niedrigeres und ein höheres Selbst, und uns Japanern tut not, das höhere Selbst zu entwickeln. Diese höhere Art des Egoismus hat nichts Anti-altruistisches in sich. Jede hochentwickelte Art von Moral wurzelt in der Ausbildung des persönlichen Charakters.

Selbstverleugnung um des Staates willen in Verbindung mit großer Gleichgültigkeit gegen die Menschheit ist eine Eigenart nicht nur unseres Volkes; es gibt andere Nationen, die wenig besser sind als wir; und unglücklicherweise sind manche unserer Schriftsteller geneigt, die Fehler und Schwächen Fremder anzuführen, um dadurch unsere eigenen in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Aber verdoppeltes Unrecht schafft kein Recht. Wenn wir, statt soviel von unseren eigenen Staatsinteressen und den Pflichten des japanischen Bürgers gegen den Staat zu schwatzen, alle mehr Opfermut für das Gute und Gerechte zeigten, würden wir die Bewunderung der ganzen zivilisierten Welt erringen, in viel höherem Maße, als das jetzt möglich ist (?). Unser Gesichtskreis ist zu beschränkt, wir denken zu viel an uns selbst und zu wenig an die große Welt draußen. Was unter dem Namen Staatsinteresse geht, ist oft weiter nichts, als unser eigenes selbstsüchtiges Privatinteresse. Ein Staat, der immer nur nach seinen eigenen Interessen fragt, büßt die Sympathie der Welt ein (?), kann nicht erlangen, was er wünscht, und läuft Gefahr, selbst das einzubüßen, was er schon erlangt hat. Es ist hohe Zeit, daß Staat und Volk aufwachen und sich dieser Tatsache bewußt werden.

Die Neigung, dem Staate gegenüber Selbstverleugnung zu üben, sich aber allen anderen Erwägungen zu verschließen, die bei uns heutzutage vorherrscht, kann auf die Schwäche der religiösen Instinkte zurückgeführt werden. Wenn wir wirklich an eine Gottheit glaubten, die über dem Staate steht, oder an ein Gewissen, dessen Gebote verpflichtend sind, kämen keine Versuche vor, den Staat um das zu betrügen, was ihm zukommt. Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß Leute, die an irgendeine Religion glauben, für die es höhere Gesetze über den Staatsgesetzen gibt, ehrlicher handeln als solche, denen dieser Glaube fehlt.

Von allen Unternehmungen des modernen Japan stehen sein Heer und seine Fotte zweifellos an erster Stelle. Weil diese Leistung ausschließlich vom Staate ausging, und weil der Staat darin so erfolgreich gewesen ist, gibt es Leute, die alles im Lande unter Staatsaufsicht gestellt haben möchten. Das wäre eine Erfüllung staatssozialistischer Träume. Sind die Japaner denn wirklich zu nichts besserem geschaffen als dazu, die Rolle von Automaten in einer Staatsmaschine zu spielen? Sind wir so ganz ohne geistiges Feuer, so ohne eigenen Antrieb, so gleichgültig gegen die persönliche Freiheit, daß wir uns still in eine Ordnung der Dinge fügen würden, durch die jedes Ich, jede individuelle Einheit ausgemerzt würde, durch die der Staat zum Ein und Alles im Leben erhoben würde? Wenn das unser künftiges Schicksal sein sollte, würden die westlichen Nationen, denen höhere Ideale vorschweben, sicher aufhören uns zu achten. Es ist ein solches Wesen aus der japanischen Selbstverleugnung um des Vaterlandes willen gemacht worden, daß ich mich bemüht habe, zu zeigen, wie neben mancher lobenswerten Seite diese Neigung auch ihre Kehrseite hat, insofern sie einer blinden Hingabe entspringt."

Ein anderer kluger japanischer Beobachter, Dr. Tatebe, nennt als Nationalfehler Unbeständigkeit, Neigung zum Absonderlichen, zu Extremen, eine gewisse Verstiegenheit und Überreizbarkeit des Gefühlslebens. Man geht leichten Herzens impulsiv an große Worte und Vorhaben heran, ohne rechte Vorstellung von der Tragweite des Beginnens und dem Umfange der eigentlich nötigen Vorbereitungen. Der Student sattelt gern um und pendelt zwischen heterogenen Wissensgebieten hin und her. Bei aller strengen Form und bei allem lebendigen Sinn für Etikette und Herkommen geht das Gefühl leicht mit dem Verstande durch, man neigt dazu, Gefühlsüberschwang in Alltagserscheinungen

hineinzutragen. Wenn dann der vom Klange schöner Worte Berauschte das so sich und anderen Versprochene nicht halten kann, wird leicht der Eindruck von Verworrenheit und selbst Verlogenheit hervorgebracht. Dem durch starke innere Schwankungen haltlos gewordenen Menschen spiegelt sich wohl ein Zusammenbruch vor, auch wo er gar nicht wirklich droht, und ein solcher Zustand macht den aus schiefer Lage befreienden Entschluß zum Selbstmord noch leichter, als dies die nationale Sitte und Überlieferung ohnehin schon tut. Ein Vorbeistürzen im Affekt an verstandesmäßigen Lösungen, die nüchternem, kühlem Denken naheliegend scheinen, liegt, namentlich wenn Ehre im Spiel ist, schon in der Linie der alten feudalen Anschauungen, die aber wenigstens strenge Formen dafür geprägt hatten. Ein solches Temperament paßte freilich mehr für ein Krieger- und Künstlervolk, als für Geschäftsleute, die mit Angelsachsen an ertragreichen Küsten und Meeren um die Vorherrschaft ringen sollen. Immerhin muß, um jede Selbsttäuschung auszuschließen, die Grenze beachtet werden, auf der echte, die Dämme überflutende Leidenschaft und eine unbestreitbare Komödiantenbegabung ineinander laufen, die nicht nur der hohe Stand der japanischen Schauspielkunst, sondern auch manches Erlebnis außerhalb der Bühnenwelt ahnen läßt.

Die unterste Stufe der unbegehrten, ja gefürchteten, durch Hemmvorstellungen zurückzuhaltenden Eigenschaften eines Volkes wird bloßgelegt, wenn in der Verbrecherpsyche die Hemmvorstellungen gegenüber Reizen versagen, und sie müßte sich also bei ausreichendem statistischen Material über dieses Gebiet verraten. Einige Aufschlüsse darüber gibt ein Leitartikel der Deutschen Japan-Post vom 18. März 1912: „Interessante Statistiken aus Japan." Zunächst zeigt er einige allgemeine Erscheinungen, z. B. Steigerung der Kriminalität in Zeiten wirtschaftlicher Depression, wie 1909 bis 1910; wo genügendes Material vorhanden ist, geht aber auch deutlich daraus hervor, wie sehr unter den Motiven zu schweren Verbrechen leidenschaftliche Regungen, wie Wut und Eifersucht, vorwiegen gegenüber Geld- und Gewinnmotiven (was man in Frankreich unter crimes passionnels versteht). Daß diese Verbrechen bei Frauen fast durchweg von solchen aus sehr niederen Bevölkerungsklassen begangen werden und zumeist aus nichtigen Anlässen hervorgehen, das bestärkt uns in der Ansicht, die wir schon bei den Betrachtungen über die ursprüngliche Rassenentstehung der Japaner geäußert haben, wie sehr sich der aufbrausende, leidenschaftliche Charakter der Malaien in der Rassenbildung durchgesetzt hat, wie er unter der Selbstbeherrschung schläft, und wie sehr die Erziehung zum Zeremoniell und zur Hochhaltung der Form gerade bei den Hochstehendsten und Besten ein teils instinktiver, teils bewußter Selbstschutz

gegen die Gewalt der eigenen Leidenschaftlichkeit ist. Es liegt Vergewaltigung oder doch Überwindung der Volksnatur darin, die nur mit Hilfe bewußt gezüchteter Hemmvorstellungen aufrecht zu erhalten ist; die ausschaltbar ist, wo diese Hemmvorstellungen versagen, wie in der Verbrecherpsyche, bei den Unerzogenen, der Überlieferung Entfremdeten, aber auch da, wo man sie bewußt entfernen will, um Kräfte zu entfesseln, deren freies Spiel man sonst verhütet, wie im Kriege und bei der Erziehung zu ihm; auch wohl, um die Stoßkraft politischer Bewegungen durch die Wucht entfachter Volksleidenschaft im großen Stil zu steigern. Bei einer solchen Anspannung von aufgestauter Leidenschaft in einer Nation ist ohne weiteres klar, welche Macht, aber auch welche Gefahr die verantwortlichen Schleusenwärter in der Hand haben. Aber auch über die Kampftüchtigkeit eines disziplinierten Tigers gibt es wohl nur eine Stimme.

Die Folgerungen, die an der von uns erwähnten Stelle über die Jugendfürsorge außerhalb der Familie und ihre Mängel in Japan gezogen werden, scheinen dann in einem Gegensatz zu dem im dritten Kapitel geäußerten zu stehen. Aber man versteht in Japan unter dem Begriffe Jugendfürsorge etwas ganz anderes und wendet die kargen, außerhalb der Familie dafür verfügbaren Mittel dem gesunden und wertvollen, nicht dem minderwertigen Nachwuchs zu. Das Merkwürdige ist aber — und ich fuße hier nicht nur auf sehr ausgedehnte persönliche Eindrücke aus der Armee, sondern auch auf solche aus ihrer Strafabteilung im Himeji —, daß das Reich bis jetzt, abgesehen von den entarteten Stellen, als die wir die Fremdenhäfen und Teile von Tokyo und Osaka schon kennen gelernt haben, mit seiner Art der Jugendfürsorge ganz gute Erfahrungen gemacht hat. In dieser Strafabteilung befanden sich zu unser aller Verblüffung für Heer und Flotte zusammen keine siebzig Mann, ein unglaublich geringer Prozentsatz, und diese zeigten in ihrem Ausdruck solche Degenerationszüge, daß ein physiognomisch geschulter Arzt schon bei der Aushebung kaum über ihre pathologische Veranlagung im Zweifel gewesen wäre. Den Schlüssen, die weiter noch in der Deutschen Japan-Post gezogen werden, kann ich nicht beipflichten: über die Macht einseitiger Geistesbildung als Allheilmittel gegen verbrecherische Neigungen nimmt einem das Leben mit der Zeit alle Illusionen, und mein Sicherheitsgefühl gegenüber kriminellen Eingriffen in mein Dasein war in den uneuropäisierten Teilen Japans größer, als in irgendeinem anderen Lande, das ich durchfahren oder bewohnt habe.

Hatten wir uns ein Bild japanischer Selbsterkenntnis von den eigenen Nationalfehlern zu machen versucht, so fesseln uns als Gegenspiel dazu Antworten von Japanern auf die Frage, in welchen Rich-

tungen Japan als Staat anderen voranzustehen glaubt. Für diese Frage gab eine Sammlung des Shin kōron wertvolle Aufschlüsse. Voran stand das Imponderabile des besonderen Verhältnisses des Volkes zu seinen Ahnen und zu der ungebrochenen Stammlinie seines Kaiserhauses, dann die große Homogenität der Volksseele, das Gefühl, einer Weltmacht anzugehören, die in Sprache, Schrift, Sitten und Gewohnheiten zu einer seltenen Einheit geschweißt ist, so daß ihre Vaterlandsliebe kaum mehr verstandesmäßig begründet, eher als ein tief sitzendes, nicht leicht zu entwurzelndes Gefühl bezeichnet werden kann, gehoben durch die Tatsache, daß man niemals einer Fremdherrschaft irgendwelcher Art unterworfen gewesen ist. Aus diesen Vorzügen und dem patriarchalischen Familiensystem, der langen und strengen Feudalerziehung und ihrer modernen Umgestaltung zum Bushido entspringt die mit Stolz empfundene größere Opferwilligkeit für Herrscher und Vaterland und ein starkes Gefühl für die Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr fremder und feindlicher Übergriffe. „Wir sind zugleich ein seit alter Zeit bestehender Staat und ein neu geschaffener", schreibt Dr. T. Fukuda, und nachdem er seine Befriedigung ausgedrückt hat, nicht dem geschichtslosen Amerika oder dem welkenden, zukunftslosen Frankreich anzugehören, kommt er zu dem ja auch für uns erfreulichen Schluß: „Die Deutschen und wir haben eine Vergangenheit u n d eine Zukunft, auf die man stolz sein kann, und nicht leicht wird man ein anderes Volk finden, das mit uns beiden zu vergleichen ist." Dann kommt aber bei ihm und dem ähnlich gesinnten Baron K. Den, neben einem sympathischen Dankgefühl für die guten Folgen der straffen Feudalerziehung und des Tokugawa-Regimentes, eine solche Fülle von Selbstlob, daß wir ihnen nicht weiter folgen wollen, sondern auch die pessimistischen Stimmen hören.

Darunter sind solche von zweifelloser Ungerechtigkeit, düstere Verneiner, die glauben, Japan habe nichts, um darauf stolz zu sein, als sein Heer und seine Flotte oder, wie ein anderer meint, seine Politik. Zwei Stimmen scheinen uns besonders bemerkenswert, Professor I. Abe und R. Kuroiwa. Der erstere findet, man stehe in allen materiellen Dingen, Industrie, Handel und Ackerbau, weit hinter anderen Ländern zurück und hebt besonders auf das Flugwesen ab. Dabei hat ihm aber sicher in bezug auf den Ackerbau der Pessimismus einen Streich gespielt. Schwieriger ist es schon, über die Gedankenwelt mit ihm zu rechten. Er schreibt da: „Gewisse fragmentarische philosophische Ideen von einigem Werte sind im Umlauf unter uns, aber sie können alle auf chinesische oder indische Quellen zurückgeführt werden. Gibt es auch nur einen großen Gedanken von lebendiger Kraft, den wir allein besitzen und anderen Ländern bringen könnten? . . . Schriftsteller wie Lafcadio Hearn und andere drücken viel Bewunderung für japanische Art und gewisse japanische Gedanken aus, aber was sie an uns lieben, ist das Primitive, das wir als Nation hinter uns zu lassen im Begriff sind. . . . So hat das Lob von ihresgleichen nicht den geringsten Wert." Dann reißt Verbitterung den Gelehrten dazu hin, auch die Naturschönheit und das Klima seines Landes schlecht zu machen, und er rückt seine häufigen atmosphärischen Störungen und Erdbeben über Gebühr in den Vordergrund. „Die Wahrheit ist, wir waren verspätet beim Start auf der Straße der Aufklärung und haben deshalb zurzeit nicht viel, worauf wir stolz sein könnten, als die große Zukunft, die vor uns liegt."

Ist das nicht sehr viel, Herr Professor, selbst wenn es mit allem anderen seine Richtigkeit hätte?

Kuroiwa lehnt zuerst den Begriff des Stolzseins auf nationale Eigenschaften und Besitztümer überhaupt ab und sagt: was heute in Japan besteht, in Natur, Staat und Gesellschaft, haben wir von unseren Vätern geerbt und kein Recht, damit groß zu tun. In bezug auf das, was wir selbst geschaffen haben, hätten wir weit mehr Grund, uns zu schämen, als stolz zu sein: uns auf einer Höhe zu wähnen, ist lächerlich, der Anstieg liegt erst noch vor uns.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns Dr. Inagaki Otohei hinüber mit dem Gedanken, daß Japan sich am meisten zu beglückwünschen habe zu der ihm gewordenen Aufgabe, östliche und westliche Zivilisation in Harmonie zu bringen, aber sicherlich könne man nicht sagen, daß diese Aufgabe an irgendeinem Punkte schon erfüllt sei, so wahrhaft man auch versichern könne, daß man damit sehr ernstlich begonnen habe.

Damit komme ich zum letzten Ziele dieses Kapitels, dem Versuch einer Antwort auf die Frage: wie malen sich in der Phantasie die Sendung der neuen Weltmacht, die Zukunft des japanischen Volkes, die Möglichkeit der Entwicklung zu ihr und die äußeren und inneren Kräfte, die dazu nötig sind? Auf der gleichen hohen Linie bewegt sich Graf Okuma, wenn er in seinem Organ Shin nihon Neujapans Sendung bespricht. Auch hier wird die bekannte Mittlerrolle zwischen östlicher und westlicher Zivilisation als Hauptziel hingestellt, dabei springen einige Katzen aus dem Sack: ihm sind, im Gegensatz zum Durchschnitt der weißen Rassen, die Japaner frei von Haß und Vorurteilen in Rassen- und Religionsfragen. Wie sie eklektisch Kungfutse und Buddha verdaut hätten, würden sie auch mit dem Christentum fertig. Dann gibt er eine eingehende Probe des assimilierten japanischen Christentums, mit der sich Berufene auseinandersetzen mögen. Ausgesprochene Lokalfarbe werden sie dieser Spezies kaum absprechen können. Ein fast

noch heikleres Gebiet wird dann betreten, wo es sich darum handelt, dem englischen Verbündeten zu beweisen, daß zwar vielleicht unter den weißen Rassen die Briten die geeignetsten Erzieher des Orients und Versöhner zwischen West und Ost sein mögen, aber unter den andersfarbigen doch sicher die Japaner und im ganzen der Aufgabe besser gewachsen. Lord Curzons Rede in Glasgow und diese japanische sind für Freunde von Eiertänzen wohl des Vergleichens wert. In klugen und andeutenden Linien wird das jetzige und zukünftige Verhältnis zu China gestreift, der Vorteil der gemeinsamen Schriftzeichen, die leise japanische Hilfe an die chinesischen Intellektuellen des Yangtse-Tales bei der Umgestaltung.

Im Frühjahr 1911 stellte der Chûo kôron einer Sondernummer die Aufgabe, Klarheit darüber zu schaffen, worauf Japan seine Zukunfts-Entwicklung vornehmlich gründen solle. Da faßten einige der Befragten ihre Auskunft rein wirtschaftlich auf, und wir werden ihnen an anderer Stelle gerecht zu werden haben; aber derjenige Teil, der den Schwerpunkt seiner Antwort auf Imponderabilien verlegte, vermag etwas von der gesuchten Aufklärung zu bringen; unter ihnen verdienen Matsuzaki, Ikebe und der eben genannte Graf Okuma am meisten Beachtung, wenn sie sich alle drei mehr oder weniger auf den Standpunkt stellen, den John Stuart Mill zeichnet: „Nationalcharakter ist es, was allein materiellen Interessen Existenzberechtigung verleiht und einer Körperschaft von menschlichen Wesen die Möglichkeit gibt, als Gesellschaft zu bestehen: er ist es, der ein Volk zum Erfolg in seinem Streben bestimmt und ein anderes zum Fehlschlag, eine Nation, hohe Ziele zu verstehen und nach ihnen zu greifen, eine andere, in niedrigen Regionen herumzukriechen; ihr Charakter verleiht der Größe der einen Nation Dauer und zwingt die andere zu frühem und schnellem Verfall."

Energie, Tüchtigkeit und geistige Ausdauer, hochstehende Moralbegriffe, nationale Charakterfestigkeit, zielbewußtes Vorwärtsschreiten auf einmal betretenen Pfaden, wenn rechts und links Versuchung zum Abschweifen lockt: diese Eigenschaften zeigen sich an der Wende zwischen Meiji und Taisho so allgemein mehr in der Nachfrage als im Angebot, daß uns fast der Schluß berechtigt scheint, das Übergangszeitalter verfüge über sie nicht mehr in dem Umfange, wie der alte Feudalstaat sie besessen und als kostbares Vermächtnis noch der Generation der Aufklärung und Umformung hinterlassen hatte.

Es ist sehr begreiflich, wenn man nach den gewaltigen geistigen Anforderungen der Meiji-Epoche Ermattungserscheinungen, ein Nachlassen der Anspannung befürchtet, und es wäre nicht verwunderlich, wenn sie sich zeigten. Da man aber gleichzeitig das klare Bewußtsein hat, noch im Übergangszeitalter zu stecken, und dem Ruhebedürfnis nicht ohne große Gefahr nachgeben zu dürfen, erklärt sich sehr zwanglos eine kritische Stimmung der Nation und die weite Verbreitung einer bekannten Frage, zwar nicht: Wie werde ich energisch? aber: wie erhalte ich mich energisch, für die großen Aufgaben, die ich noch vor mir sehe und deren bisherige Anbahnung mich doch mehr angestrengt hat, als ich Wort haben will. Daneben haben die intellektuellen Kreise alles mögliche gelesen und auf diesem Wege aus der westlichen Literatur Ermüdungserscheinungen in sich aufgenommen, von denen ihre eigene gesunde Menschenreserve abseits der aufreibenden Arbeitszentralen nicht die geringsten Spuren zeigt und gar keine Ahnung hat. Nachdem aber auch strotzende Muskelfülle wertlos werden kann, wenn die motorischen Zentren nachlassen, haben wir die Aussagen der „Intelligenz" über sich selbst noch zu prüfen, auch wenn wir uns darüber klar sind, daß es sich dabei um einen verschwindend kleinen Teil des Volkes handelt und daß der dem Westen vertraute Typ des überarbeiteten, in Mitteleuropa überdies immer frierenden und falsch, d. h. gegen seine Gewöhnung ernährten Japaners für das Äußere des Durchschnitts seiner Rasse ganz uncharakteristisch ist: denn die Mehrzahl dieser Rasse hat beneidenswerte Nerven und eine sehr robuste physische Persönlichkeit. Wo aber in Japan Erscheinungen einer Kulturüberspannung zutage treten: Übererziehung, Nervosität, Nachlassen der Energie bis zur Erschlaffung, Auftreten eines Bildungsproletariates und Anfänge von Pauperismus, da muß man sich darüber klar sein, daß es sich n o c h um ein eng begrenztes örtliches Auftreten handelt, freilich gerade an solchen Stellen, wo es dem flüchtigen fremden Beobachter zumeist in die Augen fällt, während sich die gewaltigen Kraftreserven in Japan wie ja auch in Deutschland diesen Beobachtern mehr entziehen (wenigstens trifft das sicher für meine bayerische Heimat zu).

Nach dieser Einschränkung wollen wir versuchen, aus persönlichen Erinnerungen, einer sehr interessanten Rundfragen-Nummer des Jitsugyo no nihon (April 1912) „Wie sich Energie erzeugt und erhält", dann einer Rektoratsrede von Dr. Yamakawa der Kyushiu-Universität einige Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, ob für die Aufgaben der Taisho-Ära die gleichen Energievorräte vorhanden sein werden, oder ob mit einem baldigen Ausspannen, je nachdem man zu dem neuen Japan steht, mit Furcht oder Hoffnung gerechnet werden muß. Ohne weiteres ist klar, wieviel von der Antwort auf diese Kardinalfrage abhängt, die jeder sich zuerst auf diesem imponderablen Gebiete geben müßte, ehe er irgend eine materielle wirtschaftliche Frage beantwortet: Staatskredit, Werteinsatz in auswärtiger, Militär- und Finanzpolitik, die ganze Zukunft des chinesischen und pazifischen Problems hängt davon ab!

Die Rasse ist mehr temperamentvoll und zäh, als kräftig und stetig,

verbraucht namentlich mit schwerer Arbeit mehr Menschen, als Europa oder China, zersplittert sich leicht und erfährt auf der einen Seite ebenso unberechenbare Zuschüsse und Förderungen, wie auf der andern Hemmungen durch das Spiel einer nur äußerlich zurückgedämmten, überstarken Phantasie. Verzehrendes Temperament und übermächtige Phantasie auf der einen, nicht über den Durchschnitt starke und von diesen Mächten sehr beanspruchte Körperkonstitution auf der anderen Seite erklären den großen Energieverlust, den der Japaner leicht erleidet, wenn er aus dem geruhigen, maßvollen Leben aufgescheucht wird, das sich sein Volk in Jahrhunderten als Schutz gegen das eigene Temperament zurechtgezimmert hat, und in eine Arena voll rücksichtslosen Wettbewerbes hinaustreten und darin durchhalten muß. Er ist eben, um einen Rennbahnausdruck zu brauchen, mehr Flieger als Steher, weil er meist zu viel für den Augenblick einsetzt: so verfügen Mann und Volk über verblüffende Antriebe, aber nicht über gleichbedeutende Dauerleistung. Deshalb die mahnenden Hinweise seiner Erzieher auf das Gesetz von der Auslese der Tüchtigsten, die Predigten von Okuma, Morimura, Masuda und Inouye über Energie, ihre Quellen und Ausstrahlungen und die Nutzanwendungen, die Ozaki Yukio den jungen Studenten aus dem Beispiel des altruistischen Volkshelden Saigo Takamori entwickelte.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese Mahnungen und Sorgen einem kleinen Teile der akademischen Kreise gelten, daß eine mächtige Kraftreserve fast unter denselben Bedingungen, wie das große Geschlecht der ersten Meiji-Tage, seine Spannkraft unverbraucht erhält, und daß die Strebsamsten und Begabtesten aus ihr durch einen frischen Hunger nach Wissen und Macht immer neu dem Staate und seinen für den Andrang viel zu engen Bildungsstätten zugeführt werden, so daß ihm noch lange Zeit eine durch harte Kämpfe um ihren Platz darin gesiebte Auslese der unverbrauchten Besten zur Verfügung steht.

Über Vergangenheit und Zukunft der japanischen Kultur führt Dr. Inouye Tetsujiro aus, was ich hier frei übersetze, soweit ich es aus eigener Erfahrung unterschreiben kann (To-A no hikari, Juni 1911). „Wie die alte europäische Zivilisation im wesentlichen aus der besonderen Eigenart des Volksstammes, der griechischen Ideenwelt und der jüdischen Religion strömte, so die japanische aus der japanischen Sonderart, der chinesischen Gedankenwelt und der indischen Religionsphilosophie. Griechische und jüdische Elemente rangen um die Vorherrschaft bis der griechische Gedanke siegte. (?) Das Ergebnis wurde mit der Ära der Erleuchtung in Japan eingeführt, hatte tiefen Einfluß auf die Gemüter und schien in einigen wichtigen Hauptsachen unsere alte östliche Zivilisation zu übertreffen: zunächst war die westliche vorwiegend auf die Naturwissenschaften begründet, die uns vor der Aufklärung so gut wie unbekannt waren. Sie erkannte die Naturrechte an, so wie sie Aristoteles gelehrt hat, denen sich die chinesische und indische Philosophie verschlossen hatte. In der westlichen Zivilisation dominierte die Idee der Persönlichkeit, Mann und Weib als Individuum sind ihre Grundlage und dessen Rechte sind von entscheidender Wichtigkeit, während weder die brahmanische und buddhistische Lehre noch das Moralsystem des Kungfutse dem Individuum irgendwelche Bedeutung beimessen. Die Idee der Freiheit und der Gleichheit sind in unserer Gedankenwelt nicht zu finden, sie sind aus dem Westen eingeführt. Unser ganzes Lehrgebäude in Religion, Philosophie und Moral ist auf die Kaste (und die Rassenerhaltung!) begründet. Immer gab es hoch und niedrig, zum Herrschen und zum Dienen Bestimmte, und auf diese Unterschiede ist unser Moralsystem gebaut. (Freilich beweist die japanische Geschichte auf allen ihren Blättern, daß ungewöhnlicher Tüchtigkeit der Weg nach oben immer offen stand.) Seit der Aufklärung sind diese uns bis dahin beinahe unbekannt gebliebenen Kennzeichen der westlichen Zivilisation aber in unserm Geiste heimisch und zu einem Teil seiner Ausstattung geworden, und viel hat dabei die Gewährung der Verfassung bewirkt, denn ihre Grundlage ist die Idee der Freiheit und der Rechte des Individuums.

Niemand kann leugnen, daß gegenwärtig die zwei Kultursysteme miteinander in unserm Lande ringen. Nicht zuletzt ist daran die Stellung der Regierung zu den neuen Ideen schuld. Sie will dem Volke nicht die Freiheit gewähren, die ihm die Verfassung überträgt. Das Volk aber drängt auf seine Rechte, und die Regierung wehrt ihm dabei soviel sie kann. Dieser Gegensatz von Regierung und Volk ist eine von den Ausstrahlungen des Eindringens westlicher Auffassung hierzulande. Die Staatsgewalt neigt zu der alten despotischen Regierungsweise, das Volk wehrt sich dagegen und nennt sie verfassungswidrig. Dann ist da der große Widerstreit zwischen den verschiedenen Formen der Solidarität, wie sie unsere alte Kultur ausgebildet hatte, und dem Individualismus des westlichen Gesellschaftsbaues. Wir haben nationale, provinziale und häusliche gegenseitige Haftbarkeit, vor der das Einzelwesen nichts ist und die Gemeinschaft alles. Zwei solche Grundgegensätze lassen sich schwer unter einen Hut bringen. Im Vergleich damit haben sich die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit in unserm Lande noch nicht störend ausgewachsen, wenn sie es auch später tun werden, als Ergebnis der Ausbreitung westlicher Begriffe über Arbeiterrechte. Die vielen einzelnen Zusammenstöße zwischen alt und neu stehen im Verhältnis zu dem Umfange, in dem wir als Volk westliche Begriffe eingesogen haben. Unsere alte Kultur war einheitlich, unsere

jetzige ist zwiespältig: daher der unausgesetzte Kampf der einzelnen Elemente. Die nach dem alten Muster geschnittenen Japaner waren ein einheitlicher Typ, die modernen Zeiten aber haben uns mit recht gegensätzlichen beschenkt. Aber in dieser Vielgestaltigkeit der modernen Zivilisation liegt unsere Hoffnung auf eine hohe Weiterentwicklung, denn die alte Einheit bedeutete Stillstand. Je mehr Einzelkräfte und Sonderzüge sie entfaltet, um so besser wird die Nation im ganzen fahren. . . .

Wir sind eine Nation in Kindbettwehen. Ein ganz neuer Typ von Kultur ringt um seine Entstehung. Er wird die Frucht der Vermählung zwischen östlicher und westlicher sein. Zweifellos werden wir viele der von Westen übernommenen Begriffe zu ändern haben. Auch Europa und Amerika haben ihre Gegengifte gegen die individualistische Entwicklung herausbilden müssen. Es wird uns noch viele Jahre kosten, die vom Westen eingeführte neue geistige Nahrung richtig zu verdauen und sie in Muskeln, Bein und Fleisch unserer eigenen neuen Volksnatur zu verwandeln. Dieser Prozeß ist im vollen Gange, aber wenn er erst vollendet sein wird, werden wir uns als Nation zweifellos auf einer höheren Ebene wiederfinden, als je zuvor."

Es ist eine wohl mit gutem Recht, in der Eigenart eines stolzen und argwöhnischen Volkes zu begründende Rücksicht und Vorsicht, wenn ein in vielen Richtungen gebundener Beobachter bei folgenschweren Urteilen die führende Stimme Vertretern des Landes überläßt, und nur durch die Gruppierung und Auswahl dieser Stimmen der konstruktiven Phantasie seines Lesers einen Anhalt dafür gibt, auf welchem Boden er selbst steht. So bitte ich um diese Gunst bei der Entscheidung der Frage, wie nach meinen persönlichen Eindrücken voraussichtlich der Konflikt zwischen alten und neuen Leitlinien für das Geistesleben Japans enden wird, der dem Übergangszeitalter, an der Wende zwischen Meiji und Taisho, seine beherrschende Note gibt.

Professor Fujii Kenjiro von der Waseda-Universität mag in dieser Schlußbetrachtung das Wort führen; nach der von linksliberalem Geiste umwehten Stelle, an der er steht, ist er sicher vor dem Verdachte, zu konservativ zu sein! Schon die Besprechung seiner Anschauungen in der Japan weekly mail wird ja mit der Bemerkung eingeleitet: „Zweifellos ändert sich der japanische Charakter in seinen Grundfesten. . . . Es ist etwas von seinen Fundamenten im Abrutschen. . . ." Halten wir das denn bei Häusern für eine wünschenswerte Erscheinung und diejenigen für Pfuscher, die sich bemühen, die wankenden Mauern zu stützen? Der japanische Tatzeuge ist nicht überrascht, „daß unser ganzes Moralsystem gründlich aus den Fugen gegangen ist und der in vielen Menschenaltern gefügte Bau bis in den Grund erschüttert. Nun sucht die Nation eine Umwertung ihrer ethischen Wertbegriffe zu vollziehen, mit Hilfe der neuen, von Westen importierten Gesichtspunkte. Aber das Ringen zwischen alt und neu ist hart, und ganze Scharen sind sich völlig im Unklaren über den einzuschlagenden Weg.

Unsere alte Moral war zum größten Teil auf dem Kastensystem aufgebaut, das in der Feudalzeit herrschte. Vielerlei weittragende Veränderungen hat unser Land seitdem erlitten: 1. Dem Volke sind bürgerliche Rechte gewährt worden, d. h. sein Recht, an der Regierung des Landes teilzuhaben, ist anerkannt worden. 2. Alle Bürger des Reiches genießen heute gleiches Recht, was in der Feudalzeit unerhört gewesen wäre. 3. Alle Berufe werden heute als gleichwertig betrachtet, sie werden nicht mehr, wie früher, in hohe und niedrige geschieden. Jeder wählt frei seinen Beruf und keinerlei soziale Mißachtung ist heute, wie ehedem, mit gewissen Beschäftigungen verbunden. 4. Männer und Frauen sind heute in einem Grade gleichberechtigt, der in unserem Lande völlig neu ist. Persönliche Freiheit und Gleichheit — das sind Werte, die wir durch die neue Moral erst schätzen gelernt haben. Das Gewissen eines modernen Japaners ist grundverschieden von dem irgendeines Durchschnittsmenschen aus der Tokugawa-Zeit: sein moralischer Gesichtskreis ist völlig verwandelt worden durch die Freiheit, an der Regierung des Landes teilzunehmen, die Freiheit, seine Beschäftigung selbst zu wählen, durch das Bewußtsein unveräußerlicher Rechte und das Gefühl der Gleichstellung mit seinen Mitbürgern, was auch immer ihre Lebensstellung sein möge. Aber es kann nicht behauptet werden, daß die neu eingesogenen moralischen Begriffe nur wohltätig auf ihn gewirkt hätten. In manchen Fällen sind Gleichheit und Freiheit mißbraucht worden.

Die Haupttugenden, die das Bushido gefördert hatte, scheinen mir Mut, Treue und eine gewisse Schamhaftigkeit gewesen zu sein, aber das Bushido steht auch nicht im Gegensatz zu dem Geiste der Freiheit und Gleichheit, der aus dem Westen eingeführt worden ist, da es immer für eine hohe Entwicklung des Individuums eingetreten ist. Aber sein Moralkodex ist in neuerer Zeit so sehr mit anderen Lehren vermischt worden, daß sein Einfluß auf die Sitte der Volksmassen klein geblieben ist.

Niemals ist der Kampf zwischen alter und neuer Moral heißer gewesen, als heutigen Tages. Die Prinzipien, die einander gegenüberstehen, sind unvereinbar. Auf der einen Seite stehen die hohe Achtung vor dem Rechte des Einzelnen, die Wertschätzung der Persönlichkeit, Egoismus, Betonung und Aufrechterhaltung der Rechte des Individuums; auf der anderen Seite die Verehrung der Loyalität und kindlichen Pietät,

die völlige Unterdrückung des Ich und das Aufgehen in der Pflicht. Nun kann es nicht geleugnet werden, daß unsere Regierung, Gesetze, Erziehung, Heerwesen und Geschäftsleben alle mehr oder weniger auf dem Prinzip der Freiheit und Gleichheit begründet sind — auf allen diesen Gebieten überwiegt der Einzelne, und die Dienstbarkeit einer Klasse gegen die andere, die der hervorstechende Zug unseres alten Moralsystems war, fehlt vollkommen. Die Partei, die trotz der starken Opposition dagegen das alte Moralsystem in Kraft erhalten will, verursacht im Lande viel Unruhe, ja Unheil. (?) Das Volksgewissen ist heutzutage zu aufgeklärt, als daß es ihm möglich wäre, nach den alten Sittengesetzen zu leben. Wenn aber die Leute, die die Macht dazu haben, es zu erzwingen versuchen, wie es den Anschein hat, kann das Ergebnis nichts anderes als Heuchelei sein. Die Leute werden das eine mit dem Mund bekennen und das andere im Herzen glauben. Es ist von den Anhängern der Freiheit und Gleichheit zu viel verlangt, daß sie sich jemals wieder so fesseln und dienstbar machen lassen sollten, wie es ihre Vorfahren waren. Wenn die Menschen einmal das süße Getränk Freiheit und Gleichheit gekostet haben, können sie es nicht vergessen, selbst wenn sie es wollten. Ich selbst bin dafür, dem Volke soviel Freiheit als möglich zu gewähren, aber man macht sich heutzutage unbeliebt, wenn man zugunsten der persönlichen Freiheit spricht. Die meisten Gelehrten, die selbst für die neue Ethik eingenommen sind, tun doch dergleichen, als zögen sie die alte vor. Sie glauben, daß sie ihre Interessen besser wahrnehmen, wenn sie eine Fahne aushängen, auf der in goldenen Lettern Loyalität und kindliche Pietät angepriesen wird. Eines der hassenswertesten Ergebnisse des Kampfes zwischen alter und neuer Moral ist die Unwahrhaftigkeit, die er erzeugt; und das muß so fortgehen, solange die öffentlichen Gewalten die alte Lehre unterstützen. Man kann in Wahrheit versichern, daß die Mehrheit unserer Gebildeten heute Trimmer sind: (auf beiden Achseln tragen), was ihres Herzens Meinung ist, wagen sie nicht vor der Öffentlichkeit zu vertreten.

Dem gegenüber behauptet die Schule der konservativen Ethik, daß auf der Erhaltung von Japans altem Sittenkodex die künftige Standfestigkeit des Reiches beruhe, und deshalb fordert sie die Unterdrückung der neu importierten Ideen. Aber niemand glaubt, daß ihr dies wirklich gelingen könne. (Freilich sind die Vorkämpfer des Alten zum mindesten ehrlicher in dem Vertreten ihrer Meinung und das Land in seiner großen Mehrheit „in a very conservative mood".) Das Kompromiß winkt auch hier: „aber auch die Anhänger der neuen Moral werden nicht alles nach ihrem Sinne durchsetzen können. Die Vergangenheit ist nicht auszulöschen. Wie Bergson sagt, ist in der Geschichte eines jeden Volkes die Vergangenheit immer in der Gegenwart eingeschlossen. Unser überliefertes Moralsystem ist die eigenste Schöpfung des japanischen Gemütes. Es ist eng verbunden mit unserm Familiensystem, und solange dieses dauert, eines starken Haltes bei der Mehrheit unseres Volkes gewiß. Unsere überlieferte Ethik scheint mir stark genug, um der Anwendung der Grundsätze von Freiheit und Gleichheit eine Grenze zu ziehen. Und so werden Freiheit und Gleichheit in Japan nie dasselbe bedeuten wie in Frankreich, England, Deutschland oder Amerika. Sie werden einer Japanisierung unterworfen werden, wie alle anderen westlichen Ideen, die wir angenommen haben. Mir scheint, daß die wetteifernden ethischen Systeme einander nicht werden ausrotten können. Das Kompromiß, in das so viele unserer Gedankenkämpfe münden, wird auch in diesem Falle erreicht werden."

Aber dieses Kompromiß bedeutet gegenüber dem, was die Wortführer der neuen Strömung ursprünglich angestrebt und erhofft hatten, an sich schon einen Sieg der schwer bedrohten, aber noch nicht überwundenen alten Ideale.

V. Die Steigerung der wirtschaftlichen Spannung durch den Krieg.

„Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Ambos oder Hammer sein."

Goethe.

Zwischen den Gezeiten — unschlüssig, ob die Strömung zum individuellen Wirtschaftssystem weiter zu verfolgen oder ein Rückschlag dagegen mit Hilfe der dafür noch bereiten, starken Kräfte einzuleiten sei — hätte das japanische Staatsschiff noch geraume Zeit weitertreiben können — ohne den Krieg. Aber die auswärtige Politik, klug und kühn geführt, von Marschall Yamagata im Rate des Tenno entscheidend beeinflußt, ersah die einzigartige Gunst der Weltlage zur Entscheidung einer Lebensfrage gegen Rußland, mit England als erklärtem und Amerika als stillem Teilhaber, und konnte mit Recht nicht fragen, ob beim Ringen auf Tod und Leben gegen einen Feind, mit dem die Auseinandersetzung unvermeidlich schien, der bis dahin so sparsam geschonte, dürftige wirtschaftliche Rock des Bauernstaates in Fetzen gehen würde. Mit etwa der halben Schuldenlast des Königreichs Bayern fuhr Japan in den Krieg; als der Feldzug mit allen Nachwehen überstanden war, hatte sich diese Schuld verfünffacht, betrug zwar immerhin nur fünf Siebentel der Schulden des Königreichs Spanien, aber mit der Auflage belastet, eine neu gewonnene Großmachtstellung aufrecht zu erhalten. Und zwar eine Stellung, die der größten zusammenhängenden Territorialmacht der Welt furchtbar, der am rücksichtslosesten aufstrebenden Geld- und Industriemacht unheimlich, der noch verbündeten, größten Seemacht immerhin unbehaglich geworden war. Deshalb verhinderten diese Mächte im Frieden von Portsmouth zunächst jede finanzielle Entlastung Japans durch eine Kriegsentschädigung, um es wenigstens möglichst lange in einer Art von Schuldknechtschaft zu halten und den weit mehr als das Landheer gefürchteten Weiterbau der Flotte zu unterbinden.

Darin ist ein Hauptgrund für die Steigerung der wirtschaftlichen Spannung zu suchen, die, lange vorbereitet durch das rasche Wachsen der Bevölkerung (eine halbe Million jährlich), einerseits durch steigende Kosten der Lebenshaltung und höhere Löhne, anderseits durch die all-

mählich erreichten Grenzen der Reiserzeugung und der Steuerfähigkeit der Landwirtschaft, gerade nach dem Kriege so schroff in den Vordergrund des Wirtschaftslebens trat. Eine Steigerung der Vitalität bedeutet jeder Krieg; und damit auch gesteigerten Kräfteverbrauch. Täuschen stattliche Kriegsentschädigungen über den Verbrauch zunächst hinweg, so folgt die Krise später, wie in Deutschland nach dem Milliardensegen, aber ausbleiben kann sie nie: ein Körper, der nach höchster Anspannung an Umfang seiner Glieder und an Nahrungsbedarf um fast ein Drittel gewachsen ist, wie Japan, muß nach solcher Strapaze Hunger- und Durstgefühle zeigen, und die Kräftezufuhr durch die neuen Glieder kann nicht rasch genug wirken, um diese Gefühle sofort zu beschwichtigen. So ist uns die Spannung im Wirtschaftsleben gleich nach dem Kriege physiologisch ebenso erklärlich, wie die seit ungefähr zwei Jahren anhebende Erholung selbstverständlich. Immerhin zeigen eigene Wahrnehmungen und Gespräche, sowie öffentliche Meinung und Kreditnotierungen das Land immer noch in einem Stadium scharfer wirtschaftlicher Spannung.

Die rasch gewonnene, schwerer zu behauptende Großmachtstellung zu Land und zur See muß und soll gewahrt werden, die Steigerung der werbenden Kräfte, obgleich unverkennbar überall beginnend, ist noch nicht annähernd lebhaft genug, die Kräftequellen zu ergänzen, die bisher schon alles hergegeben haben; die Einfuhr überwiegt die Ausfuhr (um 120 Millionen Mark), die wichtigsten Rohstoffe für Bekleidung und das Eisen müssen in großen Mengen von auswärts bezogen werden. Eine schlechte Ernte zeigt, daß auch die Ernährung nicht mehr mit eigenen Mitteln durchgeführt werden kann und daß andere Reisländer aushelfen müssen. Schwere Summen fließen Jahr um Jahr im Dienste der Anleihen für Schiffe und anderen Bedarf an das Ausland ab (rund 180 Millionen Mark) und zeigen keine Neigung zum Fallen. So wäre der wirtschaftliche Ausblick düster, ohne den starken und zähen Willen der Reichsleitung, das Gewonnene zu behaupten, und ohne die weiten Möglichkeiten, die ihr dazu gerade der Sieg und die sich daran knüpfenden Umgestaltungen in Ostasien eröffnen.

Noch liegt der Schwerpunkt des Jahresertrages im ganzen Reiche auf der Landwirtschaft und ihren Roherzeugnissen, deren Gesamtwert drei Milliarden Mark im Jahre erreicht. Der Wert der Seidenausfuhr allein übersteigt dreihundert Millionen Mark, dem der gleiche Betrag für Einfuhr von Rohbaumwolle gegenübersteht. In welchem Maße die Leistungsfähigkeit des Landes von der seiner Landwirtschaft abhängt, ist also ohne weiteres klar; sie noch zu steigern, geschieht alles mögliche, vor allem um die Riesenleistung, die jetzt schon in ihr steckt und die kaum wesentlich zu vermehren ist, doch praktischer zu verwerten.

Das Hauptmittel der Regierung freilich, um auf sie einzuwirken, das Netz landwirtschaftlicher Versuchsstationen, ist etwas matt gesetzt durch den Umstand, daß sie sehr beschränkte Mittel haben, daß Ressortstreitigkeiten mit den örtlichen Verwaltungsbehörden häufig sind und wirkliche, gründliche landwirtschaftliche Kenntnisse der Beamten selten, wenn auch die tüchtigen Leistungen der landwirtschaftlichen Schulen einen brauchbaren Nachwuchs und damit Besserung dieser Verhältnisse erwarten lassen. (Näheres in einer Rede des Ackerbau-Ministers Baron Makino vom 6. Mai 1912.) Nachdem die Erkenntnis der Notwendigkeit da ist, wird theoretisch von oben her alles geschehen, was geschehen kann, aber das ist wenig genug; denn wer den mühseligen Jahreslauf des japanischen Bauern verfolgt hat, wer ohne Vorurteile die sorgfältig gartenartig bebauten Felder aller einigermaßen ertragsfähigen Landschaften gesehen, die Miniaturkunstbauten der Bewässerung bestaunt hat und diese ganze Arbeitsleistung mit der anderer Länder vergleicht, der muß überzeugt sein, daß sich Fleiß und Sorgfalt in der Bodenbehandlung dort kaum mehr viel höher werden spannen lassen (ich wenigstens kenne kein Land mit intensiverer Kleinarbeit und liebevollerer Behandlung der Pflanzenwelt).

Die entscheidenden Fragen scheinen mir auf ganz anderem Felde zu liegen; und die dringendste unter ihnen ist: Wird der japanische Bauernmittelstand von der Weltpolitik des Reiches erdrückt werden, ehe andere Schultern deren Hauptlast übernehmen können?

Die Frage ist nicht nur wirtschaftspolitisch (trotz Chinas Erwachen) vielleicht die brennendste für die Zukunft des fernen Ostens. Wie die Samurai-Familien die seelische, führende, so liefern die wackern, treuen, starken Hyakushodomo dem japanischen Wehrwesen die körperliche, die vollziehende Kraft. Unentbehrlich sind beide für das Ganze, wie Patrizier und Plebejer es waren im alten Rom. Niedergang, Wesensänderung oder Verderb eines der beiden Stände bedeutet das Ende der weltgefährlichen Spannkraft des Inselreiches, ganz wie es mit der Spannkraft Deutschlands vorbei ist, wenn es keine Junker und Bauern mehr hat: weder der überreiche Handelsemporkömmling und sein Gefährte von der Großindustrie, noch sein gleich hassens- oder liebenswertes rotes Widerspiel können ein Ersatz für sie sein. So wenig wie der Träger der „Industrialisierung" bei uns, ist der neujapanische, zwar vom Druck aber nicht von den Anpassungseigenschaften tausendjähriger Verachtung befreite Kaufmann, der Akindosan durchschnittlich um das Schaffen und Erhalten immaterieller Werte für das Volksganze bemüht: die Umwertung des zusammengescharrten Reichtums in solche überläßt er meist anderen.

Da war das teilweise Versagen der Industrie- und Großstadt-Divisionen im mandschurischen Kriege, die überragende Leistung der Bauern-Divisionen eine ernste Mahnung. Weder das anspruchsvolle Bevölkerungsgemenge der Großstädte Tokyo und Osaka, noch gar die Hafenbevölkerung der Berührungspforten Kobe und Yokohama, wo sich nicht das Beste von Ost und West mischt, würde — etwa von den Kapitänen vom Großkapital und Industrie geführt — die Sonnenflagge auf die Wälle von Port Arthur und die russischen Linien von Liauyang und Mukden gepflanzt haben. Der Unterschied im Verhalten von Ost und West zu diesen beiden gemeinsamen Erscheinungen liegt aber vor allem darin, daß der Osten sich über die Tatsache klar ist und sich bemüht, sie zu bessern, der Westen aber — von der Selbstsicherheit überwiegend städtischer Wissenschaft und Presse fortwährend darüber getäuscht, daß Großstadt- und Industrie-Ersatz nicht die gleichen Heerdienst-Eigenschaften liefern, wie Landesteile mit einer ländlichen, natürlicher geschichteten Bevölkerung — zwar instinktiv zuweilen die Gefahr fühlt, aber nicht zu einer klaren Anschauung davon kommt. Wer vorurteilslos vergleicht, kann nicht im Zweifel darüber sein, daß der wirtschaftliche Egoismus des individualistischen Europäers die Frage nach einer Überbelastung „im Brustton der Überzeugung" bejahen und sofort Mittel und Wege suchen würde, die ihm beschwerliche Last anderen Teilen des eigenen Volksganzen aufzubürden.

Von einer Studie von Takahashi Hideyomi ausgehend, von der die Japan mail einen Auszug brachte und die ich an eigenen Beobachtungen nachprüfen konnte, will ich zuerst das untersuchen, was ich den „wirtschaftlichen Tatbestand" nennen möchte. Wie lebt der bäuerliche Mittelstand in Japan, oder richtiger: wie lebt seine unterste Schicht? Die über ein Jahr ausgedehnte fleißige Sammelarbeit von Takahashi umfaßt die drei Stadtkreise von Tokyo, Osaka und Kyoto und mehr als dreißig Landkreise. Ausgegangen wird dabei von einem Besitz von etwa 1 ha Land mittlerer Güte, das zwei Ernten bringt: einmal Reis und einmal Weizen, mit einem Steuerwert von 400 yen — (818 M.), der eine Familie von fünf Köpfen, Mann und Frau, Vater oder Mutter, im „Austrag" bei ihnen lebend, und zwei Kinder, davon eins im schulpflichtigen Alter, ernähren soll. Das ist Zwergwirtschaft für unsere Begriffe, aber wir sind, trotz Dernburg, in einem Lande mit intensivem Landwirtschaftsbetrieb, dem der Boden spärlich zugemessen ist zwischen weiten, den Anbau nicht lohnenden Strichen, in dem aber das Klima im Verein mit zäher Arbeit einem wirklich guten Boden auch drei Ernten so anspruchsvoller Nutzpflanzen, wie es der Reis ist, entlocken kann.

So gut wird es freilich dem Durchschnitt der kleinen Besitzer nicht, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben. Seine Reisernte bringt

ihm 192 Yen, etwa 400 M., 120 Koku vom Cho, davon 4 Koku für den Hausgebrauch, 16 Koku zum Preise von 12 Yen für den Verkauf. Freilich sind die Reispreise jetzt schon wieder beträchtlich höher, als zur Zeit dieser Aufnahme, aber die Ausgaben sind im Verhältnis gestiegen und die Marktpreise gelten nicht für den kleinen Mann, der oft im ungünstigsten Moment verkaufen muß und tief in einer Verschuldung steckt, die hier ganz außer Anschlag gelassen ist. Die bloße Tatsache der Reisernährung hebt unsern Bauern schon aus der Schicht der Armen heraus, denn für diese ist der Reis unerschwinglich, so daß sie sich mit Speisen aus schlechtem Weizen (mugi), Bohnenquark (tofu) begnügen müssen und dauernd unterernährt sind. Die Getreideernte trägt 48 Yen, etwa 100 M., 12 Koku vom Cho, davon 4 Koku für den Hausgebrauch, 8 Koku zum Preise von 8 Yen für den Verkauf. Für Bohnen und andere an Hainen und Hängen gezogene Nutzpflanzen beträgt der Erlös 2,10 Yen, etwas über 4 M. (Ernte von 5 To = ½ Koku, 2 To für Hausgebrauch, 3 To für Verkauf) und endlich 25 Yen, etwas über 50 M., für Stroh. Alles zusammen 267,10 Yen = 558,24 M. Erntewert für den Markt.

Was steht nun diesem Arbeitsertrag an Auflagen gegenüber?

Die Staatsgrundsteuer, 5,5 % des geschätzten Wertes von 400 Yen (sehr hochwertiges Land zahlt vom ha 95 yen!)	20,— Yen
Kreissteuer und Umlage	13,20 „
Dorf- und Gemeindesteuer (1 % des gesch. Landwertes) . .	4,— „
Kreis- und Gemeinde-Haussteuer, Kreis- und Gemeinde-Einkommensteuer, Beitrag für die Bewässerungsgilde zus.	22,— „
(Also öffentliche Lasten zusammen 59,20 Yen.)	
Dünger (5 Yen für den Tan = $^1/_{10}$ Cho oder ha)	50,— „
Ein Zugtier (im Jahr)	36,— „
Werkzeug und Geräte	4,80 „
Instandhaltung der Gebäude	3,60 „
Kleidung für fünf Personen	19,— „
Geschenke und Ahnendienst	8,40 „
Lohn für einen Hilfsarbeiter (40 Sen für den Tag) an den 60 Hauptarbeitstagen	24,— „
Salz, Gewürz, Gemüse (2 Sen für den Tag und Kopf) . .	36,— „
Arzt und Apotheke	2,40 „
Schulgeld für eine höhere Schule und Schulbedarf für zwei Kinder	12,— „
Brennholz (muß für durchschnittlich 6 Sen im Tag gerechnet werden, da die Familie zu sehr mit landwirtschaftlicher Arbeit belastet ist, um es selbst zu sammeln) . .	21,60 „
Übertrag . . .	277,00 Yen

Übertrag . . .	277,00 Yen
Öl, Tee, Taschengeld und kleine Ausgaben	25,20 „
Beiträge für Rotes Kreuz, Wohltätigkeit und Rekrutenabschiede (als „unvermeidliche öffentliche Pflichten" angeführt, was charakteristisch ist)	12,— „
Also Gesamtausgaben	316,20 Yen
d. h. gegenüber dem Gesamteinkommen von	267,10 „
ein Fehlbetrag von	49,10 „

Dabei hat die Familie von fünf Köpfen, wenn man Reis, Getreide und Bohnen ihres Hausverbrauches mit dem Marktwert in Ansatz bringt, einen Gesamtverbrauch von nur 239,60 Yen oder 47,92 Yen auf den Kopf; sie ißt im ganzen Jahre kein Fleisch und trägt eine öffentliche Last von 59,12 Yen, aus einem Roheinkommen von etwa 340,50 Yen, den Hausverbrauch eingerechnet, also 17 %! Diesem Ergebnis fügt das anglo-japanische Blatt mit Recht hinzu: „That is enormous! If the same scale were maintained, a man with an income of ten thousand a year would have to pay 1700 y in taxes." Und würde diese Steuerlast den wohlhabenden Bürger nicht immerhin weniger schwer drücken, als den Bauern die seinige?

Der Fehlbetrag ist also da; wie ist ihm abzuhelfen? Durch Überarbeit, im Bergwalde oder in der Seidenkultur, durch gelegentlichen Nebenverdienst des Zugtieres? Durch Verzicht auf das Tier im Haushalt und auf einen Teil der landwirtschaftlichen Aushilfe? Beides ist Raubbau, begangen an ohnehin bis an die Grenze angespannten Menschen. Daß sie das sind, bezweifelt keiner, der die japanischen Bauern „in ihren besten Jahren" gesehen hat, die Männer und noch mehr die Frauen. Ein Kind weniger würde im Jahr etwa so viel Ersparnis bedeuten, als der Fehlbetrag ausmacht; aber wer versorgt dann die Eltern im Alter, wer gewährleistet die Zukunft des Ahnendienstes und des Reiches? Ohnehin sind nur zwei Kinder gerechnet, — und sie sind das Mindestmaß in Japan, wo der bloße Gedanke einer Einschränkung der Geburtenzahl mit Hohn und Abscheu abgewiesen wird. — Am ehesten noch wird sich der westliche Landwirt an den hohen Beträgen für Dünger und Zugtier stoßen, bei einem Grundbesitz von nur einem Hektar. Aber der Reis stellt hohe Anforderungen an die Nährkraft des Bodens; und der in der eigenen Wirtschaft gewonnene Dünger ist trotz sorgfältigster Sammelarbeit der Rede nicht wert, weil seine Hauptquelle, die Viehzucht, wegfällt. Umständliche Herbeischaffung, die hohen Kosten des Fischdüngers und großer Zeitverlust rechtfertigen den Betrag. Auch die gut unterrichtete Japan Mail bemängelt ihn nicht. Die einzige Summe im ganzen Haushalts-Budget, die ihr bedenklich scheint, ist die für das Zugtier eingesetzte. Darf eine so kleine Wirtschaft sich überhaupt eins halten? Freilich: das Zugtier oder viel-

mehr meist Tragtier bietet die einzige Möglichkeit zu gelegentlichem Nebenverdienst und ist bei einem völligen Erntefehlschlag eine letzte Reserve zur Verpfändung oder zum Verkauf. Ein paar Tragtiere sind überhaupt unentbehrlich für ein Dorf; denn wenn auch in Ostasien die meisten Lasten der Mensch bewältigt, gibt es doch Dinge, die über seine Kraft gehen; hingegen habe ich bei geschickter Bepackung, worin die Japaner Meister sind, die große dunkelfarbige einheimische Rindviehrasse unglaubliche Lasten fortschaffen sehen. Von denselben Düngergefäßen aus weißem Holz, in denen die Abfälle der Großstadt Kyoto-Fushimi auf die Reisfelder geschafft wurden, konnte der Bauer selbst zwei bis vier, sein Stier aber zehn bis zwölf und mehr tragen. Außer seiner Arbeitsleistung bringt aber das Vieh nichts ein; denn die unserer Wirtschaft geläufigste Form der Viehnutzung durch Milch- und Butter-Gewinnung ist ja dem Stockjapaner immer noch fremd, sein Geschmack sträubt sich gegen alle Milchprodukte, besonders gegen den Käse, dessen bloßer Geruch genügt, ihn zu vertreiben. — Endlich konnte ich an meinen eigenen Rechnungsbüchern die Ausgabe für Pferdefutter (kusaba) nachprüfen; sie ist niedrig angesetzt, wenn man bedenkt, daß unser Wiesenbegriff dort eine Seltenheit, die Mehrzahl der Gräserarten auf Hochmooren und Bergen scharfkantig und sauer ist, so daß es den in Europa, Amerika und Australien gezogenen Tieren oft verderblich wird, daß also einigermaßen brauchbares Gras und Heu für Futterzwecke nur durch mühsame Sammelarbeit gewonnen werden kann oder teuer bezahlt werden muß.

So spielt sich der Haushalt der untersten Schicht des japanischen Bauernstandes vor unseren Augen ab, wie ihn mir Wanderungen, Manöver und Gespräche so oft gezeigt haben, mit einer öffentlichen Last von mehr als 17 % des Roheinkommens, mit einem unvermeidlichen Fehlbetrag, der ungefähr dem Jahresunterhalt einer Person entspricht, der nur zu beseitigen ist durch Entbehrung des Notwendigen, durch Überanstrengung oder durch Unterernährung; — oder aber: durch Minderung der öffentlichen Lasten, durch ihre Umpackung auf andere Schultern, wie ein weniger geduldiger Stand schreien würde, als der, der im allgemeinen geduldig seine Lasten weiter trägt. Aber Reserven, außer an Menschen, sind in diesem Stande nicht mehr vorhanden, und eine weitere Anspannung wird er kaum mehr ertragen. Kenner schätzen die durchschnittliche Verschuldung der kleinen Landwirte jetzt schon auf 300 bis 750 Mark.

Eine Überanstrengung der wichtigsten unter den Muskelgruppen, die zurzeit den japanischen Staatskörper aufrecht erhalten, der Landwirtschaft, kann also nicht weggeleugnet werden. Die Frage ist, ob sie wird durchhalten können, bis Industrie und Handel künstlich so weit gefördert, die mächtig aufstrebende Seefahrt, die Küsten- und Hochsee-Fischerei u. a. so weit entwickelt sein werden, daß sie, wie in Deutschland, die Kosten der wesentlich in ihrem Interesse herbeigeführten intensiveren Lebensführung des Staates in der Hauptsache werden tragen können? Wer in einer Lage aushalten soll, die wesentliche Teile seiner Muskulatur über die ihr normal abzufordernde Leistung anspannt, der wird sich vor allem zwei Fragen vorlegen, wenn er abschätzen soll, wie lange er aushalten kann und will. Zuerst: wie steht es mit dem inneren Gefüge, mit Nerven und Kraftreserve an dieser Stelle? Dann: wie bald ist auf Entlastung zu hoffen? Zeigt die Last Neigung, leichter oder schwerer auf die Schultern zu drücken? Wird von ihr weggenommen oder wird ihr noch zugelegt?

Die Antwort auf die erste Frage haben wir in den Eingangskapiteln zu finden versucht, und sie schien uns weiten Spielraum für erfreuliche Lösungen zu geben; die Antwort auf die letzte Gruppe von Fragen hingegen kann nicht so zuversichtlich lauten: das Gewicht wird zunächst steigen, und zwar zweifach, einerseits durch den noch wachsenden Steuerdruck, anderseits durch die auch im fernen Osten unheimlich emporschnellenden Kosten der Lebenshaltung. Die schwierigen Aufgaben, die damit der inneren Staatskunst in Japan auf verwandten Gebieten wie den westlichen Reichen gestellt sind, werden nicht erleichtert durch die weitere Tatsache, daß die Landwirtschaft das Hauptnahrungsmittel, den Reis, selbst bei vorzüglichen Ernten längst nicht mehr in der geforderten Menge liefern kann. Zwischen Angebot und Nachfrage klafft jetzt schon ein Fehlbetrag von etwa 3 Millionen Koku. Während Viehzucht und Fischerei noch einer großen Ausgestaltung fähig sind, scheint die Reiserzeugung ihren größten möglichen Umfang schon nahezu erreicht zu haben. Die Zahl der rein von Landwirtschaft lebenden Familien geht unter dem Druck der schweren Daseinsbedingungen langsam zurück und mit ihr die Möglichkeit, auch den Feldern mit minder lohnendem Ertrag wenigstens das Mögliche, wenn auch kaum mehr Lohnende abzufordern. Nur mehr 5 406 172 Haushaltungen, also 66 %, bebauen noch ihr eigenes Land, und unter ihnen leben nur noch 46 % ausschließlich von dieser Arbeit, der Rest verbindet mit dem landwirtschaftlichen Betrieb einen industriellen Nebenerwerb. Und wenn man auch bei günstiger Entwicklung von Formosa einen Überschuß von 5 Millionen Koku für die Reisausfuhr nach dem Mutterlande, von Korea einen solchen von mindestens 2 Millionen erhofft, so rechnen doch auch für den Volkswirtschaftler verhältnismäßig nahe Zukunftszahlen mit einem Verbrauch von 71 Millionen Koku, dem im günstigsten Falle eine Reisernte von 65 bis 66 Millionen gegenübersteht. Ein trockener und zwingender Beweis, daß die offene Tür nach

den Reisausfuhrländern Südostasiens eine politische Lebensfrage für das Inselreich ist; dort aber sind nur mehr Siam und die niederländische Inselflur nicht in starken Händen.

Wir sehen täglich im eigenen Lande, wie ungern unsere stärkeren Schultern angesichts der gleichen Fragen, denen Japan ins Gesicht sieht, geringere Lasten tragen. Bis jetzt hielt mit einer größeren Opferwilligkeit für das Gesamtwohl der viel schwächere japanische Mittelstand eine größere Spannung aus. Unter dem Druck der wirtschaftlichen Lage hatte eine Partei die Zügel der Regierung in den letzten Jahren der Meiji-Periode ergriffen, die viel verwandte Züge mit unseren alten Liberalen der sechziger Jahre hat, und Fürst Katsura, dessen bloßer Name ein großjapanisches und finanziell aktives Programm ist, war vor ihr zurückgetreten. Zunächst bezeichnete dieser Regierungsantritt der Seiyukai ein Nachlassen der Staatsenergie: ein Zurückfallen im Flottenbau, einen Verzicht auf die beiden Divisionen in Korea, die auf die Dauer doch nicht entbehrt werden können, ja sogar ein Abstehen von einer werbenden Unternehmung ersten Ranges, dem Umbau der Haupteisenbahnen auf eine wirklich leistungsfähige Normalspur. Mit diesem Umbau-Entwurf mußte auch das hervorragende Organisationstalent seines Urhebers, Baron Goto, zurücktreten. Aber der Rat der alten Staatsmänner, der wie der Senat des alten Rom in seiner besten Zeit die große Linie der Entwicklung im Auge behält und nur ihr Tempo den in Wirklichkeit an festen Drähten tanzenden Marionetten eines Parteiministeriums scheinbar überläßt, wird wohl dafür sorgen, daß der Staat nicht dauernd Schaden leidet. Wenigstens scheint er an dem neuen Kabinettswechsel im Spätherbst 1912 stark beteiligt zu sein. Groß genug wären ja auch die zurzeit innerhalb eines sparsameren Budgetrahmens zu leistenden Aufgaben: die Fortführung der Kolonisation in den Außenprovinzen, der Ausbau der Hochseefischerei und vor allem die „Verdauung" von Korea, ohne daß sich dort der gefahrdrohende Raubbau einniste, den die starke Hand des erprobten Organisators Terauchi fernzuhalten strebt. Aber eine Großmacht an so ausgesetzter Stelle, mit Nachbarn, deren wehrloser Reichtum so sehr zum Raub herausfordert, wie China, Siam und das niederländische Kolonialreich und anderen Nachbarn, die bereite Hände nach solchem Raube ausstrecken, darf sich mit einer negativen Finanzpolitik doch nur ein vorübergehendes Ausspannen gönnen, im Vertrauen auf die noch vorhandene Überlegenheit seines Menschenmaterials und die Gunst seiner Lage, die den möglichen Gegnern lange, kraftverzehrende Wege zuschiebt. Und nach diesem Ausruhen wird wieder eine Anspannung nötig sein, für die mindestens der landwirtschaftliche Mittelstand in längerem Rennen nur mehr die Menschenkräfte geben kann, nicht mehr die wirtschaftlichen, die finanziellen! Sind die anderen Hände bis dahin bereit, für das Fehlende einzutreten?

Erst die nächstwichtige Frage nach dieser vordringlichsten von allen scheint zu sein: Sind die Grenzen der Reisernährung (auch vom Standpunkte der Rassenleistung betrachtet), die Grenzen der wirtschaftlich lohnenden Reiserzeugung innerhalb des Reiches erreicht oder sind sie einer Erweiterung fähig? Hat die Landwirtschaft überhaupt noch entwicklungsfähige Gebiete und Möglichkeiten einer Produktionssteigerung? vielleicht wenn Teile der Bevölkerung zu einer Änderung in der Lebensweise übergingen? Welche Naturwirtschaftsgebiete und Rohprodukte könnten ergänzend herangezogen werden, und welche Wechselwirtschaft ließe sich zwischen ihnen und dem Haupt-Ernährungsbetrieb herstellen, wie er sich etwa zwischen Fischerei und Landwirtschaft in tausendjähriger Erfahrung (z. B. durch die Fischdüngung) herausgebildet hat.

Die Reisfrage ist von allen die wichtigste und schwierigste. Man setzt in roher Rechnung für den Kopf einen Reisverbrauch von einem Koku Reis im Jahre an. Die Bevölkerung wächst jetzt jährlich um eine schwache halbe Million; wenn die Vermehrung auf dieser Stufe bleibt, würde die Volkszahl noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf siebzig Millionen angewachsen sein. Die Reiserzeugung des Landes, gegenwärtig nahezu 50 Millionen Koku im Durchschnitt, ist, wenn überhaupt, bestenfalls auf 60 bis 65 Millionen zu steigern. Der Weizenverbrauch beträgt jetzt 20 Millionen Koku; bei zweimaliger Ernte im Jahr wäre der Ertrag leicht zu verdoppeln, wenn die günstige Rechnung der amtlichen Darstellungen richtig ist.

Der Reis — im Osten noch ausgesprochener das Hauptnahrungsmittel, als im Westen Körnerfrüchte und Fleisch zusammengenommen — steigt seit Jahren im Preise und ist vielleicht noch mehr als der Weizen Gegenstand des Spiels gewinnsüchtiger Spekulanten. Damit kommt eine bedenklich schwankende Größe in das Wirtschaftsleben, die obendrein nicht (wie die Volksnahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche des Westens) seit Jahrhunderten eine sinkende Preistendenz verfolgt. Einer solchen Wendung zum Guten steht nicht nur die klimatisch viel enger begrenzte Möglichkeit lohnenden Reisbaues entgegen, sondern auch die von Jahr zu Jahr mit dem sinkenden Geldwert und der teurer werdenden menschlichen Arbeit zunehmende Schwierigkeit, daß der Reisbau den Maschinenbetrieb viel mehr ausschließt, als der Körnerbau und viel höhere Anforderungen an menschliche Arbeitskraft unter ungünstigeren Arbeitsbedingungen stellt (ich erinnere nur an das stundenlange Waten und gebückte Stehen im Sumpf!). Dazu kommt noch der höhere Anspruch an Düngung und Bewässerung und endlich

die Gefahr, daß bei einer Mißernte in Japan der Fehlbetrag nicht ausreichend aus dem Überschuß der Welt-Reisernte gedeckt werden kann, selbst für hohes Angebot. Denn die Erhebungen des japanischen Finanzministeriums während der Reisklemme von 1912 haben gezeigt, daß die Ausfuhrvorräte der zunächst in Betracht kommenden Reisländer unter gewöhnlichen Umständen zwischen 15 und 20 Millionen Koku, also ein Drittel der ganzen japanischen Reiserzeugung betragen, nicht so viel wie der Unterschied zwischen einer guten und einer schlechten Ernte des Reiches. (Französisch-Indochina 4 bis 7, Siam ungefähr 5, Rangoon 15 bis 17 Millionen, Korea und Formosa ½ bis ¾ Millionen.) Die beiden zuletzt genannten Erträge hofft man allerdings in absehbarer Zeit verzehnfachen zu können.

Nun ist zweifellos richtig, was ein amerikanischer Konsular-Bericht aus Yokohama feststellt, daß der Krieg nicht ohne Einfluß auf die Lebensweise der Japaner geblieben ist. Aber auch vor dem Kriege schon waren Stimmen laut geworden, die eine größere Mannigfaltigkeit in der Ernährung befürworteten und auf die physiologischen Nachteile der ausschließlichen Reisernährung, vor allem auf den Zusammenhang zwischen ihr und der Beri-Beri-Krankheit (japanisch kakke) hinwiesen. Der Bericht sagt: „Der Japaner lebte früher ausschließlich von Fisch und den einheimischen Nährpflanzen, hat aber nun auch Fleisch, Brot und Kartoffeln in seinen Speisezettel aufgenommen. Die Leute in der Front wurden oft mit Büchsenfleisch und amerikanischen Biskuits versorgt, und dies brachte eine Geschmacksänderung hervor, die sich als dauernd erwiesen hat. Die Folge war ein gesteigertes Verlangen nach Konserven aller Art, selbst nach kondensierter Milch und Butter. Außerdem kleidet sich der japanische Arbeiter seit dem Kriege mit Vorliebe europäisch, und der Konsul hat die Entdeckung gemacht, daß die so gekleideten Leute leichter Arbeit finden, als solche, die an der japanischen Tracht festhalten. Gewisse Fabriken und Geschäftshäuser schreiben jetzt die europäische Tracht für die Angestellten geradezu vor. (Wie leider auch der Staat für seine Beamten!) Der Gebrauch von wollenen Kleidungsstücken ist seit dem mandschurischen Kriege ebenfalls beträchtlich gewachsen." Ähnliche Wahrnehmungen habe ich mit Bedauern auch selbst gemacht, so z. B. in den Offizierkasinos den Übergang von einem vortrefflichen, elegant angerichteten japanischen Essen zu einem sehr mittelmäßig zubereiteten und weit weniger geschmackvoll aufgetragenen sogenannten europäischen, von zierlichen, tadellos sauber gehaltenen Eßstäbchen zu altmodischem, rostigem Besteck mit angesehen. Aber zum Glück beschränken sich diese Fortschritte noch auf einzelne offizielle Kreise und auf die Handels- und Industrie-Städte. In der überwiegenden Masse des Volkes, vor allem

im täglichen Leben der Familien haben sie noch keinen Boden fassen können, so sehr außer den geschäftlich daran interessierten Kreisen auch die Missionen für eine Umgestaltung der Lebensführung Propaganda machen, deren Gebäude und Einrichtungen auf geschmackvolle Menschen ja eigentlich mehr abschreckend gegen westliche Gebräuche wirken müßten, wie z. B. in der Missions-Massensommerfrische Karuizawa. Die Masse hängt doch noch so fest an ihren alten Sitten und auch an der hergebrachten Ernährungsweise, daß sie trotz aller Reklame nicht nur ungewohnte Nahrungsmittel mißtrauisch zurückweist, sondern sogar den ausländischen Reis, für den in der Presse die Werbetrommel gerührt wird und der in unentgeltlichen Proben verteilt wird. Der japanische Reiskonsument macht sogar zwischen den inländischen Erzeugnissen sehr große Qualitäts-Unterschiede, die für den Ausländer kaum wahrnehmbar sind. Nur im Notfalle entschließt sich also der Japaner zum Konsum ausländischer Sorten, obgleich der Rangoon-Reis um ein Viertel billiger ist, als der inländische dritter Güte, weil er von halbverhungerten Madrassis unter Existenzbedingungen erzeugt und verarbeitet wird, mit denen nicht einmal der japanische Bauer, trotz seiner gewiß bescheidenen Lebensführung, den Wettbewerb aushalten kann.

In einer Zeit, in der auch wir unser starkes Staatsgefüge dazu benützen wollen, durch Staatseinrichtungen den Einzelnen vor der rücksichtslosesten Ausbeutung wirtschaftlicher Konjunkturen zu schützen (Petroleum-Frage!), ist es für uns interessant und mag uns in diesem Streben bestärken, zu beobachten, wie schnell in Japan angesichts der emporschnellenden Reispreise die Forderung nach einem Reismonopol aufstieg, und zwar sowohl von rechts als von links, obwohl diese Maßregel so einschneidend wirken würde, wie etwa bei uns ein kombiniertes Fleisch- und Mehl-Monopol. Die Regierung hat allerdings den Gedanken nicht aufgegriffen, sondern die Reisnot offiziell mit einer vorübergehenden Knappheit der Bestände erklärt. Der Monopolgedanke liegt aber in Japan besonders nahe, wo bis zum Sturze der Feudalherrschaften alle Lehensträger ihr Einkommen in Reis bezogen und wo schon einmal durch Marquis Matsukata als Finanzminister der Versuch gemacht worden war, den Verkauf ausländischen Reises zu monopolisieren, allerdings ohne Erfolg. Die öffentliche Meinung legte die hohen Preise zum Teil den Organisationen der Händler, den Reishändlergilden, zur Last; aber man hatte es in Tokyo von 1887 bis 1897 mit freiem Wettbewerb und offener Konkurrenz versucht und sehr schlechte Erfahrungen damit gemacht, insofern, als die Qualität zerstört worden war; daraufhin wurde eine Neuregelung der Gilde herbeigeführt, die nun befriedigender arbeiten soll. Im übrigen drückt sich eben in den gesteigerten Reispreisen auch die allgemeine Steigerung der Lebens-

haltung und ihrer Kosten aus, die nicht nur der städtischen Bevölkerung, sondern auch der ländlichen die Schrauben anlegt, um so mehr, als der landwirtschaftliche Kredit, wie überhaupt der Kredit der kleinen Leute in ganz Ostasien, mit Zwischengewinnen arbeitet, die uns die Haare zu Berge stehen lassen, und die für unsere Anschauungen unter den Begriff der schlimmsten Bewucherung fallen. Rechnet man ja doch für das in solchen Geschäften umlaufende Kapital mit einer Verzinsung im Monat, die wir in einem Jahre für angemessen halten.

Steigende Steuern, emporschnellende Kosten der Lebenshaltung, Knappheit der Haupternährungsmittel des Volkes: diese Mißstände sind also kein Monopol der angelsächsischen oder kontinentaleuropäischen Staaten, sondern starren den Staatsmännern des fernen Ostens ebenso drohend ins Gesicht. Überdies verfügt man dort nicht über dieselben Kapitalsreserven und hat in Japan noch die besondere Sorge, daß die Volksernährung auf viel weniger breiten Anbauflächen ruht als anderwärts, deshalb viel leichter aus dem Gleichgewicht kommt. Ein weiterer Nachteil liegt darin, daß eine Reihe von geographischen Eigentümlichkeiten, von denen schon die Rede war, und von Volksgewohnheiten, die sich ihnen angepaßt haben, unvorherzusehende Wertvernichtungen und Krediterschütterungen herbeiführen, mit denen Länder ohne Erdbeben, Taifune, periodische Überschwemmungen und häufige Großstadtbrände nicht zu rechnen haben. Auf Feuerschäden von über 40 Millionen in einer einzigen Stadt (wie bei dem großen Brande von Osaka von 1910), überhaupt mit einer so unheimlichen Steigerung der Brandfälle, daß die Schadenersatzsumme sich in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt hat, braucht sich doch die mitteleuropäische Volkswirtschaft nicht einzurichten; ebensowenig wie darauf, daß fast alljährlich die Hauptverkehrslinien durch Taifune und Hochwasser unterbrochen werden.

Die produktive Kraft von Japan wurde zu Ende der Meiji-Periode auf einen Wert von 6,1 Milliarden Mark geschätzt, wovon 4 Milliarden auf die Landwirtschaft fielen. Von diesem gewaltigen Anteil der Landwirtschaft kommen aber für die Ausfuhr fast nur die ungefähr 300 Millionen Mark der Rohseidenerzeugung in Betracht, die ihren Absatz vorwiegend in Amerika und Südwesteuropa findet; unter den Seidenlieferanten des Welthandels steht Japan mit drei Achteln der Gesamtseidenausfuhr an erster Stelle. Nächst den Einnahmen für Seide hat das Reich dann noch mittelbar und unmittelbar Anteil an den Ausfuhrgewinnen der mandschurischen Bohne; aber damit sind die Einnahmequellen im großen durch Export landwirtschaftlicher Produkte im wesentlichen erschöpft, denn alles übrige, d. h. der Löwenanteil, wird im Lande selbst verzehrt. Da das Reich immer noch vorwiegend

Bauernland ist, bedeutet ein solches Verhältnis nichts anderes, als daß der Unterschied, die passive Bilanz, eben durch Mehrarbeit und schlechte Lebenshaltung so lange gedeckt werden muß, bis es Werte erzeugt, die das Ausland mit Gold aufwiegt, oder bis es sich zum autonomen Wirtschaftsgebiet entwickelt hat.

Schon im Bereiche der Land- und Forstwirtschaft wäre Rohmaterial für eine solche Steigerung der Produktion vorhanden, und die Wege zu seiner Ausnützung sind bereits beschritten. Über die Frage, ob die landwirtschaftliche Bebauungsfläche noch wesentlich erweitert werden kann, sind die Meinungen geteilt: in den alten Kulturprovinzen hat man entschieden den Eindruck, daß alles den Reisbau lohnende Land schon ausgenützt ist, und daß alle Anstrengungen zu raffinierterer Ausbeutung, zur Flurbereinigung und zur Hebung der landwirtschaftlichen Bildung daran nicht viel ändern werden, zum mindesten nicht so viel, daß die inländische Reiserzeugung mit dem Bevölkerungswachstum Schritt halten könnte. Anders steht es aber mit der Verwertung der landwirtschaftlich vernachlässigten Flächen im Innern der Hauptinseln, im Hokkaido und auf Sachalin, vor allem der Hochmoore, Heiden (hara) und Waldlandschaften. Niemand, der das Land bereist oder gar zu Fuß durchwandert, wird sich dem Eindruck entziehen können, daß die Intensität der darauf verwendeten Arbeit da, wo nicht mehr Reis oder Tee oder wenigstens eine gartenartige Pflanzenpflege gedeiht, meist plötzlich abfällt oder ganz ausläßt. Tagelang kann man im Innern Gegenden von entzückender Wildheit und Unberührtheit durchziehen, die sogar ohne große Gefährdung ihres landschaftlichen Reizes eine blühende Viehzucht tragen könnten. Tausendjährige, auf religiöse Anschauung gegründete Sitte hat bisher davon abgehalten, aber das bedeutet einen Luxus heutzutage, wo man vom Kampf um Ellenbogenbreite, vom Zwang zur Auswanderung im selben Lande redet. Denn auch in Mitteleuropa ließe man wohl gerne Landstrecken von der Größe kleiner Fürstentümer allenthalben als Naturschutzparke bestehen, von blühender Heide und unberührtem Urwald bedeckt, mit dichten Azaleenbüschen, wilden Lilien und Iris geschmückt, denn niemand wird in Abrede stellen, daß sie mehr Schönheit und Lebensfreude um sich verbreiten, als Jungviehweiden mit verwüstetem Baumwuchs und die allzu früh umgetriebene Balkenfabrik des ordentlichen modernen Forstes. Hier muß aber leider vom Nutzen die Rede sein. . . .

73 %, also fast drei Viertel des alten Reiches (ohne Formosa, Sachalin und Korea), sind dem Waldboden überlassen, davon verdienen etwa 60 % den Namen Wald und gehören zur größeren Hälfte dem Staate, zu einem Zehntel etwa der Krone, sowie Gemeinden und Tempeln, zu einem Viertel privaten Eigentümern. Die alten Feudal-

herren waren im großen und ganzen strenge und gute Waldschützer, wie überall sonst, und pflegten von 1603 bis 1867 eine wohlgeordnete Forstwirtschaft im ganzen Reich. Dann kam eine gefährliche Zeit, in der nicht nur schöne alte Daimyo-Burgen als Steinbrüche verwendet, sondern auch der Wald sinnlos abgeholzt wurde, wo nicht Transportschwierigkeiten das Walderbe schützten; aber gerade noch rechtzeitig, um dem Schlimmsten vorzubeugen, erkannte die neue Regierung die Gefahr: der Kaiser rettete durch persönliches Eingreifen das Daimyo-Schloß von Hikone vor der Vernichtung durch seine übereifrigen Diener, und der Waldverwüstung wurde durch eine Forstschutzgesetzgebung nach deutschem Muster Einhalt getan (1882 und 1899), die Neupflanzungen, Zusammenlegungen und eine wohlgeordnete Forstorganisation im Gefolge hatte. Zum Dank erlebte man nach einigen mageren Jahren eine schnelle Steigerung der Forsteinkünfte, die aber erst am Anfang einer vielversprechenden Entwicklung stehen.

Es ist ziemlich verlässig berechnet worden, daß, sobald erst die Forstorganisation völlig durchgeführt sein wird, der heimische Holzbedarf mit ungefähr einem Fünftel des jährlichen Umtriebes gedeckt werden könnte, so daß fast vier Fünftel für die Ausfuhr blieben. Wenn es auch noch gute Wege bis zu einer Waldrente von 1500 Millionen Mark haben wird, die sich Professor Kano als Höchstertrag errechnet hat, so ist es doch sicher, daß die gegenwärtige von etwa 200 Millionen Mark wesentlich gehoben werden kann, namentlich wenn man bedenkt, daß die meisten japanischen Holzarten, Ceder, Cypresse, Paulownia und andere sich zur kunstgewerblichen Verwendung eignen, daß die Nachbarmächte China, Rußland und Amerika schauderhaften Raubbau mit ihren Waldbeständen treiben, und daß auch die Nachfrage nach minder wertvollem Holz infolge der Eisenbahn, Uferschutz- und Hafenbauten, des zunehmenden Bedarfes der chemischen und Papierindustrie fortwährend steigt. Aber das ist Zukunftsmusik, deren Herannahen wohl scharfe Sinne vernehmen, Entwicklungen, die weitschauende Unternehmer in Rechnung stellen und verwerten können, die aber vorläufig der großen Menge noch nicht wahrnehmbar sind. Was sich aber dieser großen Menge unliebsam aufdrängt, ist die einer hoffnungsvollen Entwicklung vorausgeeilte, durch die schweren Lasten der Großmachtstellung noch drückender gemachte Schwierigkeit der Lebenshaltung sowie die Überfüllung der lohnenden und vorwärts führenden Berufe.

Wir haben schon einmal eine Tabelle gebracht, in der die japanische Zeitung Nippon das tägliche Einkommen eines Haushalts in den sieben aufstrebenden Weltmächten zusammengetragen hatte, bei der England mit 9 Mark an der Spitze, Japan mit 1,40 Mark am Ende stand. Solche

Unterschiede können durch Landessitte und Verschiedenheit der Bedürfnisse, unter anderem durch Wegfallen des enormen Aufwandes für Heizung in nordischen Ländern, für die südlichen bis zu einem gewissen Grade gemildert werden, aber die Welt ist zu klein geworden, der Austausch der Kulturgüter und der Kulturerfahrung zu intensiv, als daß solche Niveau-Differenz so unfühlbar bleiben könnte wie in früheren Zeiten. Deshalb finden wir auch in unseren Tagen in allen aufstrebenden Ländern die gleichen Klagen und verwandte soziale Übelstände; einige Welterfahrung, auf Augenschein gegründet, muß mit Verwunderung wahrnehmen, wie so Viele in dem felsenfesten Glauben leben können, daß nur gerade ihre Regierung den armen Arbeitern tückischerweise hier das Brot und Fleisch, dort den Reis und seine Zutaten verteure und die harmlosesten Genüsse, wie Tabak und Alkohol, mit Steuern belaste. Als ob nicht genau dieselbe Klage, wie in Deutschland, in Kalifornien und Japan, an der Themse und am Yangtse zum Himmel stiege! Über Arbeitslosigkeit hier und Mangel an wirklich leistungsfähigen, tüchtigen Männern dort, Landflucht und Überfüllung der Großstädte ertönt in Ostasien genau dieselbe Klage. Zu Ende des 19. Jahrhunderts betrug die Bevölkerung von Tokyo 1½ Millionen, und im ganzen Reiche wohnten 13 % der Menschen in Städten, 87 % in Dörfern und auf dem Lande. Zehn Jahre später hatte die erste Großstadt des Reiches 2 200 000 Einwohner, eine Vermehrung von 52 %, während sich die übrige Bevölkerung nur um 14 % vermehrt hatte und bereits zu 18 % in Städten, nur mehr zu 82 % auf dem Lande lebte. Nicht so gedrängt wie in Paris oder Berlin, aber doch viel enger als in Groß-London oder Groß-Newyork sitzen die Menschen in Tokyo aufeinander, und schon hat auch das östliche Inselreich den Weg beschritten, der unaufhaltsam die Erzeuger der Nahrung verringert und ihre Verzehrer vermehrt. In den zwei Jahrzehnten um die Jahrhundertwende ist die Reisernte um 20 %, die Menschenernte um 28 % gestiegen, und zum Ausgleich hat das Reich schon für 40 bis 60 Millionen Nahrungszufuhr nötig. Wenn in London etwa 30 % der Bevölkerung in einem beständigen Zustande von Dürftigkeit leben, so behaupten Kenner von Tokyo, daß dieses Zahlenverhältnis dort nicht besser sei und mit ihm das Problem der Arbeitslosigkeit und der Armutstuberkulose.

Was führt die armen Motten in das Licht der erbarmungslosen Großstadt, die doch draußen im Dunkel ihrer Provinzstädte und der schützenden Heimatsdörfer zu leben hatten? Vielfach ist es Bildungshunger, zum Teil die Eitelkeit der Familien, die hoffen, gerade ihre Sprossen würden aus dem gebildeten Proletariat emportauchen; und

daher kommt es auch, daß im Bereich der Gehirnarbeiter das Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage noch viel schroffer klafft, als auf dem Gebiete der Handarbeit.

Eine verbreitete Selbsttäuschung läßt weithin den Glanz und die bewegte Außenseite des hauptstädtischen Lebens überschätzen. Unweise Zentralisationsbestrebungen haben diesen Zug unterstützt und in der Meiji-Ära das starke und gesunde Sonderleben der Provinz zum zweifelhaften Nutzen von Tokyo und zum sicheren Schaden des Landes untergraben, ähnlich wie in Frankreich. In der Zeit, in der sich dieser Umschwung vollzog, sind die Preise für die wichtigsten Nahrungsmittel wie folgt gestiegen: Reis um 23 %, Salz um 38 % Shoyu (Bohnensauce) um 24 %, Zucker um 17 %, Fleisch um 14 % (hier wirkte der Weltmarkt ausgleichend), Sake (Reiswein, das Nationalgetränk) um 25 %, Daikon (eine Art Rübe, das beliebteste Tsukemono, Zuspeise zum Reis) um 30 %. Im gleichen Verhältnis schnellte alles übrige empor, so z. B. das Leuchtöl um 16 %. Vollends gegenüber den Lebensverhältnissen in der Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts haben sich die Preise der Nahrungsmittel und Löhne durchgehend vervierfacht, seit dem Anfang der Meiji-Ära haben sich die auf einer Familie lastenden Steuern versechsfacht. Kein Wunder, daß sich manche Anhänger der „guten alten Zeit" diesem Umschwung nicht so schnell anpassen konnten und, von ihren neuen Lasten wund gedrückt, die ketzerische Frage aufwerfen, ob denn durch diesen gesteigerten Aufwand wirklich das größere Glück der größeren Zahl gewährleistet werde. Aber wie sie auch danach auslugen mögen, die gute alte Zeit kehrt nicht wieder; dem gesteigerten Aufwand der neuen hat man sich gern anbequemt und schilt nun über seine Kosten. Der Krieg, mit den besten Kräften des Bauern- und Feudalstaates gewonnen, hat eben dessen Rahmen auf immer auseinandergedrängt: die jetzige Lage des Reiches fordert mehr von ihnen als sie leisten können. Müßten sie allein diese Stellung doch noch geraume Zeit aufrecht erhalten, so zehren sie vom Kapital ihres Bestandes und werden sich mit unheimlicher Schnelligkeit zersetzen.

Aber zersetzen wird Alt-Japan auch, und zwar vielleicht den besten Teil seiner ererbten Werte zuerst, der Handels- und Industrie-Staat, der in wenigen Jahren zum Tragen der Lasten einspringen muß, wenn nicht Zusammenbruch oder Zurückgleiten eintreten soll; und trotz der vollen Erkenntnis dieser Gefahr rufen die Besten des Landes die gefährlichen Kräfte zu Hilfe, die der Umwelt angepaßt und von ihr entlehnt, allein ihr gegenüber weiter helfen können. Sie tun es, selbst um den Preis, die Eigentümlichkeiten ihrer Heimat zu opfern, die sie am tiefsten lieben, um ihrem Volke nur, koste es, was es wolle, sein nationales Sonderleben in die fernste Zukunft hinüberzuretten. Das ist der heroische tragische Zug, der mit so vielen menschlichen Schwächen bei der Schöpfung Neu-Japans versöhnt, diese Selbstopferung, mit der die Erben der alten Samurai die Steigerung der werbenden Kräfte suchen, die ihr eigentlichstes Wesen zerstört. Die Mehrzahl des Volkes wird ihnen dabei folgen wie bisher, auch da, wo sie den alten Gesellschaftsbau vernichten müssen. Freilich trat die festgefügte und opferbereite japanische Kriegeraristokratie unter viel günstigeren Vorzeichen aus dem stillen Altwasser in die Wirbel der Erneuerung, als ein Menschenalter später China, wo der Acheron auf den Appell an seine Bewegung ganz anders damm- und uferlos emporschäumt; und eine in zwei Jahrtausenden niemals gerissene Staatsüberlieferung durfte sie mit Recht mit einem geschichtlich begründeten Vertrauen erfüllen in den assimilierenden und doch das Beste seiner Eigenart bewahrenden Genius ihres Volkes.

VI. Die Steigerung der werbenden Kräfte.

„Sŭteru kami areba,
tasŭkeru kami mo aru." | „Götter, die uns verlassen, gibt es,
aber rettende Götter auch."
Japanischer Spruch.

Nicht leichten Herzens steuern die leitenden Männer das Reich zu den neuen Ufern; es ist mehr ein vorsichtiges Aufkreuzen, als ein Herangehen mit vollen Segeln. Manchen notwendigen Ruck am Ruder lassen sie sich halb widerwillig abdrängen, eher als daß sie auf dem neuen Wege willig die Fahrt beschleunigten.

„Worauf müssen sich Japans Zukunftshoffnungen gründen?" Die Frage stellte der Chuo Koron zur Diskussion und sammelte die Antworten in einer Sonderausgabe. Es ist bezeichnend, wie in den zwanzig Antworten bedeutender Federn fast unlöslich materielle und immaterielle Erwägungen miteinander verquickt werden mußten. Dr. Fukuda Tokuzo möchte Japan als Bauernstaat erhalten, wie auch Soeda Juichi, der nur die japanische Landwirtschaft in befriedigendem Zustande findet; aber beide sind darin einig, daß die Großmacht-Zukunft nur erhalten werden kann, wenn man Handel und Industrie auf die gleiche Stufe bringt. Sawayanagi fordert dazu eine gesteigerte allgemeine Erziehung nach deutscher Art, aber auf mehr naturwissenschaftlicher Grundlage. Baron Oura weist darauf hin, was der Staat seinen kleinen Landleuten, seinem wahren Rückgrat, schuldig sei, und sieht hier den Schwerpunkt seiner Aufgaben, aber auch seiner Zukunftsaussichten. Baron Goto leitet seine Ansichten von der insularen Lage des Reiches ab, er will den Schwerpunkt auf Seemacht und Seegeltung durch eine starke Marine und eine blühende Transportindustrie gelegt sehen.

Was dieser Gedankenaustausch an Erkenntnis außerhalb des materiellen Gebietes für uns birgt, mit dem haben wir uns im vierten Kapitel auseinanderzusetzen versucht; auf greifbarem, wirtschaftlichem Boden zeigt er uns fast gerade so unversöhnlich auseinanderstrebende Gegensätze, wie sie in unserem eigenen Vaterlande bestehen; nur ist die Erkenntnis, wieviel man dem Bauernstande schuldet, dort weiter verbreitet und tiefer gewurzelt. Daß man ihn trotz und neben der unvermeidlichen Industrialisierung möglichst unverändert erhalten möchte, ist begreiflich. Ob man es aber können wird, ist mehr als

zweifelhaft. Aber die bloße Tatsache, daß man in Japan in weiten und zum Teil in entscheidenden Kreisen klar erkennt, wie sehr diese Industrialisierung des Landes für den größten Teil seiner Bevölkerung in der gesamten Lebenshaltung nicht ein Fortschreiten, sondern ein Heruntersteigen von einer ethisch höheren und glücklicheren sozialen Stufe bedeutet, vermittelt vielleicht eine weitere Einsicht, die dem Japan von heute möglicherweise doch das Durchschreiten der englischen Entwicklungsstufen von 1790 bis 1840 ersparen könnte, — welchen unerfreulichen Weg ihm der Sozialreformer Webb in seiner Schrift „Social crisis in Japan" als unvermeidlich prophezeit. Diese Skizze, eine japanische Erwiderung darauf von Shuimasa Idditti und eine Arbeit von Dr. Yokoi Tokiyoshi: Eine Lanze für bessere Bauernerziehung (Kyoiku jiron, Auszug in Japan weekly mail 20. IV. 1912) werfen, zusammengehalten, das beste Licht auf die entscheidende Stelle. Wie sehr sie sonst in ihrem Urteil voneinander abweichen mögen, gehen sie doch darin einig: das ländliche Japan gibt uns ein Bild der Kleinkultur und des Kleinbetriebes in sozialer Vollendung. In keinem Lande Europas oder Amerikas ist ein so großer Volksteil in der Lage, sein eigener Herr zu sein, einen gerechten Anteil an den Produktionsmitteln zu besitzen, des Nutzens seiner Arbeit, des Eigentums in eigenen kleinen Häusern froh zu werden, an den angestammten Familienaltären zu beten und im weitesten Maß von den Früchten der eigenen Arbeit zu leben: „the proprietary state" mit der Familiengruppe als wirtschaftlicher Einheit. Also eigentlich ein menschliches, ethisches und soziales Ideal. Begreiflich ist es nur, daß der Engländer, dessen Volk es unwiderbringlich verloren hat, auch bei dem fremden Volke, wo es noch besteht, die Notwendigkeit seines Unterganges zu sehen glaubt und hervorhebt, der Japaner dagegen erwägt, wieviel denn von diesem Glück, dessen man sich doch noch in vorletzter Stunde bewußt zu werden scheint, unbedingt geopfert werden müsse, um den Überschuß an Menschen unterzubringen, den das verteilte Paradies nicht mehr ernähren kann, und die Rüstung zu erhalten, die es brauchte, als es die bloße Ferne seiner Weltlage nicht mehr zu schützen vermochte. Wir haben gesehen, daß der Bauernstaat den Zuwachs an Aufwand, den diese Bereitschaft fordert, nicht mehr leisten kann. Er vermag nur mehr Menschenüberschuß abzugeben, und dieser Menschenüberschuß ist natürlich die Vorbedingung zur Erschließung weiterer werbender Kräfte. Ob aber die einzige dem Osten zu Gebot stehende — mit welchem trügerischen Trost sich ein Teil der im Besitz bedrohten Großindustriemächte abfinden möchte —, das wollen wir nicht ohne weitere Untersuchung annehmen.

Es ist eine gewagte Behauptung, wenn der Autor eines sonst gehaltvollen Artikels über die Wiedergeburt Asiens (in den Dokumenten des

Fortschritts, Oktober 1912) allzu zusammenfassend sagt: „daß die wirtschaftliche Entwicklung Asiens . . . in keiner Beziehung die europäische überflügelt oder in absehbarer Zeit zu überflügeln verspricht. Die gelbe Gefahr, wie man sie gerade im wirtschaftlichen Konkurrenzkampfe der asiatischen Nationen zu befürchten vorgab, ist illusorisch, denn die asiatischen Industriestaaten haben gegenüber den europäischen nur e i n e scheinbar günstige Produktionsbedingung: die niedrigen Arbeitslöhne. Aber diese sind mit der niederen Leistungsfähigkeit des asiatischen Arbeiters eben in enger Wechselbeziehung, seine Arbeit ist eine weniger produktive, als die der hochqualifizierten und hochbezahlten Arbeiterschaft Europas. Insoweit sich die Verhältnisse Asiens später einmal trotz der verderblichen Frauen- und Kinderarbeit bessern werden, muß auch ein Steigen der Arbeitslöhne und damit wieder Wegfall dieser einzigen scheinbaren Überlegenheit erwartet werden. . . . Japan hat seine Arbeitslöhne in den letzten Jahren allerdings wesentlich erhöht, auch hat sich hier ein Anfang gewerkschaftlicher und politischer Organisation der Arbeiterklasse bemerkbar gemacht. Immer aber überwiegt noch die Kinder- und Frauenarbeit die des erwachsenen japanischen Mannes, und die daraus resultierende schwere Gefährdung der Rassengesundheit ist vielleicht der dunkelste Punkt in der voraussichtlichen Weiterentwicklung des östlichen Inselreiches."

Ähnliche Behauptungen über die den niederen Löhnen entsprechende geringere Leistungsfähigkeit hat Dernburg in seinen Vorträgen nach immerhin flüchtigen Eindrücken aufgestellt. Ob aber nicht, selbstverständlich unbewußt, politische Gegensätzlichkeit das Urteil des oben angeführten Artikels mit bilden half, entscheide man nach folgender Stelle: „. . . auch die anderen fortschrittlichen Spezialbewegungen Europas haben kaum einen gefährlicheren Feind als den auf religiöse Gesichtspunkte und feudale Tradition zurückgehenden, leidenschaftlichen Nationalismus der Japaner."

Nur e i n e günstige, eigentlich nur scheinbar günstige Produktionsbedingung gesteht man also den asiatischen Industriestaaten gegenüber den europäischen zu, die niederen Arbeitslöhne. Aber rechnet man denn ein einheitliches geschlossenes Wirtschaftsgebiet, das von den subtropischen zu den subarktischen Ländern reicht und nahezu alles im Volkshaushalt erforderliche in sich hervorbringen kann, rechnet man ferner den Besitz weiter, fast jungfräulich unberührter und doch weder ungesunder noch unfruchtbarer Landstrecken nicht unter die günstigen Produktionsbedingungen? Wer in Europa besitzt denn ähnliches, nicht in weit entfernten Kolonien, sondern dicht vor der eigenen Türe? Gehört dazu nicht auch ein Klima wie das japanische, nicht weichlich genug, die Rasse zu erschlaffen, aber doch mild genug, gegenüber den Hauptarbeitsländern Millionenwerte an Arbeits- und Materialaufwand für Heizung und massiven Wohnbau zu sparen, und mit seiner Regelmäßigkeit und Fülle der Niederschläge so reich an Wasserkräften, daß sich der Sieg der weißen über die schwarze Kohle zu allererst in ihm vollenden könnte? Billige Wasserfracht zwischen allen wichtigen Arbeits- und Erzeugungsstätten, ein völlig abgeschlossenes und beherrschtes Binnenmeer, die Fülle der über das Land gleichmäßig verteilten Wasserläufe kommen noch hinzu. Schließlich darf ein unterscheidender Zug in der geistigen Veranlagung der zukünftigen japanischen Arbeiterschaft nicht unterschätzt werden: die zweifellos größere Genügsamkeit in bezug auf grobe und kostspielige Lebensgenüsse, die Fähigkeit, mit dem geringsten Kostenaufwand Feste zu feiern, überhaupt der verfeinerte Geschmack in der Wahl zugleich billigerer und edlerer Arten des Vergnügens, bedingt durch eine viel tiefer in die untersten Volksschichten hinabreichende künstlerische Kultur, die selbstverständlich auch nicht ohne Einfluß auf die Qualität namentlich edlerer Arbeitserzeugnisse bleiben kann.

Zunächst freilich war und bleibt noch geraume Zeit die rohe Arbeit zu leisten, der grobe Grund zu legen, bevor sich eine Veredelungsindustrie aus den vorhandenen Anlagen entwickeln kann, — wenn man dafür sorgt, daß in der Zwischenzeit die künstlerische Tradition nicht reißt! Für diese unvermeidliche Vorarbeit mag der brutale Maßstab des Wegschaffens von Kohlensäcken gelten, mit dem Dernburg die Überlegenheit des europäischen Arbeiters dauernd zu begründen vermeint. Wir möchten es eher für das Glück der Inselleute halten, daß sie nicht so viele Kohlensäcke zu schleppen brauchen werden, um doch am Ende glücklicher zu sein. Dazu wird ihnen die günstige Beschaffenheit ihres Landes mit seinen Schätzen an weißer Kohle helfen — und nicht minder das, was sie sich hoffentlich aus zweitausendjähriger Kulturleistung ihrer Rasse bewahren werden, trotz der Überrumpelung durch den wilden Kampf unseres Wirtschaftslebens.

Prüfen wir aber vorurteilslos die Möglichkeiten einer Steigerung der werbenden Kräfte durch Industrieentwicklung, ohne das überschätzende Schlagwort von der gelben Gefahr oder den unterschätzenden Rassenhochmut und die Wahnvorstellung von der dauernden Rückständigkeit der asiatischen Mächte mitreden zu lassen. Wenn manche aus der Billigkeit der Arbeit eher einen Vorwurf als einen Vorzug schmieden wollen, sollte man sie daran erinnern, daß es auch von Deutschland noch vor einem Menschenalter hieß: billig und schlecht! Wir sitzen in dieser wie in so vielen anderen Beziehungen mit Japan auf einer Bank, daß wir allen Grund hätten, aneinander das Gute zu sehen und den Mantel der Nachsicht über den Revers der Medaille zu breiten.

Einen beträchtlichen Vorsprung freilich hat unsere Schwerindustrie und wird ihn wohl behalten: er ist begründet in der unleugbaren Begrenztheit der Bodenschätze Altjapans, dem allerdings nun in Sachalin und Korea zwei damit reich gesegnete Gebiete ergänzend angegliedert worden sind. Freilich: Eisen und Kohle zusammen finden sich nur im japanischen Kolonialgebiet, an der Bahnstrecke Seoul—Antung—Mukden in stattlichen Mengen aufgeschlossen, vielleicht auch noch in den Nordinseln; das Stammland aber leidet an Eisennot. Die japanische Kohle ist meist Braunkohle, von geringem Gehalt und mangelhafterem Sparwert, als z. B. die chinesische, findet aber, dank Japans geographischer Lage, doch in den letzten Jahren stattlichen Absatz an fremde Schiffahrt. Neuen Forschungen zufolge verfügen die Chikuzen-Kohlenfelder noch über etwa 400 Millionen Tonnen; da man für die Miike- und Hizen-Felder das gleiche rechnen kann, hätte man auf der Insel Kyushu allein einen Vorrat von etwa 1200 Millionen Tonnen, der also bei einem Verbrauche von 12 Millionen Tonnen im Jahr für 100 Jahre ausreichen würde. Weitere Vorräte finden sich in den Lagern von Hokkaido, von Sachalin, von Fushun und sonst in dem japanischen Interessengebiete der Mandschurei; aber alles das ist unbedeutend gegenüber den Kohlenreserven, über die Deutschland und England oder gar Amerika noch verfügen.

Dabei tritt in den Wettbewerb auch der Kohlenreichtum des benachbarten China ein, dessen Bestand der japanischen Kohle in jeder Beziehung überlegen ist (bessere Qualität, größerer Nutzwert, weniger Rückstände, geringere Rauchentwicklung). Schon jetzt arbeiten japanische Werke mit langfristigen Lieferungsverträgen auf Yangtse-Kohle.

Die Eisenerzvorräte Japans sind ganz unzulänglich und würden niemals allein für den Bedarf der einheimischen Eisenindustrie ausreichen. Die Erzeinfuhr aus China ist jetzt schon beträchtlich und wird in Zukunft rasch steigen; die einzige Hoffnung auf ausreichende Funde, die eine Grundlage für erfolgreichen Wettbewerb in unserer Zeit bieten könnten, wird noch in bezug auf Korea und Sachalin gehegt — abgesehen von Aussichten, die eine Umwandlung von Interessensphären in Kolonialland bringen könnte. Die Kupferlager Japans sind reich, aber der niedrige Kupferpreis hält zahlreiche Gruben zwischen Leben und Sterben. Immerhin sind noch wesentliche Verbesserungen in der Gewinnung denkbar; und Japan steht in der Kupfererzeugung der Welt fest auf eigenen Füßen, was namentlich für die Entwicklung seiner elektrischen Anlagen wichtig ist. Die Golddecke ist, besonders für ein Land mit Goldwährung, viel zu kurz, und Hoffnungen auf Funde bestehen kaum mehr für Altjapan, eher noch für Formosa (?) und für Korea. Der Petroleumertrag ist im Wachsen und deckt zurzeit etwa ein Drittel des Bedarfes. Die erste Begeisterung über die Ölindustrie in Echigo

ist verraucht, denn die Gewinnungskosten waren über Erwarten hoch. Die stellenweise überraschend ausgiebigen Ölquellen im Hokkaido und namentlich auf Sachalin bedürfen erst noch der richtigen Ausbeutung und vermöchten wohl das Reich von der amerikanischen Einfuhr unabhängig zu machen.

Die beste natürliche Mitgift für eine große industrielle Zukunft, die das Land besitzt, ist seine weiße Kohle; und wenn es jemals eine große Industriemacht werden will, um die Hypotheken zurückzuzahlen, die es für eine solche Zukunft auf seine Landwirtschaft gehäuft hat, wird es lernen müssen, noch weit besseren Gebrauch von seinem Wasserreichtum zu machen, und zwar auch von den mächtigen regelmäßigen Regenfällen, auf die man im Frühsommer und September bestimmt rechnen kann. Nur dann könnte planmäßige, großzügige Ausnützung der Wasserkräfte zur Elektrizitätsgewinnung aller Not an motorischer Energie abhelfen. Jede der Inseln hat stattliche Gebirgszüge als Rückgrat, deren Höhe allen Flüssen im Oberlauf ausreichendes Gefälle sichert, und deren Gliederung Stauanlagen begünstigt, die den störenden Folgen der wechselnden Wassermengen abhelfen können. Von den 855 nennenswerten Wasserläufen des Reiches sind 123 vorläufig noch eine beständige Quelle schwerer Kosten durch ihre Wasserfülle in den Regenzeiten, während der von den übrigen 732 gestiftete Schaden wenigstens die Zinsen einer Million jährlich nicht überschreitet; schon das wäre Anlaß genug, die 132 Hauptsünder durch andere Verbauung und Ausnützung zu bessern. Die Wasserkraft der Flüsse allein reicht aber dennoch für den Bedarf großer elektrischer Anlagen nicht aus, ohne geräumige, aber leicht herstellbare, weil zum Teil schon von der Natur vorgezeichnete Staubecken, wegen des außerordentlich veränderlichen Wasserstandes der Flüsse und ihrer Wasserarmut in der trockenen Jahreszeit. In Mexiko haben japanische und englische Unternehmer zusammen vorbildliche Anlagen dieser Art mit großen, durchhaltenden Staubecken geschaffen. Wenn Japan derartige Vorbilder auf heimische Verhältnisse übertragen wollte, so könnte wohl eine ganz neue Bahn industrieller Entwicklung eröffnet werden, und zwar eine Bahn, die an alte Überlieferungen mühelos anzuknüpfen wäre, denn die Japaner sind wahre Künstler im Flußverbauen, in Damm- und Bewässerungsarbeiten: hier könnten also nationale Tradition, ererbte Handfertigkeit und moderne Technik sich zusammenschließen und nationaler Besitz an Arbeitsmethoden zur Gewinnung elektrischer Kraft fruchtbar gemacht werden.

Möglichst frühzeitige Elektrisierung der Betriebsmittel ist aber gerade für Japan eine entscheidende Frage, denn der nationale Genius findet ein wesensverwandtes Arbeitsgebiet weit weniger in schwerer

Massenindustrie, als in einem der Eigenart des Einzelnen mehr Spielraum lassenden Werkstättenbetrieb. Die Kohle versklavt die geschickten, vielseitigen Hände des Künstler-Arbeiters; die Werkstätte mit elektrischer Hilfskraft befreit sie wieder und könnte die entscheidende Hilfe für das japanische Kunsthandwerk und die in ihm ruhenden fast unbegrenzten Möglichkeiten neuen künstlerischen Daseinsschmuckes für Hausgerät und Innendekoration werden. Auf diesem Gebiete hat Japan der Welt einzigartige Schätze zu geben, und zwar nicht nur solche, die der Vergangenheit entstammen (Antiquitäten, sogenannte „curios"), sondern Schöpfungen einer gerade noch lebendigen kunstgewerblichen Tradition. Freilich bin ich auf den Einwand gefaßt: aber diese Tradition stammt ja aus China, sie ist gar nicht original! wogegen man einwenden muß, daß sie dort eben an vielen Stellen hoffnungslos verloren und verwüstet ist, da, wo sie noch lebt, aber viel schlimmer gefährdet als in Japan, wo sie eben doch bis zum heutigen Tage bewahrt worden ist, wenn auch zum Teil entartet. Haben wir uns denn je besonnen, die griechische Kultur über Ostrom und Italien durch die Renaissance für uns retten zu lassen? Wären wir Italien dankbarer gewesen, wenn es uns statt mit den Blüten der Renaissancekultur auch mit Kohlensäcken und Dampfmaschinen beschenkt hätte? Mit Dingen also, die uns auch andere, weniger begünstigte Länder liefern konnten? Wenn die Welt darauf besteht, Japan dauernd auf Grob- und Schwerindustrie zu verweisen, begeht sie genau dieselbe Selbstplünderung wie jemand, der aus Rebenhügeln Kartoffeläcker macht.

Aber nicht nur auf diesem edleren Gebiete kann von der weißen Kohle Hilfe und Befreiung kommen; sie ist auch wahrscheinlich allein fähig, die verfahrene (im neunten Kapitel im Zusammenhang behandelte) Frage der Eisenbahnanlagen auf den Stamminseln in Ordnung zu bringen. Denn die einzige Großmacht, die eine völlige Elektrisierung ihrer Bahnen, wenigstens auf den Inseln, ohne klimatische, technische und militärische Bedenken wagen könnte, wäre Japan. Nun besteht freilich auch hier die Gefahr, daß die Privatunternehmung Hand auf die günstigsten Gelegenheiten legt. In der Mitte des Jahres 1911 hatte Japan 65 Wasserkraftanlagen zur Elektrizitätsgewinnung, die bei einem investierten Kapital von etwa 32 Millionen Mark eine Roheinnahme von 7 Millionen, eine Reineinnahme von 2½ Millionen lieferten und ungefähr 38 000 K. W. Elektrische Kraftanlagen überhaupt (Dampfbetriebe, Wasserkraftbetriebe und gemischte) gab es 154 mit einem investierten Kapital von etwa 334 Millionen Mark, einer Roheinnahme von 71 und einer Reineinnahme von 28 Millionen Mark. Danach wäre der Durchschnittsgewinn der zweifellos vielfach schlecht verwalteten Gesellschaften und Unternehmungen immerhin 7,6 %. Die Regierung rechnet in ihren Zusammenstellungen für die Erzeugung von 1 K. W. ein Kapital von 423 Yen (846 Mark). In den Vereinigten Staaten soll der Kapitalaufwand für 1 K. W. bei gut ausgenützten Wasserkräften bis auf 80 Mark sinken, was eigentlich unwahrscheinlich klingt. In Italien, mit seiner Japan vielfach ähnlichen Bodengestaltung, rechnet man 800 Mark bei Dampfkraft, 280 bis 290 Mark bei Wasserkraft.

Eine mächtige Bewegung für die Verstaatlichung der Wasserkräfte zur Gewinnung von Elektrizität hat zurzeit ungünstige Bedingungen, weil die Mittel zur Durchführung ihrer Pläne nur durch weitere, augenblicklich schwer erreichbare Anleihen zu erlangen wären. Die Berechtigung solcher Pläne liegt auf der Hand, nicht nur weil möglichst billige elektrische Kraft eine entscheidende Vorbedingung für die dauernde Konkurrenzfähigkeit des Landes, und zwar gerade der besten Eigenart seiner Arbeit ist, sondern auch, weil im Zusammenhang mit solchem planmäßigen Ausbau der Wasserkraftanlagen eine Einschränkung der Wasserschäden Hand in Hand gehen könnte, die jährlich zwischen 40 und 120 Millionen Mark betragen (wobei in Betracht gezogen werden muß, daß nur die ganz schweren Schäden, die nicht Gemeinden und Gilden selbst ausbessern können, zur allgemeinen Kenntnis gelangen).

Wenn, trotz ihrer Verwertung an einzelnen Stellen, mit dem ungenützten Wegströmenlassen der weißen Kohle die größte Verschwendung mit vorhandenen Naturkräften getrieben wird, so ist es doch nicht die einzige. Die überaus zahlreichen chemisch wirksamen Wasser und Heilquellen, die an den Küsten sowie in den vulkanischen Binnenlandschaften gehäuften Möglichkeiten für chemische Industrien sind gleichfalls erst zum allergeringsten Teile erschlossen. Nächst den Schätzen, die man so ungenützt im Lande liegen oder aus ihm weglaufen läßt, könnten vielleicht solche dem Bedürfnis abhelfen, die zwar gehoben werden, sich aber wohl besser verwerten ließen: die Früchte des Fleißes, die dem Boden in so emsiger Arbeit als zwei- und dreifache Ernte abgewonnen werden.

Von landwirtschaftlichen Erzeugnissen für die Ausfuhr, an die allenfalls industrielle Veredelungsarbeit anknüpfen könnte, kommen in Betracht, abgesehen von den durch Eroberung in japanische Hand gekommenen Weltstapelgütern Kampfer (Formosa) und Bohnen (Mandschurei), Seide und Baumwolle, Häute und Wolle. Aber die beiden letzten Artikel werden von Altjapan für den eigenen, obwohl mäßigen Verbrauch in ganz unzureichenden Mengen hervorgebracht; und was die Nordinseln und die Festlandprovinzen allenfalls über den eigenen Bedarf hinaus leisten könnten, wird also dahin abfließen. Außerdem drückt der überwältigende nordchinesische und sibirische Export. Seide war lange Zeit ein Haupt-Ausfuhrgegenstand, aber wie die europäische

Lackindustrie die Absatzgebiete der japanischen stark beschränkte, so wird nun für die Seide das gleiche von dem wachsenden chinesischen Wettbewerb und von der Vervollkommnung der Kunstseide befürchtet. An sich wäre die japanische Seidenindustrie, die zum großen Teil noch auf Heimarbeit und Handbetrieb beruht und mit den primitivsten Vorrichtungen arbeitet, noch großer Verbesserungen fähig. Es mutet wie ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit im Welthaushalt an, daß die hohe Entwicklung der chemischen Industrie, deren vielseitige Verwendungen für die mandschurischen Bohnen und Bohnenöle den Wert des Festlandbesitzes so plötzlich steigen und die Renten der mandschurischen Bahnen wachsen ließ, gleichzeitig die Seide und das ebenfalls mit dem Schwert gewonnene Kampfermonopol bedroht.

Baumwolle erzeugt das Land nicht annähernd genug für den Bedarf der eigenen Spinnereien, und es hängt deshalb von der Roherzeugung Amerikas, Chinas und Indiens ab. Zukunftshoffnungen werden an Baumwollpflanzungen in Korea geknüpft, um so mehr, als die Entwicklung der eigenen Baumwollspinnerei Chinas und die englische Industriepolitik die früheren Rohstoffzuflüsse beschränken. Hemmend wirkt ferner der Umstand, daß Japans Arbeiterbevölkerung den Arbeitsbedingungen entwächst, unter denen die niedersten Schichten der indischen und südchinesischen noch lange zwischen Hungertod und Hungerlohn dahin vegetieren werden. Nicht zuletzt dadurch erklärt sich auch, warum die indische Spinnerei, trotz Freihandel und sonstiger Behinderung, rascher fortschreitet, als die geschützte japanische. So hungern wie der Madrassi, in Lumpen gehen und zu Tausenden auf dem Raum eines mäßigen deutschen Bauerngehöftes unter mörderisch unhygienischen Verhältnissen leben und zur Erfrischung in Fabrikabfallwasser übelster Art baden — das kann eben kein anderer Mensch. Indisches Fabrikarbeiterleben habe ich mit Schaudern selbst gesehen, und der Pinsel Höllen-Breughels schien mir daneben harmlose Bilder gezeichnet zu haben. Das aber wäre die Konkurrenz, neben der ein Durchschnittsarbeiter Mitteleuropas auf offenem Weltmarkte zu bestehen hätte, wenn sich auf sein eigenes Geschrei danach die Zollschranken bedingungslos auf Gegenseitigkeit öffneten. Die Fortexistenz der japanischen Spinnerei hängt davon ab, ob sie sich, abgesehen vom heimischen, den ostasiatischen Markt weiterhin erobern oder doch das im ersten Ansturm dort eroberte Terrain behaupten kann. Trotz dieser unsicheren Lage des Marktes mehren sich die Klagen über unbedachte Neugründungen. Gleichzeitig wird aber auch darüber geklagt, daß die Nachfrage nach dem japanischen Mittelgut darunter leide, daß die billigste Massenware immer noch billiger von China und Indien, die Qualitätsware aber immer noch besser von England geliefert werde, besonders daß der feinere chinesische Geschmack sich an die englischen Marken halte.

Ähnliches Zurückweichen läßt sich bei aller japanischen Schleuderware beobachten, die im ersten Anprall, dank ihrer Billigkeit, so mächtig an Boden auf dem ostasiatischen Markt zu gewinnen schien, ob sie nun Bier oder Zündhölzer, Hüte oder Spielzeug oder Perlen imitierend hervorbrachte. Für den Weg vom Unsoliden zum Gediegenen fehlte eben vor allem die aus dem Gründungssumpf heraushelfende Stütze nachhaltender Kapitalreserven.

Die japanische Finanzpolitik ist in der Meiji-Ära lange Zeit bewußt an der oberen Grenze der Leistungsfähigkeit von den klugen leitenden Greisen entlang gesteuert worden — leidenschaftslos, wie sie es selbst waren, mit einziger Ausnahme eines tiefen, stillen, vom Standpunkt des Einzelnen selbstlos wirkenden Willens zur Macht für den geliebten Staat. Seine Machtmittel waren das einzige, an dem ihre harte, zähe Bauernsparsamkeit nicht sparen ließ. Aber wenn die Russen ihre schwimmenden Streitkräfte anders zu verwenden gewußt hätten, wäre in der Japansee kein Schiff zu viel und sicher auf dem Festlande kein Soldat zu viel gewesen. Die japanischen Führer waren die letzten, sich darüber zu täuschen, wie man im Kriege zuletzt mit wahren Kulissen von Improvisationen hatte arbeiten müssen, wie oft Feldbäcker und zusammengeraffte Etappenleute kilometerweit an entscheidenden Stellen in der Feuerlinie gestanden hatten. Warum große russische Truppenkörper diese Schleier respektierten, das steht auf anderen Blättern und verringert nicht das Verdienst derer, die an den letzten Mann appelliert und mit ihm gewonnen haben; Tatsache bleibt, daß der Appell eben doch zuweilen an ihn ergangen ist, und daß also auch hier keiner zu viel war.

Vorwürfe gegen die japanische Finanzpolitik dürften auch wohl gerechterweise nicht auf die Zeit vor dem Frieden von Portsmouth gegründet werden; die meisten Tadler sehen das auch ein. Bis dahin wird man weit eher bewundern dürfen, wie viel mit so kargen Mitteln geleistet wurde, wie unabhängig sich das arme Land von fremdem Gelde zu halten verstand; auch noch während des Krieges ist manche Unterlassung, die man einer zu vorsichtigen Heeresleitung in die Schuhe schob, nichts anderes gewesen, als eine verzweifelte, mit Zähneknirschen ertragene Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Geldmarktes, von dem man sich abhängig fühlte, den man nicht der leisesten Verstimmung, dem kleinsten Rückschlag aussetzen durfte, weil sonst vielleicht die nächste Anleihe unerschwinglich teuer geworden wäre.

Es ist überhaupt schwer verständlich, warum das aufstrebende Inselreich so wenig von dem hat, was man bei Einzelnen Personalkredit

nennt, warum man jetzt noch einem zukunftsreichen Volke einen Kredit nur zögernd gewähren will, den man doch dem in allen Fugen krachenden Rußland, den man Italien in seinen schlimmsten Jahren nie zu verweigern gedachte. Gerade Italien gibt den japanischen Finanzpolitikern fortwährend Stoff zum Vergleichen. Italien stand nach seinen Einigungskämpfen tief erschöpft da, ohne Staatsbahnen, ohne einen so ausgedehnten staatlichen Grundbesitz, ohne solche „Wertgegenstände" wie Formosa, Korea und die südmandschurische Bahn, aber „im Besitz" von 2½ Milliarden Lire Schulden, die es in rascher Folge bis 1871 auf 5¾, 1880 auf 10 und 1892 auf 12 Milliarden Lire steigerte. Dann kam 1893 die große Sanierungsaktion Sonninos, die einem Teil der japanischen Kritiker zurzeit als Ideal vorschwebt, dessen Lorbeeren den Bankier-Finanzminister Yamamoto des Saionji-Kabinetts nicht schlafen ließen.

In seiner letzten Stunde scheint nun das liberale Parteikabinett mit den alten Staatsmännern (deren politische Tätigkeit in den letzten Monaten die Japan mail als „quite phenomenal" bezeichnet) zu einem Kompromiß gelangt zu sein, das ein großes Verdienst seiner maßgebenden Mitglieder bedeutet, wenn es den Kabinettswechsel überlebt. Seine Richtlinien sind:

1. Öffentliche Arbeiten der verschiedensten Art ganz aufzugeben oder zu verschieben; 2. keine Anleihen mehr aufzunehmen; 3. so weit als möglich Staatsunternehmungen privaten Gesellschaften zu übertragen; 4. für Ausbau und Verbesserungen der Eisenbahnen nur deren eigenen Ertrag zu verwenden; 5. den Betrag der ausgegebenen Schatzscheine einzuschränken; 6. die Verwendung importierter Waren für öffentliche Arbeiten streng zu vermeiden; 7. alle Überschüsse zur Bildung von drei Fonds zu verwenden, die der Forstwirtschaft, der ersten Hilfe bei nationalen Katastrophen und dem Erziehungswesen dienen sollen; 8. den Betrag der im Auslande gehaltenen Goldreserve einer schärferen Kontrolle zu unterwerfen.

Diese Maßregeln des inzwischen gefallenen Ministeriums würden eine Ersparnis von einigen 30 Millionen Yen gesichert und die Ermäßigung der drückendsten Steuern im nächsten Jahre ermöglicht haben. Unter diesen Steuern sollte sich die Einkommensteuer und die Geschäftssteuer befinden. Sieben lange Jahre nach dem Friedensschluß hat das Volk geduldig die schwere Last der Kriegssteuern weiter getragen. Wieviel Entbehrung und Sorge, welche Last für den einzelnen dieser Druck bedeutet hat, wird man kaum jemals außer Landes richtig abschätzen können, aber er hat auch zweifellos die industrielle Entwicklung im ganzen Lande unterbunden, und wenn ich Beweggründe von Staatsmännern in Japan richtig beurteilen gelernt habe, so ist es weit mehr der letztere Grund als der erstere, der nun eine teilweise Umkehr herbeiführt.

Der Umschwung in der italienischen Finanzgeschichte mag Japan in seiner momentanen Geldklemme zum Trost gereichen, denn es handelt sich tatsächlich um verwandte Leiden und die Möglichkeit ihrer Heilung durch ähnliche Abhilfen: Zurückstellung aller nur wünschenswerten, nicht unerläßlichen Ausgaben auf bessere Zeiten, die für Japan noch sicherer kommen werden, als sie für Italien gekommen sind. Wenn auch zurzeit einer ungefähren Besteuerung des Einkommens von etwa 17 % in Italien eine solche von 21 % in Japan gegenübersteht, und wenn auch eine Steuerentwicklung von einigen 140 Millionen Mark (1893) zum Fünffachen mit 820 Millionen Mark (1911) keine Kleinigkeit ist, so stehen doch in Japan ganz andere Werte im Staatsbesitz den italienischen aus der kritischen Zeit gegenüber, so daß sich noch eine viel stärkere Belastung mit Hypotheken, als die bis jetzt vollzogene rechtfertigen ließe. Was für die italienische Finanzgeschichte der französische Geldmarkt und seine politischen Verstimmungen bedeuteten, das war eben für Japan die ausschließliche Herrschaft des angelsächsischen Kapitals; und wenn die jetzt eingeleitete Einführung des französischen in größerem Umfang gelingt, dann wird sich unter dem Druck der Konkurrenz schnell die erste Besserung zeigen.

Anzeichen einer solchen Besserung könnten in dem Steigen von Versicherungs- und Industrie-Werten, vor allem den Dividenden der Textilwerke gesehen werden, wenn nicht leichtsinniges Ausschütten von Dividenden zu den Sünden junger Industriestaaten, im besonderen von Japan gehörte. Erst das gefestigte Geschäft weiß die soliden Rücklagen zu schätzen; zu einer so gediegenen Auffassung fehlt aber im fernen Osten noch viel. Immerhin werden zuerst solche Erwerbszweige zur Blüte gelangen, die wie Textilindustrie und Seetransportgeschäft ihren Hauptvorteil aus der immer noch billigeren menschlichen Arbeit und den günstigen Wasserkräften und Wasserwegen ziehen.

Aber wir haben die billige japanische Arbeit schon China und Indien gegenüber fast im gleichen Abstand im Nachteil gesehen, den sie zu ihrem Vorteil Angelsachsen und Kontinentaleuropäern gegenüber ausnützen konnte. Und schon stehen neben dürftigen Anfängen einer Arbeiterschutzgesetzgebung berechtigte weitere Forderungen, die nicht nur die Arbeit verteuern, sondern auch in absehbarer Zeit der jetzt noch landläufigen geringen Schätzung des einzelnen Menschenlebens Einhalt tun werden und eine bessere, aber auch kostspielige Sorgfalt für die Gesunderhaltung der Arbeitskräfte erzwingen.

Geringe Bewertung und leichtsinniger Einsatz von einzelnen Menschenleben im Dienste von Großbetrieben des Staates haben wir als Ergebnis geographischer und geschichtlicher Bedingungen schon kennen gelernt; wie sehr aber auch private Großbetriebe von dieser Auffassung Nutzen ziehen, die ein Recht auf Opfer des Einzelnen zu-

gunsten höherer Dividenden nicht geltend machen können, geht unter anderem daraus hervor, daß in Japan im Kohlenbergbau unter 2381 tödlich verlaufenen Unfällen zwischen 1905 und 1909 volle 1209, also 58,5 %, als Folge von Explosionen eintraten, in England unter 5789 nur 419, also 7,3 %, in Deutschland unter 5729 nur 589, also 10,3 %. Ebenso sind die enormen Menschenverluste, die den Erwerb zur See begleiten, nicht nur den gefährlichen Meeren, der zerstörenden Gewalt der Taifune*) und dem Wagemut der kleinen Fahrzeuge zur Last zu legen, sondern auch der bisher üblichen, aber bereits angefochtenen Gleichgültigkeit, mit der man im Interesse der Handelsentwicklung lebensmüde Segler aus altholländer Tagen und gebrechliche Dampfergreise auf gefährlichen Wasserpfaden unbehelligt verkehren ließ. Ebenso ist über die unhaltbaren Zustände in den Arbeitsräumen verschiedener Industrien und der Heimarbeit (z. B. bei der Seidenerzeugung) kein Wort zu verlieren; sie stehen anerkanntermaßen auf denselben Blättern, wie seinerzeit die Lebenshaltung der schlesischen Weber und müssen innerhalb einer Generation gründlich geändert werden, wenn nicht die beteiligten Bevölkerungsschichten für lange Zeit physisch ruiniert werden sollen. Der Vorteil der billigen Arbeitskraft wird also der japanischen Industrie kaum länger als Vorspann dienen können, als er seinerzeit England gegenüber der deutschen zu Gebote stand; und man weiß auch in Japan ganz genau, daß die Zeit drängt, bessere Grundlagen für den Wettbewerb zu schaffen. Die führenden Männer kennen auch ihr Volk gut genug, um zu wissen, daß es mit seinem als Erbe der Vergangenheit hoch entwickelten sozialen Empfinden dem Raubbau von Handel und Industrie an seinem Menschenüberschuß nur so lange ertragen wird, als es davon überzeugt ist, daß diese beiden für seine wirtschaftliche Unabhängigkeit notwendigen Übel nicht anders auf die Beine gebracht werden können. Von dem Augenblick an, wo diese Überzeugung ins Wanken gerät, wird auch das Land in seinem praktischen Arbeiterschutz vielleicht weiter gehen, als viele andere, und zwar in einmütigem Zusammenwirken von links und rechts. Denn so schroff man sich auch vor Jahr und Tag mit dem vom Westen importierten theoretischen Sozialismus auseinandergesetzt hat, das gegenseitige Verantwortlichkeitsgefühl von Herrschenden und Beherrschten, die Überzeugung, daß

*) Die Gefahren der Taifune hat übrigens der vorzügliche Sturmwarnungsdienst von Ostasien sehr gemildert, der eine der verdienstvollsten Schöpfungen des Jesuitenordens ist; was man auch sonst von seiner Tätigkeit halten möge, es ist gewiß, daß er dadurch allein Hunderttausende von Menschenleben gerettet hat, denn auf den von der Jesuitensternwarte Shikawei bei Shanghai geschaffenen Grundlagen beruht alles, was später in Japan und den englischen Kolonien von Amts wegen geschehen ist.

sowohl oben als unten Verpflichtung den Rechten vorausgeht, ist in Japan ausgeprägter, als irgendwo anders.

Die jetzige und künftige Stellung Japans zu sozialistischen Ideen ist vielleicht am klarsten aus der öffentlichen Meinung über den großen Sozialistenprozeß von 1911 zu erkennen. Über die im Anschluß daran ergriffenen Regierungsmaßregeln hatten sich im Taiyo Leute geäußert wie Graf Hayashi, die Gelehrten Kawazu, Kanai, Miyake und Tanaka, ferner Inukai, Seki und andere Politiker; und es ist der Mühe wert, ihre Anschauungen kennen zu lernen, da es zurzeit kaum einen vieldeutigeren Begriff gibt, als gerade den des Staatssozialismus, um dessentwillen man unter demselben Breiten- und Längengrad der Erde hier gehängt und erschossen, dort zum allmächtigen Premierminister erhoben wird, in dessen Namen Bismarck im Jahre 1882 das Staatsrecht auf Eisenbahnen und Wasserwege proklamierte und von entgegengesetzter Seite Sabotage im Mobilmachungsfalle angekündigt wird. Der Premierminister Australiens sagt häufig von Amts wegen Dinge, die man in Japan nicht aussprechen darf, wenn man nicht wegen „schlechter Ideen" beseitigt werden will; und das kaiserliche Japan pflegt eine Reihe von Einrichtungen, die das königliche England als roten Kommunismus verschreien würde, wenn sie sein Schatzkanzler einführen wollte.

Unter so schwankenden Ergebnissen hebt sich aber dennoch die Gewißheit ab, die nicht aus einem, sondern aus vielen Experimenten stammt: daß sogar in der Weltmacht mit dem diszipliniertesten und zu solchen Versuchen willigsten Volke, unter Führern, die in der Mehrzahl so selbstlos waren, wie wir sie kaum irgendwo erhoffen können, eine Reihe von praktisch angestrebten staatssozialistischen Idealen sich als in der Weltwirtschaft von heute undurchführbar erwiesen haben. Wenn die westpazifische Küste heute überhaupt das soziologische Laboratorium der Erde ist, so zeigt sie weiter im Süden, daß ein vielgepriesener sozialistischer Erfolg (Australien) nicht zukünftigen Menschheitsidealen, sondern in der Gegenwart dem haarsträubenden wirtschaftlichen Egoismus einer kleinen Minderheit zugute kommt, während in der als extrem nationalistisch und rückständig verdächtigten jüngsten Großmacht in Wahrheit viel mehr allgemein menschliches Empfinden und soziales Pflichtgefühl lebendig wirksam ist. Die einfachste Probe darauf würde ein von Mitteln entblößter Einwanderer fremder Rasse machen, je nachdem er sich an die Küste des sozialistischen Australien oder des Kaiserreiches Japan verschlagen ließe. Auch das Verhalten der betreffenden Staatsangehörigen auf fremden Kriegsschauplätzen gibt eine Probe davon.

Mit einem Ausbau der Arbeiter-Schutzgesetzgebung droht freilich der Konkurrenzfähigkeit der so jungen japanischen Industrie eine Ein-

buße, noch ehe sie diese Eigenschaft eigentlich erlangt hat. Aber diese Konkurrenzfähigkeit, wie auch der so heiß umstrittene „direkte Handel" muß und wird trotzdem kommen, vielleicht schon im Laufe der nächsten Ära, wenn sie ihren Namen Taisho Ehre macht und das, was sie von ihren Vätern und dem Westen geerbt hat, erworben haben wird, um es zu besitzen. Beide werden dann wohl von der billigen Arbeit angebahnt worden sein, aber wirklich errungen und durchgeführt von der auf neue Wege geleiteten, aber als Erbgut vorhandenen Qualitätsarbeit, vereinigt mit den harten und zähen Bauerntugenden. Die Leute, die darauf hinweisen, daß der Durchschnitt der mitteleuropäischen Tagelöhner so viel mehr Kohlensäcke schleppen kann, daß der englische Textilarbeiter den vierfachen Wert erzeugt, müssen doch zugeben, daß der einfachste, von westlichen Methoden unberührte japanische Zimmermann unendlich viel feinere und reinere Arbeit macht als sein westlicher Berufsgenosse, so daß man nach der Heimkehr aus Ostasien kaum mehr das Holzwerk unserer Häuser ansehen kann, ohne die plumpe Roheit der Arbeit, besonders die unreinen Linien der Kanten, schmerzlich zu empfinden. Ein Volk, das eine solche Keramik besitzt, das für seinen eigenen Alltagsgebrauch so wunderbare Dinge hervorgebracht hat, wie seine Brokate und seine Bronzen, das hat nicht nur die Hände, sondern auch die Köpfe und die Augen darin, um mit allem, was Menschenhände leisten können, die Konkurrenz aufzunehmen, sobald es sich nur wieder auf sich selbst und auf seine Sonderart und Eigenwerte besonnen hat: denn mit diesen, nicht mit Kopierarbeit muß es zu Felde ziehen, wenn es Andere aus dem Felde schlagen will, und nicht mit Schleuderware, sondern mit veredelter Erzeugung wird es diesen Sieg einmal davontragen. Man kann es ruhig aussprechen: die größte Gefahr, die der japanischen Industrie oder vielmehr ihrem besten Teil, dem oeuvre des japanischen Volksgeistes jemals gedroht hat, war der elende, rohe Geschmack der Mehrheit seiner auswärtigen Kunden und fremden Besucher. Von ihnen hat der Japaner die Afterweisheit gelernt, die man später mit so hohem Lehrgeld bezahlen muß, daß die schlechten Waren sich leichter verkaufen, als die guten. Vor seiner „Erschließung" hatte das Land eigentlich nur zwei Käuferkreise: einen mit hochentwickeltem Geschmack, für den das Beste gerade gut genug war, und der bei Künstlern und Kunsthandwerkern unter persönlicher Fühlung und gegenseitiger Anregung arbeiten ließ; und die Masse des Volkes, die wenigstens einen natürlichen Instinkt für echtes, wesensgerecht verarbeitetes Material und gute, schlichte Gebrauchsformen hatte und unbewußt an die wohlfeilen Geräte für den Alltagsgebrauch keine geringen künstlerischen Anforderungen stellte. Die Freude des amerikanischen und europäischen Mittelstandes an Kitschware, die nach

mehr aussieht, als sie ist, war so gut wie unbekannt; auch in der Wohnungskultur galt der Grundsatz: „wenig, aber gut", und jedes Ding wollte in seiner Art so vollendet sein, als das Material es zuließ. Der Stand künstlerischer Lebenskultur, den wir mühsam künstlich wieder bei uns herbeizuführen, sozusagen zu galvanisieren versuchen, ging dort so weit, daß jeder Ort stolz darauf war, ein Eigenerzeugnis, das man im ganzen Reiche kannte, für sich allein zu haben; diese „Spezialitäten", die aber wenig mit den üblichen „Reiseandenken" gemein haben, pflegte man von der Reise mit heimzubringen und mit Stolz aufzubewahren. Es sind Dinge von wunderbarer Schönheit unter diesen „meibutsu", die der auch früher vielreisende Japaner als Mitbringsel mit nach Hause nehmen konnte; der flüchtig durchs Land eilende fremde Besucher bekommt sie aber kaum zu Gesicht, denn für ihn werden ganz andere Dinge angefertigt — Dinge, die der geschmackvolle Japaner für sich selbst niemals eines Blickes würdigen würde. Was der Fremde als meibutsu nach Hause verschiffen läßt, das ist leider meist schauderhafter Schund, nicht besser als der Trödel, den man zuweilen indische und afrikanische Fürsten aus dem Kulturgut Europas heimtragen sah. Wenn ich Landsleute unter der wenig uneigennützigen Assistenz von Fremdenführern ihre Einkäufe besorgen sah, mußte ich immer an den gußeisernen Rauchtisch übelster Sorte mit den Nippes aus dem Fünfzig-Pfennig-Bazar denken, den ich im Diwan eines indischen Fürsten als Prunkstück in der Mitte des Saales aufgestellt gesehen habe. Die gleiche Gefahr war aber für die japanische Kulturüberlieferung noch bedenklicher, als für die europäische, weil die Zurückhaltung guter Stücke des Kunstbesitzes vor der Öffentlichkeit überhaupt Landessitte ist, so daß mit jedem guten Muster, das von geschmackvollen Käufern außer Landes entführt wurde, mit jeder Werkstätte, die sich der Anfertigung von geschmackloser Dutzendware ergab, die gesamte Überlieferung weit mehr bedroht wurde und viel schneller riß, als im Westen.

Die schlimmste Gefahr bestand allerdings nur so lange, als der Staat mit seinen bestimmenden Einflüssen bedingungs- und urteilslos im Geleise einer westlichen Talmikultur dahinfuhr. Was in dieser Zeit an staatlichen Vorbildern, z. B. an öffentlichen Bauten verbrochen worden ist, was an Denkmälern hingestellt wurde, ist weit ärger als das ärgste, was man jemals in Deutschland in dieser Hinsicht gesündigt hat. Und dabei hätte die Bauleitung in der nationalen Überlieferung, vor allem an den weiten Tempelanlagen für Museen und weite Hof- und Hallenbauten geradezu einzige Vorbilder vor Augen gehabt, übersah sie aber geflissentlich und setzte nach mißverstandenen westlichen Mustern mitten in schöne altjapanische Tempelhaine solche von allem Stilgefühl

verlassene Gebäude, wie z. B. die Museen von Nara, Kyoto oder Uyeno. Die einzige Stadt, die meines Wissens den Mut gehabt hat, sich von europäischen Vorbildern abzuwenden, die Seidenstadt Hakata, besitzt infolgedessen an ihrem Provinzialmuseum ein Gebäude von originalem Reiz und großer architektonischer Schönheit, in dem die einheimischen Kunstschätze in einem ihnen angemessenen Rahmen weit besser zur Geltung kommen, als die an sich ja viel wertvolleren Kunstschätze der oben genannten großen Museen in den kahlen, stimmungslosen Sälen. Daß diese mehrstöckigen Steinbauten, wie vor allem das Uyeno-Museum, bei jedem Erdbeben Gefahr laufen, einzustürzen und unersetzliche Schätze unter sich begraben, nur nebenbei. Die modernen Erzdenkmäler aber werden von jedem Stein- und Bronzestück, das die gute Tradition mit so vollendetem Takt in Landschaft und Bäume hineinzusetzen wußte, beschämt und erschlagen. Es wird ein Geschlecht kommen, das einem Erdbeben in Tokyo dankbar sein wird, wenn es diese Arbeit in natura besorgt. Nebenbei gesagt, würde sich die japanische Nationaltracht, die friedliche sowohl als die kriegerische, vollendet zur Darstellung in Bronze, Stein und Holz eignen, das beweisen nicht nur klassische Kunstwerke aus der früheren Zeit, sondern auch die leider wenigen Beispiele aus der Meiji-Ära, die man dafür anführen kann, wie das Reiterstandbild des Kusunoki Masashige in Tokyo und das Denkmal für den Mongolenbesieger in Hakata. Aber die Zeit, wo der Staat grausam genug war, die ungünstige Erscheinung von großen Männern in europäischen Uniformen zu verewigen, die doch in ihrem Hauskleide ein Bild majestätischen Anstandes und vornehmer Anmut gewesen sind, nähert sich hoffentlich ihrem Ende, ebenso wie seine Zerstörung guter Nationaltradition durch überwiegend schlechte, bestenfalls handwerksmäßige westliche Vorbilder (wie z. B. die dort als einzige Muster aufgestellte Sammlung von westlichen „Hausgreueln" im Kunstgewerbe-Museum in Tokyo). Denn von der Wucht des Staatsvorbildes in Japan kann man sich in den individualistischen Staaten des Westens kaum eine zutreffende Vorstellung machen — und also auch nicht von dem Schaden oder Nutzen, den es stiften kann. Eng damit hängt deshalb auch die Bedeutung der Staatsbetriebe für die Steigerung der werbenden Kräfte zusammen.

Daß Japan staatliches Organisationstalent hat, und zwar mehr als der Durchschnitt der Völker, daß es auf diesem Gebiete gerade uns Deutschen eines Tages schwere Konkurrenz machen wird, das wissen wir aus seiner Geschichte und erkennen es aus der Riesenleistung seiner Staatsbetriebe im großen, der Gesamtverwaltung, dem Heere und der Marine, auch aus der Gewandtheit, mit der es in so kurzer Zeit unseren äußeren wirtschaftlichen Apparat, Bankwesen und Kreditgenossenschaften, Aktiengesellschaften und Verkehrstechnik übernommen hat. Dieses unbestreitbare Talent zum Zusammenfassen der Arbeit macht den reinen Staatsbetrieb, wie auch den ausschließlich geschäftlichen und kaufmännischen für alle von ihrem Wettbewerb Betroffenen gefährlich; es versagt aber merkwürdigerweise bis jetzt in fast beschämender Art auf allen gemischten Gebieten, wo beide zusammenarbeiten müßten, am schmerzlichsten da, wo der Staat als industrieller Unternehmer auftritt, wie bei seinem großen Stahlwerk Wakamatsu, während der Erfolg selten ausbleibt, wo er sich nur als stiller Teilhaber in den Hintergrund stellt, wie z. B. bei der Südmandschurischen Bahn oder der merkwürdigen Gründung Muroran. In diesem Unternehmen, bei dem der Staat eine sehr glückliche Hand gezeigt hat, schuf die weitschauende Eifersucht der englischen Waffenindustrie auf die kontinentale Konkurrenz sich selbst für lange Jahre ein Monopol auf die japanischen Marinelieferungen, aber auch Japan mit englischem Gelde ein musterhaftes Stahlwerk auf seiner Nordinsel, bei dem englisches Können unter japanischer Leitung und fast bedingungslos in seinen Diensten steht.

Unter den Lasten, die sich der Gesundung der japanischen Finanzen entgegentürmen, sind außer solchen allen Weltmächten gemeinsamen, wie den Opfern für die Aufrechterhaltung von Land- und Seemacht, noch einige besonderer Art, wie sie andere Mächte zum Teil nicht kennen: Kraft verzehrende Staatsbetriebe, wie vor allem das Riesenstahlwerk von Wakamatsu, der Umbau der Staatsbahnen auf den Inseln zu leistungsfähigerer Spurweite, auf Anleihen und Steuern gegründeter Aufwand für werbende Anlagen auf dem Festlandbesitz und im Überseeverkehr.

Die beiden zuletzt genannten Arten kostspieliger Unternehmungen sind an einschlägiger Stelle behandelt worden; bei ihnen handelt es sich um Ausgaben, die entweder noch aufgeschoben werden können oder die sich als zukunftsreiche Aufwendungen ansehen lassen. Das Regierungs-Stahlwerk darf aber nicht mehr lange vor der Entscheidung stehen, ob es kosten oder bringen soll, denn es ist jetzt ein fressender Besitz erster Ordnung, der in den letzten 16 Jahren 86 Millionen Mark verschlungen hat und 15 weitere in den nächsten drei Jahren verzehren dürfte. Selbst wenn der Jahresgewinn wirklich drei Millionen Mark erreichte, so ist das für ein Werk mit solcher Monopolstellung nicht viel, und es läßt sich verstehen, warum die Sanierungsbestrebungen sich so hartnäckig gerade mit diesem Unternehmen befassen und es in ein privates verwandeln wollen. Aber man versteht auch, daß der Staat zögert, sich eines so gewaltigen Machtmittels zu berauben: denn das Stahlwerk liegt unvergleichlich günstig inmitten der stark befestigten,

dem Festlande zugekehrten Wasserstraße von Shimonoseki, hat die Kohlenlager von Kyushu in Reichweite und die billige Wasserfracht für Erz aus den Eisenlagern von China und Korea; (es arbeitet zurzeit mit 60 % koreanischen Erzen, mit 30 % aus der chinesischen Taya-Mine und mit nur 10 % einheimischen). Kein Wunder, daß diesem seltsamen Zwitterding von Staatsnotwendigkeit und Staatsvoluptuar gegenüber die Entschlußfähigkeit der verantwortlichen Finanzmänner auf eine harte Probe gestellt wird, da sie ebenso wohl durch allzu zähes Festhalten, wie durch voreiliges Aufgeben den Tadel kommender Geschlechter auf sich ziehen können.

Die Gründung des Werkes von Muroran durch so geschicktes Ausspielen der Eifersucht europäischer Waffenindustrien gegeneinander, das Ausschlachten günstiger Kombinationen in Stapelartikeln des Welthandels, wie der rasche Griff nach dem Kampfer-Monopol von Formosa und der Ausnützung der mandschurischen Bohnen, das erfolgreiche Eindringen der Dampferlinien selbst in fast monopolisierte Gebiete, das alles sind Zeichen, daß eine kluge staatliche Rückenversteifung seinen sonst nicht so konkurrenzfähigen Privatunternehmern auf vielen Gebieten zu einem festen Stand verholfen hat, der zu Erfolgen oder doch zur Anbahnung von Erfolgen führte. Wenn z. B. die Rente der mandschurischen Bahn zunächst noch den Staat mit seiner Zinsengarantie durchfallen läßt, so zahlt sie einstweilen in politischer Macht.

Die politische Macht und der Grundsatz unbedingter Staatshoheit über alle für das staatliche Leben notwendigen Betriebe sind die beiden Schlüssel, die das Verständnis für viele sonst unverständliche Vorgänge in Neu-Japans Industrie und Handel erschließen und uns erkennen lassen, wie sehr das Volk hin- und hergerissen wird zwischen einer tiefgewurzelten Vorliebe für Staatssozialismus und Staatsbetriebe und der Erkenntnis, wie sehr ein freies Kräftespiel die wichtigste Feder im Triebwerk der westlichen Kultur ist. Charles Sale legt in seinem Vortrag „Some statistics of Japan" den Finger auf die Wunde: „Drei Jahrhunderte lang hat die Furcht vor auswärtigen Verwicklungen Japans auswärtige Politik entscheidend bestimmt. Das Bewußtsein der Stärke zu Land und zu Wasser könnte es jetzt vor der Besorgnis schützen, daß seine Rechte nicht genügend beachtet werden. Aber der alte feudale Geist, auf das Ziel einer selbstsicheren, in eigener Kraft begründeten Unabhängigkeit gerichtet, gleichviel wie teuer sie zu stehen kommt, hat sich seiner Macht auch im Gebiete des Handelsverkehrs wieder versichert, und jedes taugliche Mittel wird nun versucht, die gleiche Unabhängigkeit im wirtschaftlichen Sinne zu erringen. Daher die Politik, gewisse Industriezweige unter staatlicher Führung auf die Beine zu bringen. Mehr als ein Viertel der männlichen Arbeiter in großen Fabrikbetrieben stehen im unmittelbaren Staatsdienst. Aus denselben Gesichtspunkten empfangen andere Unternehmungen Staatsunterstützungen oder besondere Vorrechte, auf die ihr Erfolg sich gründet, und wieder andere verlangen und erhalten Zollschutz in weitem Umfange. Statistische Betrachtungen zeigen, welcher Aufwand von Begünstigungen auf einen verhältnismäßig kleinen Teil der Industriekreise gehäuft ist, auf Kosten der großen Menge der Steuerzahler. Derselbe Beweggrund ist durchsichtig erkennbar in den Beihilfen an Banken und Kaufleute zur Förderung des Außenhandels."

„So lange Industrie und Handel der Nation in ihrer Kindheit waren, mag sich diese Politik, in einem bescheidenen Umfang durchgeführt, empfohlen haben, als Beispiel und Ermutigung für private Unternehmung. In der Tat beweist auch die japanische Erfahrung auf dem Gebiete der Landwirtschaft, daß die Staatshilfe, wenn sie sich auf Großziehen und Ermutigen der Selbsthilfe beschränkt, einen sehr segensreichen Einfluß üben kann. Wenn sie aber darüber hinausgeht, schiebt sie sich zwischen den natürlichen Verlauf von Ursache und Wirkung, setzt sich über die Lebensfragen von Gewinn und Verlust hinweg und schafft unberechenbare Verhältnisse, einmal für die, welche die Kosten zu tragen haben, dann aber auch da, wo ungerechtfertigte Unterschiede durch die Subsidien geschaffen werden. Es ist lehrreich, hier auf die Meinungen zurückzukommen, die vor 30 Jahren jener überragende Geist niedergelegt hat, der die Bank von Japan organisierte, die Goldwährung einführte und die Grundlagen zu der finanziellen Stabilität legte, der Japan so viel von seinem Fortschritt verdankt. Über diese Verhältnisse sprach Marquis Matsukata im Jahre 1882: »Die natürliche Funktion einer Regierung ist vor allem, öffentliche Interessen zu schützen und der Allgemeinheit den Frieden zu erhalten. Die Regierung sollte nie versuchen, mit dem Volke auf gewissen Linien der Industrie oder des Handels zu konkurrieren. Durchaus natürlich fallen in die Sphäre der Regierungstätigkeit Erziehungs-, Rüstungs- oder innere Verwaltungsfragen, aber Angelegenheiten des Handels oder der Industrie mit dem letzten Ziele des Geldgewinnes fallen ebenso natürlich außerhalb dieser Sphäre. Tatsächlich kann in diesen Dingen eine Regierung niemals hoffen, die Gerissenheit, Voraussicht und Unternehmungslust von Männern zu erreichen, deren Tätigkeit durch die unmittelbaren Motive der Selbstsucht geleitet wird. Es ist deshalb immer das beste für die Regierung, keine unmittelbare Beteiligung an Handel und Geschäften anzustreben, sondern diese Angelegenheiten der Führung und Entwicklung durch individuelle Anstrengungen und Unternehmungen zu überlassen.« Diese Bemerkungen einer so hervorragen-

den Autorität sind zu einer Zeit gefallen, in der Japan, wie die Statistik zeigt, seine ersten Schritte zu einer allgemeinen Umformung seines nationalen Lebens tat, in der die feudalen Einflüsse auf ihrem Tiefstand waren. Es ist klar, daß eine völlige Umwälzung jener vom Marquis Matsukata proklamierten Politik in ihrem Wesen nichts anderes ist, als die Wiederaufrichtung der feudalen Instinkte, ein wahrer Triumph jener Politik, die er verurteilte."

Das ist ein Umschwung, der uns aus der eigenen Geschichte sehr vertraut ist. Aber welcher Standpunkt ist im Grunde der sozialere?

Ganz ähnlich, wie in Deutschland seit der Zeit des Umlernens in seiner Wirtschaftspolitik, wäre schon innerhalb des unvergrößerten Inselreiches eine Erweiterung der werbenden Kräfte möglich gewesen, und sie wird sicher eintreten in dem Grad, wie sein Volk sich der Veredelungsindustrie bemächtigt, vor allem der chemischen, und wie es lernt, die Schätze des Landes an weißer Kohle seinen besonderen Fähigkeiten dienstbar zu machen. Mit ihr freilich wird die von ihr untrennbare Zersetzung der alten Einheitlichkeit kommen und das Eindringen dessen, was man jetzt noch als die gefährlichen Ideen bezeichnen kann. Aber die größte Stärke des nach seiner Erweckung aus dem Traum reißend schnell wachsenden Volkes, seine staatliche Organisationsfähigkeit, verkörpert in einem Senat erlesener alter Staatsmänner, hatte gewittert, daß dieser Weg zu langsam war, sie witterte auch die Stellen geringsten Widerstandes, auf denen rascher an das Ziel zu gelangen war, von dessen Erreichen Sein oder Nichtsein der einzigen Weltmacht nichtkaukasischer Rasse unserer Tage abhing: daß Groß-Japan schnell genug so anwuchs zwischen den Millionen-Räumen und Menschen-Millionen von Amerika, Rußland und China, um auf dem „pazifischen" Kraftfelde der Erde, das die größten Verhältnisse aufweist, sein nationales Eigenleben so lange mit einer Anstrengung über die Kraft zu behaupten, bis die Kraft, der Größe des nationalen Willens gewachsen, die Räume erobern und mit Menschenüberschuß füllen konnte.

Es ist das unsterbliche Verdienst jener kleinen Schar von Samurai, deren Rest heute noch als Genro zusammen tagt, daß sie diese Notwendigkeit erkannt haben zu einer Zeit, wo wir uns in viel gedrängterer Lage für „saturiert" hielten, und die Sonnenfahne — einer unvermeidlichen Entwicklung vorauseilend — über die Grenzen warf. Sie wollten nicht warten, bis im Mutterlande keiner mehr seinen Arm rühren konnte, bis jedem Fleck der Heimaterde der größte mögliche Nutzen abgewonnen war; sie mußten den Speer über die Raine hinausschleudern, wo noch unverschanzte Felder waren, sonst fänden sie Zäune und Bollwerke ringsum, und wenn die Not das Hinausdrängen doch erzwingen würde, dann käme von überall her ein anklagendes „zu spät". Aus

dieser Erkenntnis mußte Japan über die Küsten seiner Inseln hinaus und sich den Raum zum Atmen sichern, auch wenn es sich bewußt war, daß zu Hause erst ein Notbau stand. Darin liegt die Berechtigung seines Ringens um Ausdehnung, des friedlichen, wie des kriegerischen. Es vollzog sich mit der Notwendigkeit einer Naturerscheinung: zuerst in die ringsum flutenden Meere hinein, dann über sie hinweg und endlich mit Waffengewalt und den Fangarmen eroberter und selbstgeschaffener Verkehrswege hinein in neues Land. Wenn das verjüngte uralte Reich dabei fremde alte Tafeln zerbrach, so hat es mit dem heiligen Rechte des Mutigen gehandelt, der sein Leben behauptet, weil er den Tod nicht fürchtet. Denn um sein Dasein hat es bei dem Griff nach seinem Naturrecht nicht nur im Kriege, auch im Frieden zuweilen gespielt. Aber „shi mon yori irite, sei mon ni iru" war der Wahlspruch seiner Samurai, wenn sie auszogen; er hat sie treu und heil über die Grenzen geführt „aus dem Tor des Todes in das Tor des Lebens".

VII. Brot auf dem Wasser: Die Ausbeutung des Meeres.

„Sendo kawaya
ondo no seto de
ichijo go shaku no
roga shiwaru."

Japanisches Ruderlied (ein Beispiel für die rhythmischen Arbeitsgesänge)

Wenn einer schnell wachsenden Bevölkerung innerhalb des sie überall umschließenden Silbergürtels die Grenzen lohnender landwirtschaftlicher Ausbeutung erreicht scheinen, selbst wenn sie es nicht sein sollten (wie im Falle Japans aus dem Stande der Viehzucht, des Wiesenbaues in den Heideflächen und Hochmooren bewiesen werden mag); und wenn die den eigenen Markt noch nicht beherrschende Industrie, kaum lebensfähig geworden, schon ängstlich nach den wenigen fremden Märkten auslugen muß, wo ihr nahe Transportwege und billigere Hände Erfolg bringen könnten, so ist die Zukunft eines solchen Staates, den nicht nur die eigene dichterische Sprache, sondern auch die nüchternere der Geographie das Reich der tausend Inseln nennen kann, zunächst auf und über See zu suchen.

Die am nächsten liegende Aushilfe ist gesteigerte Ausnützung der eigenen und beherrschten Küsten- und Binnengewässer und weiterhin derjenigen freien Meeresstrecken und besonders reichen fremden Ufer, die sich ohne Kampf ausbeuten lassen, also eine planmäßige Entwicklung der Binnen-, Küsten- und Hochseefischerei.

Als günstige Vorbedingung dafür wirkt, daß vielleicht in keiner anderen Weltmacht die Seeprodukte eine so ausschlaggebende Rolle bei der Volksernährung spielen. Wenn sich auf diesem Gebiete Angebot und Nachfrage weiterhin entgegenkommen, ergibt sich eine gewaltige Erweiterungsmöglichkeit von Grenzen, die jetzt schon als zu eng empfunden werden, freilich damit auch ein Zug der Unstetigkeit, denn die Grenzen der Küsten- und Hochseefischerei, sowie die des Wettbewerbes und der Anteilrechte am flüchtigen Gute des flüssigen Elements sind schwer zu ziehen. Ohne weiteres tritt die Bedeutung der jüngst von Rußland angestrebten Erweiterung des Begriffs des Küstengewässer hervor, von der Dreimeilen- auf die Zwölfmeilengrenze, eine Folge des dehnbaren Begriffes der Kanonenschußweite. Hier schlummert eine zwar noch nicht gegenwärtige, aber zukünftige Lebensfrage, denn soweit solche Gebiete noch unzulänglich ausgebeutet, überwacht, beschützt und verteidigt sind, besitzt Rußland die ausgedehntesten, fischreichsten Küsten der Erde. Auch nur einigermaßen ausgenützt, würden die russischen Küstengewässer jeder Hungersnot des Riesenreiches begegnen und, entsprechend geschützt, eine unerschöpfliche Nahrungsreserve für ferne Zukunft bieten können. Es ist Raubbau an den Nahrungsvorräten der Erde, wenn nicht nur Heringe und ähnliche Heereszugfische, sondern auch Edelfische wie Salm und Forelle als Dünger für japanische Reisäcker dienen, angesichts der Nahrungsmittel, mit denen der russische Bauer in Hungerjahren sein Leben fristet, und wenn dieser Fischdünger im Massenfang russischen Küstengewässern entnommen wird. Daß es sich hier nicht um gelegentliche Übergriffe Einzelner, also um unbedenkliche Ausnahmefälle, sondern um den Beginn von Massengewohnheiten handelt, beweisen die in Betracht kommenden Zahlen, auch der Umstand, daß Japan, sobald sich die Streitfrage erhob, schleunigst drei Kriegsschiffe in die strittigen Meeresteile entsandte. Ein Vertreter der japanisch-russischen Seeprodukten-Gesellschaft äußerte darüber: „Die Hinausrückung der russischen Küstengrenze und die Beschränkung der Fischgründe an der Küstenprovinz sind noch offene diplomatische Fragen. Diese Beschränkung wird die japanische Fischerei nicht ernstlich beeinträchtigen, die hauptsächlich an der Küstenfischerei beteiligt ist, indem die russische Regierung erklärt hat, sie werde ein Auge zudrücken, wenn japanische Boote innerhalb der Grenze betroffen würden. Aber sie bedeutet einen großen Verlust für die Hochseefischer. Japanische Fischer haben gegenwärtig etwa 214 Fischgründe an den russischen Küsten in Pacht und bezahlen dafür insgesamt 337 000 Rubel."

Daß Seerzeugnisse jetzt schon neben dem Reis den wesentlichsten Bestandteil der japanischen Volksernährung bilden, ist schon erwähnt worden; wie sehr dagegen die Fleischnahrung in den Hintergrund tritt, geht daraus hervor, daß für den Jahresbedarf Japans etwa ein Zehntel der in Deutschland alljährlich geschlachteten Stückzahl genügt, wobei noch betont werden muß, daß die etwa 20 000 dauernd im Lande lebenden Westländer und die große Zahl der Reisenden stark an diesem Konsum beteiligt sind. Die Vorliebe des Japaners erstreckt sich nicht nur auf Fische und Krebse, sondern auch auf andere Meerestiere, wie Muscheln und Polypen, ferner auf Meerespflanzen, wie Algen und Tang; so kommt ein Gebot der Not, das anderwärts weiten Volkskreisen Opfer auferlegen würde, dort ihrem Geschmack entgegen und für eine Verbrauchssteigerung im größten Stil sind also alle Vorbedingungen vorhanden. Schon die vorher gegebenen Zahlen zeigen, daß sie zunächst auf eine hoch entwickelte Küstenfischerei gegründet sind. Die Hochseefischerei, ein jahrhundertelang künstlich zurückgehaltener, aber den nationalen Trieben und Neigungen entsprechender Erwerbs-

zweig, steht am Anfang einer großen Entwicklung, liefert aber zurzeit erst 7 % des Gesamtertrages mit einem Wert von 10 bis 11 Millionen Mark. Immerhin legt die japanische Hochseefischerei jetzt schon Hand auf reiche Fischgründe in den mexikanischen Gewässern und an der Yangtse-Mündung, nimmt nicht nur den gewonnenen koreanischen, sondern auch den mandschurischen und russischen Küstengewässern gute Erträge ab und fängt an, den nördlichen Teil des Stillen Ozeans zu beleben.

Wie wenig Preis- und Wertangaben in Ostasien und Europa ohne weiteres verglichen werden dürfen, beweist z. B. ein herbstlicher Lachsfang im Tjumen, wobei etwa 45 japanische und koreanische Boote über 53 000 Lachse fingen und einen Durchschnittspreis von 40 Pfennig für das Stück erzielten. Das zeigt die wundeste Stelle der ostasiatischen Fischerei: die ungeheuren Gewinne des Zwischenhandels und die Schwierigkeit der Fangverwertung durch die Fischer selbst. Bisher waren die japanischen Fischer so völlig in den Fesseln von Fischerei-Agenten, die sie nach Landesbrauch mit einem Nutzen von 20 bis 40 % ausbeuteten, daß sie erst ganz allmählich, nach verunglückten Versuchen mit Hilfe von Staatsvorschüssen und Bankkredit, die richtige Abhilfe durch Gründung von Genossenschaften finden. Der Staat bekämpft seit einiger Zeit (durch die Fischerei-Gesetze von 1903 und 1910) den bereits fühlbar gewordenen Raubbetrieb und regelte die Schonzeiten. Eine ungeheure Beobachtungszeit war dazu notwendig, da es sich doch um weite Meeresstrecken mit ganz verschiedener Fauna dabei handelte, und sie ist natürlich trotz der Gründung zahlreicher Fischerei-Stationen noch nicht annähernd abgeschlossen. Die Fischergilden haben auf Grund einer im Jahre 1901 geschehenen gesetzlichen Regelung das Monopol für bestimmte, jeder Einzelgilde gehörende Gebiete. Das gleiche Gesetz hat die Bildung der sogenannten Meeresprodukten-Gesellschaften vorgesehen, die alle Interessenten umschließen, und deren es augenblicklich 211 gibt. Ihr Zweck ist die Wahrnehmung der allgemeinen Interessen des Fischereigewerbes. Eine weitere Förderung von seiten des Staates ist durch Subventionierung der Hochseefischerei und durch Aussetzung von Prämien unternommen worden. Auch Fischereischulen sind eingerichtet worden, und in Tokyo besteht ein höheres Institut für Fischereiwesen, das im Jahre 1897 verstaatlicht wurde.

Welche Werte in guten Fischgründen stecken können, wird dadurch bewiesen, daß z. B. ein Pachtgrund an der Küste von Idzu, Ito genannt, von einem Pachtpreise von etwa 8000 M. zu einem solchen von etwa 120 000 M. auf fünf Jahre emporschnellte, als eine bestimmte Fischgattung dort festgestellt wurde (Buri-Seriola). Ein glücklicher

Fang spendet aber auch 50 000 Fische in einem Zuge des Riesennetzes, dessen Ausbringung 20 Boote mit 300 Fischern beschäftigt. Nach Buri und Nari folgen in der Wertabstufung nach Gewinnaussichten Walfisch, Sardine, Bonito und Makrele, dann erst kommt der Tai (Seebrasse), der als Tafelstück eine so große Rolle spielt, wie der altrömische Eber oder der bayerische Kalbsbraten; endlich Gelbschwanz, Thunfisch und Krevetten. Nahe läge eine Gewinnsteigerung und Erweiterung des Absatzgebietes durch Konservierung im Großen. Aber die japanische Fischkonserve findet nur in den mittleren und niederen Klassen des eigenen Landes Absatz und hat sich bis jetzt trotz einzelner recht guter Leistungen das Vertrauen des Weltmarktes nicht erringen können. Immerhin gingen z. B. aus dem Hokkaido für 1¼ Millionen Mark „canned crabs" nach Amerika, und die Nachfrage hätte für 6 Millionen Mark davon unterbringen können. Versuche sind im Gange, eine Vertrauen erweckende amtliche Kontrolle der Konserven-Industrie herbeizuführen; der Ruf nach Staatshilfe ging auch hier von den Erzeugern der Ware und ihren Gilden aus, die das Bedürfnis einer legitimierenden staatlichen Organisation als Rückhalt für ihren Wettbewerb auf dem freien Weltmarkt empfanden. In welchem Gegensatz steht dieses vertrauende Anlehnungsbedürfnis zu dem Verhältnis zwischen Unternehmertum und Staat im Westen, das z. B. ein Schlaglicht erhält durch eine seinerzeit ernsthaft vertretene Äußerung aus Hanseatenkreisen, die deutsche Kriegsflagge werde den deutschen Handel aus fremden Häfen verscheuchen.

Ein Gebiet für sich ist im Osten die Seetang- und Algenfischerei, die Polypenjagd, dann Muschelzucht und Muschelsammeln. Es gingen z. B. allein an getrockneten Tintenfischen im Jahre 1909 für über fünf Millionen Mark nach China und Korea. Die vielarmigen lebenden „Kunstformen der Natur" aber, die unsereiner lieber hinter den Glaskästen des Aquariums von Neapel als im Speisesaal auf einer Festtafel sieht, werden nach Nährwert und Geschmack hoch geschätzt und geben sogar für bestimmte festliche Gelegenheiten, so am Neujahrsmorgen, einen überlieferten Festbraten wie Martinsgans oder Weihnachtstruthahn.

Auch bei diesen Nebenernten spielt der Zufall eine große Rolle. Er steigert den Zug wirtschaftlicher Unstetigkeit, der allem Seegewerbe eigen ist, zu einer gefährlichen Abhängigkeit von den im Hintergrunde lauernden Geldgebern und schafft Verhältnisse, wie wir sie aus unseren Weinländern kennen, wo ein guter Jahrgang, wie dort ein guter Fang, auf Jahre hinaus in Gestalt von Steuerrückständen und Wucherzinsen voraus gegessen ist. So gab es einmal in der durch Dofleins sympathische Schilderung bekannten Sagami-Bucht in Misaki eine solche Fülle

von Tintenfischen, daß eine Zeitlang zwischen 200 000 und 250 000 Stück täglich herausgezogen werden konnten. Aber was geschah? der Preis sank von 2 Sen auf 5 Rin (1 Pfennig) herunter; und der ganze Erfolg war, daß ein Steuerrückstand von mehr als 1000 M. abbezahlt werden konnte und daß das Dorf sich einmal an wirklich gutem Reis sattessen und eine Weile aufatmen durfte. Freilich sind die Fischer, wie im Grunde auch unsere Bauern, innerhalb eines einfachen Speisezettels sehr wählerisch in der Beschaffenheit und Zubereitung der Speisen; sie verschmähen z. B. ausländischen Reis und sogar den einheimischen, sofern er unter der ersten und zweiten Qualität ist.

Um einen Begriff davon zu vermitteln, welche Arbeits-, Verdienst- und Ernährungsmöglichkeiten im Osten in Dingen gesucht und gefunden werden, die man bei uns kaum der Beachtung wert hält, gebe ich als ein Beispiel für viele ungekürzt wieder, was Dr. L. Gaze in der „Revue" über die Rolle der Seetangernte in Japan schreibt, nach dem Auszug in der Deutschen Japan-Post. „Der Seetang ist für den Japaner ein wichtiger Handelsartikel, der als Nahrungsmittel, als Dünger und als Material für die Fabrikation von Leim, Hausenblase und anderen nützlichen Produkten dient. Der Handel mit Seetang stellt für das Land einen jährlichen Ertrag von mehr als 6 Millionen Mark dar. Man kennt gegen 600 Arten. Die geschätzteste, die auch zugleich die häufigste ist, heißt Amanori; man findet sie überall an den Küsten von Japan. Die Art der Ernte ist sehr eigenartig und interessant. Man bindet an Fässer Baumzweige, die man dann in dem Wasser der Buchten und Flüsse hintreiben läßt. Der Amanori-Tang heftet sich an die Zweige, umschlingt sie und wächst an ihnen weiter. Sind die Zweige dicht genug von dem Tang umschlungen, dann nimmt man sie aus dem Wasser heraus. Die Haupternte erfolgt im November. Der Tang wird nun sorgfältig von den Zweigen losgelöst, mehrere Male gewaschen, von Sand und allen Unreinigkeiten gesäubert. In diesem gereinigten Zustande wird er auf Holzbrettern ausgebreitet, klein geschnitten, dann in Holzkübel gebracht, wo man ihn noch einmal mit Wasser durch ein Sieb filtriert. Dann läßt man den Tang in der Sonne trocknen und verkauft ihn zuletzt als viel begehrte Ware auf den Märkten, wo er hohe Preise erzielt. Dieser Tanghandel existiert in Japan seit ungefähr einem Jahrhundert und hat sich immer mehr ausgebreitet. Eine besondere Art, die auch besonders behandelt und mit Zucker und Parfüm versetzt wird, ist der Kombu, der eßbare Tang. Er wird in Papiersäcken exportiert und findet vor allem in China viele Liebhaber, denn die Söhne der Mitte kaufen davon nicht weniger, als für 2 Millionen Mark jährlich. Eine andere Art, der Tengusa, wird im Wasser geschnitten, und im Sommer widmen sich zahlreiche Frauen diesem merkwürdigen Schnittwerk. Der Tengusa besitzt deshalb eine besondere Handelsbedeutung, weil er eine große Menge Gelatine enthält und daher zur Anfertigung der Hausenblase verwendet wird. Man trocknet ihn, verpackt ihn in Stroh und liefert ihn an die Fabrikanten, die davon jährlich fast für eine Million Mark abnehmen. Auch ein besonderer japanischer Leckerbissen wird mit Hilfe von Tang hergestellt. Es ist eine Süßigkeit aus Zucker, Hausenblase und Tang, die den Namen Yokan führt. Eine Tangart, die bei der Leimfabrikation verwendet wird, ist der Funori; er wird besonders in Korea geerntet und bildet einen nicht unbeträchtlichen Teil des Handels dieses Landes."

Über die Mannigfaltigkeit und vielfältige Verwendbarkeit der „frutta del mare" belehrt den Ausländer nichts rascher und nachdrücklicher, als der Besuch des Fischmarktes in einer Hafenstadt oder das Leben auf Landesart einige Wochen hindurch. Ob man will oder nicht, lernt man dabei die Meeresfauna gründlich kennen, denn als Morgen-, Mittag- und Abendbrot gibt es da Fische, nicht nur gekochte, sondern auch rohe, Krebse und Oktopoden, Muscheln und Tang aller Art. Die hübsche, geschmackvolle Art der Zubereitung nimmt übrigens meist dem Gericht das Fremdartige und für uns Abstoßende, wie ja auch ein Ahnungsloser die berühmten Schwalbennester für Makkaroni, die Haifischflossen für Kalbskopf en tortue essen kann — wie es mir selbst bei einem chinesischen Frühstück ergangen ist.

Ist schon in der gegenwärtigen Ernährung des Volkes der Meeresertrag ausschlaggebend, so scheinen seiner zukünftigen Verbrauchssteigerung kaum Schranken gezogen zu sein. Prüfungsämter für Seeprodukte, Fischereischulen, amtliche Gewähr für gute Seekonserven, Kontrolle der sogenannten Seeertrags-Verwertungsgesellschaften und andere ähnliche Versuche zur Staatshilfe sind erst allerneuesten Datums; freilich aber auch Raubbaueinrichtungen wie die modernen Schleppnetze und Massenfangwerkzeuge der Fisch-Dampferflotten, die nicht nur weite Meeresstrecken veröden, sondern sogar die Kabel gefährden, auf die das Inselreich mit seiner noch etwas unvollkommenen Telefunkenanlage sehr angewiesen ist. (Von den vier Kabeln zum Festlande waren drei gleichzeitig so unterbrochen, wie auch einige Zeitlang die Verbindung mit Formosa.)

Auch die Hochseefischerei, wenngleich von kühnen einzelnen Unternehmern an den Küsten Sibiriens und Mexikos und weit in die Südsee hinein betrieben (wo sie freilich auch raubmäßigem Perlenerwerb nachgeht), steckt noch in tastenden Anfängen, verglichen mit den Absatzmöglichkeiten, die ihr die nationale Vorliebe für Seeprodukte öffnet. So mag man gerne glauben, daß sich die jetzt aus der Fischerei gezogenen 260 Millionen Mark (davon für Ausfuhr etwa 20 Millionen)

werden verdoppeln lassen. Welche Erweiterung allein schon der Erwerb von Korea auch für die Fischerei gebracht hat, lehren die 4000 japanischen Boote, die mehr als 16 000 Unternehmern fast 7 Millionen Mark Wert erfischten, noch dazu im Wettbewerb mit den Koreanern, die mit der dreifachen Bootszahl für fast 70 000 Unternehmer nur etwas über 6 Millionen Mark von der eigenen Küste gewonnen haben sollen — ein Zahlenverhältnis, das die Verschiedenheit im Arbeitstemperament beider Völker überzeugend dartut. Korea hat drei Hauptfischgründe mit verschiedener Fauna: im Osten gilt die Ausbeutung vor allem dem Hering, Salm und Bonito, im Süden dem Stockfisch und Hering, im Westen den Krebsarten, wie Hummer und Crevetten.

Künstliche Befruchtung und Fischzucht auf Grund moderner Biologie sind noch im Versuchsstadium; die Binnenfischerei, an sich ein altangestammter, nationalen Neigungen entgegenkommender Erwerbszweig, hat davon Nutzen und Förderung zu erwarten. Japanische Statistik, die sonst nicht geneigt ist, in derartigen Zahlen zu tief zu greifen, gibt den Ertrag der gesamten Süßwasserfischerei auf nur 3½ Millionen Mark an und behauptet anderseits glaubhaft, das Gesamtareal der Seen und Flüsse, der fließenden und stehenden Binnengewässer samt den Mündungslagunen betrage 1330 Quadratmeilen oder 20 % der Landesoberfläche. Dazu kommen noch die ausgedehnten, dauernd unter Wasser gehaltenen Reissümpfe, in denen man seit langem die Karpfenzucht hochzubringen sucht. Das Zahlenmißverhältnis zwischen dem Ertrage der Binnenfischerei und dem der Küsten- und Hochseefischerei wäre unglaublich, wenn nicht eben die Vorliebe für Meerfische bis tief ins Inland hinein so vorherrschend wäre, so daß wir auf Fußwanderungen mehrere Tagereisen von der Küste weg in Bergwirtshäusern, neben schäumenden Forellenbächen und klaren Seen Meerbrassen und andere Seefische mit starkem haut-goût voll Stolz vorgesetzt bekamen. Man braucht nur an das ebenfalls ziemlich verständnislose Verhältnis unserer Gebirgsbevölkerung zu ihren Forellenbächen noch vor einer Generation zu denken. Freilich habe ich auch in manchem behäbigen altjapanischen Provinzgasthaus durch die geräumige, appetitliche Küche den Forellenbach fließen sehen, in dessen sauber abgeteilten Fischbehältern die blitzenden Ayu umherschwammen, und wo der Ehrengast die Zierden seines Tisches bezeichnen durfte, die dann vor seinen Augen herausgenommen wurden.

Die Physiologie des Geschmackes kennt in Japan wie beim Reis, so auch bei der Fischnahrung, eine Reihe von Abstufungen, denen wir kaum zu folgen vermögen. Neben dem Sinn für erlesene Feinheiten, für die unsere Zunge zu ungeübt ist, steht die Vorliebe für nicht mehr frische und mangelhaft geräucherte Fische; und wenn im allgemeinen der von Indien und China kommende Reisende in Japan froh aufatmet in einer nicht mit üblen Gerüchen geschwängerten Luft, so muß er sich doch an den penetranten Fischduft gewöhnen, der in wenigen Straßen der Dörfer und kleinen Städte, zumal an der Küste, fehlt. Als die zwei Extreme der japanischen Geschmackskultur in dieser Beziehung stehen in meiner Erinnerung auf der einen Seite die auf zierlichen Schälchen über Eisstückchen angerichteten und mit Grün verzierten durchsichtig dünnen Scheiben Zashimi (roher Fisch, der wie unser feinster Lachsschinken schmeckt), die bei feinen Mahlzeiten gereicht werden; und auf der andern das Bild des alten Hüttenwirtes in einer Schutzhütte am Vulkan Asama-yama, der die sämtlichen ihm überlassenen großen Forellen unseres Reiseproviants vergnügt wie ein Seehund vom Kopf bis zum Schwanz mit allen Gräten und Flossen auffraß.

Nach diesen Streifblicken auf die innige Verknüpfung der Volksernährung mit den Meeres- und Binnengewässern muß noch auf die volkswirtschaftliche Seite dieses Verhältnisses eingegangen werden; denn auch hier steht Japan jetzt vor einer folgenschweren Wendung. Wenn in Japan 811 000 Menschen ausschließlich und weitere 930 000 vorwiegend in der Fischerei tätig waren und mit 428 000 Booten für mindestens 240 Millionen Mark Werte ans Land brachten, so bedeutet das freilich gegenüber den entsprechenden Zahlen für die britischen Inseln (106 000 Menschen, 24 000 Boote, 210 000 Millionen Mark Werte) einen ähnlich verschwenderischen Einsatz von Arbeiterzahl und Einzelunternehmungen in wesentlich kleineren Fahrzeugen, wie ihn der Vergleich der japanischen Landwirtschaft mit der nordostdeutschen oder amerikanischen zeigt. Aber die Frage ist, ob nicht höhere Staatszwecke das gewinnen, was die reine Wirtschaft verliert, wenn bei der Erzeugung eines annähernd gleichen Geldwertes die achtfache Menschenzahl ein für ihre Begriffe erfreuliches und ausreichendes Auskommen bei gesundem und naturgemäßem Leben findet, wenn mehr als die zehnfache Zahl kühner und verwegener Bootsführer und Seeleute dabei ausgebildet wird und schließlich die Seestreitkräfte ihre Auswahl aus einer geeigneten Berufsklasse unter 1¾ Millionen Männern, statt unter wenig über 100 000 treffen können.

Weit über einer befriedigenden Antwort auf die Frage, ob das in einem nationalen Erwerbszweige angelegte Kapital den daheim auf ihren Säcken liegenden Geldgebern noch den ihnen ausreichend erscheinenden Nutzen abwirft, oder nur seinen Bestand erhält, steht dem Volke als Gesamtheit doch die Tatsache, daß die große Zahl der in See gehenden Fahrzeuge weite Kreise des Mittelstandes als Führer und Unterführer beschäftigt, und eine zufriedene Küstenbevölkerung

mittelbar und unmittelbar in Nahrung setzt, selbst wenn diese Fahrzeuge wirklich nur die Betriebskosten decken und keinen Gewinn darüber hinaus abwerfen sollten.

Doch damit stehen wir dicht vor einer anderen entscheidenden Frage der japanischen Wirtschafts- und Wehrpolitik: der Großziehung von Seetransport-Gesellschaften durch eine, alle Steuerzahler schwer belastende Subventionspolitik und die vorläufige Aufrechterhaltung der so gewonnenen Handels- und Transportflotte auf dem gleichen, bei inländischen Steuerzahlern und ausländischen Konkurrenten gleich unbeliebten und angefochtenen Wege.

VIII. Brot über See. Die Steigerung des Seeverkehrs durch Subventionspolitik.

„Minato bune	„Schiffe im Hafen
Ikari wo aguru	Lichten die Anker nachts,
Koe no uchi ni	Stimme von innen
Namiji shiramite	Raunt, Wogen weisen Euch
Yo wa ake ni keri."	Nacht, vom Frührot geschlagen."

Uta der Kaiserin-Witwe von Japan.

Wen ein Blick auf die schlechteste, kleinste Karte, oder gar ein einziger Reisetag im Lande, zumal auf der Inlandsee weit mehr als das vorhergehende Kapitel davon überzeugt hat, wie sehr die Zukunft Japans auf dem Wasser liegt, wie ein wesentlicher Teil seiner Ernährung, ja seiner Landwirtschaft vom Meere abhängt, wer sich erinnert, wie vorbildlich der mandschurische Krieg Zusammenwirken von Landheer und Seemacht hinstellte, mit seinem Überseetransport von fünf Armeen, in einer Stärke von beinahe einer Million Mann, der wird inmitten des Gewimmels von Fahrzeugen unter japanischer Flagge kaum glauben können, daß ein Menschenalter genügt hat, dieses Leben aus dürftigen Resten einer großen Vergangenheit zur See wieder zu erwecken. Noch im 16. Jahrhundert hatte Japan Heere über See geführt, sich am Ringen um die Südchina vorgelagerten Inseln beteiligt, Korea mit überlegener Macht überschwemmt, zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch Schiffe nach Mexiko über den Großen Ozean entsendet. Der furchtbare Ruhm seiner Seeräuber und der Seeherzoge der südwestlichen Clane, vor allem der von Satsuma, hatte den Osten erfüllt. Dann taten die Reichsmarschälle der ersten Tokugawa-Zeit, mehr weise als wagemutig, aus der wilden Jagd um Macht und Gold, die in den chinesischen Meeren tobte, bewußt „den Schritt zurück" und schlossen ihr Inselreich ab. Etwa 220 Jahre lang, bis 1862, war es verboten, Schiffe von ausreichender Größe für weite Fahrt zu bauen und Handel über See zu treiben.

Von den hemmenden Gesetzen der feudalen Konzentration befreit, schoß die japanische Handelmarine in ruckweisem Aufblühen zum sechsten Range unter den großen Seevölkern der Erde auf, soweit der Besitz von Dampfern in Betracht kommt.

Im Jahre 1910 besaßen Dampfer von 100 t und aufwärts:

England	ungefähr	18	Millionen Tonnen,*)
Deutschland	"	4	" "
Vereinigte Staaten von Amerika	"	3,8	" "

*) Genaue Zahlen in Lloyds Register 1910, S. 889.

Frankreich	ungefähr	1,5 Millionen Tonnen,
Norwegen	"	1,4 " "
Japan	"	1,2 " "

Das Vorwärtsschreiten im Wachstum der japanischen Handelsflotte zeigt folgende Tafel aus dem „Financial and economic annual" 1903, S. 155, 1910, S. 164. Danach besaß Japan an Tonnengehalt:

Jahr	Dampfer	Tonnen	Durchschnitt
1872	96	23 364	243
1882	344	42 199	123
1888	524	129 836	248
Dazwischen fällt der japanisch-chinesische Krieg.			
1898	1130	477 430	423
1903	1570	663 220	422
Dazwischen fällt der japanisch-russische Krieg.			
1908	2304	1 160 441	504
1909	2360	1 198 098	508

Japanische Stimmen beklagen das Fehlen der eleganten Ozean-Renner im Dampferbestand: Japan habe von dieser Art nur zwei Schiffe, die sich sehen lassen könnten, die „Tenyo-Maru" und „Chiyo-Maru". Abgesehen von diesen beiden sei der Unterschied zwischen Personen- und Frachtdampfern zu wenig ausgeprägt. Aber auch der Norddeutsche Lloyd baut seine Tropenschiffe für die ostasiatische Fahrt nach einem gemischten Typ: nützliche Brotverdiener, die auch für Militärtransporte über See weit mehr geeignet sind, als ihre schnellen, eleganten Brüder mit dem ungeheuren Kohlenverbrauch. Anders freilich steht es mit der Verwendung als Hilfskreuzer, zu welchem Zweck der japanische Flottenverein die beiden genannten schönen Schiffe eigentlich gebaut und nur zeitweilig in den Passagierdienst eingestellt hat. Aber diese Frage ist deshalb weniger brennend, weil Japan mit dem gleichzeitigen Bau seiner vier Schlachtkreuzer wieder zu der alten Vorliebe für diesen Schiffstyp zurückgekehrt ist, der ihm mit seiner überlegenen Schnelligkeit in zwei Seekriegen so entscheidende Dienste geleistet hat. Es ist vielleicht interessant, festzustellen, um wieviel die unmittelbare Dampferbeute des letzten Krieges, die Waffenschmuggel und ähnliche Delikte den Prisengerichten lieferten, den Tonnengehalt der japanischen Flotte bereichert hat. Es waren, von dem nicht erwähnenswerten Kleinzeug abgesehen, 16 stattliche Dampfer mit zwischen 1400 und 6200 Tonnengehalt, im ganzen 57 877 t, die teils allerlei Staatszwecken dienen, teils an die Handelsflotte abgegeben worden sind.

Die Bewegung der japanischen Segelflotte veranschaulicht eine Zusammenstellung, nach der dem Reiche zu Gebote standen:

Im Jahr	Segler	Tonnengehalt	Durchschnitt
1872	35	8 320	238
1882	428	48 985	114
1888	896	77 529	75
1898	1914	170 894	89
1903	3934	328 953	84
1908	5379	384 481	71
1909	5880	403 203	69

Das allmähliche Zurückziehen der Segelschiffe aus dem überseeischen Verkehr einerseits, anderseits die Entwicklung der Hochseefischerei, die Steigerung des Verkehrs zwischen den Inseln und des Verkehrs mit Korea drückt sich in diesen Zahlen aus. Die vielen kleinen Fahrzeuge sind eine Pflanzschule für den Ersatz der Flotte, wie sie günstiger nicht zu denken ist. Die Begegnungen mit den Fischerflotten viele Tagereisen von der nächsten Küste, der rege Verkehr kleiner japanischer Segelschiffe in der Südsee, allerdings auch zahllose Unfälle beweisen, was die seefahrende Bevölkerung auf ihren schwierigen Meeren zu wagen gewohnt ist. Wir haben im letzten Kapitel die Frage des Überganges zum Großbetrieb in der Fischerei, die Entwicklung des Schleppfanges mit Dampf- und Motorfahrzeugen geprüft und Zweifel geäußert, ob nicht die Wehrfähigkeit und das soziale Gefüge des Reiches mehr verlieren, als seine Wirtschaft dabei gewinnt. Es ist vielleicht ein Glück, daß die Unterbrechung der Kabel zwischen Nagasaki und Korea und zwischen Sasebo und Dairen die Aufmerksamkeit maßgebender Stellen mehr auf diese Frage gelenkt haben, als es die Klagen der Küstenbevölkerung, namentlich der Fischer von Kyushu vermocht hatten.

Freilich, nicht nur in der Hochseefischerei und kleinen Küstenfahrt, sondern auch an solchen Stellen, wo sie noch berechtigteren Bedenken begegnen, verkehren von reicheren Seevölkern „abgelegte" Dampfer zahlreich in Ostasien, wo man die Grenzen des noch erlaubten, des noch seefähigen Alters weitherziger zieht. Was vollends die Segler betrifft, so ist eine Fahrt durch die Inlandsee von Shimonoseki bis Kobe wie ein Dahinziehen durch ein lebendes Museum der Schiffbaukunst, wo der Blick nicht nur durch die chinesische Dschunke erfreut wird mit ihren großen aufgemalten Augen, die böse Meergeister erschrecken sollen, sondern auch durch Museumstücke europäischer Herkunft aus alt-mittelländischen und alt-holländer Tagen. Holzschiffe mit eingesetzten alten Maschinen, wie sie zwischen Dairen und Tschifu verkehrten, Fahrzeuge, die gelegentlich mit Mann und Maus, ohne viel Auf-

hebens wegsacken, dürften sich doch höchstens in östlichen Mittelmeerhäfen bei uns zeigen.

Nach Größe und Alter geordnet verkehrten (ohne die hier weggelassenen Fahrzeuge unter 20 t Gehalt):

Tonnengehalt	Dampferzahl	Gesamttonnengehalt
20—200	1033	74 749
200—500	141	48 600
500—1000	140	102 533
1000—2000	127	195 110
2000—3000	105	256 955
3000—4000	52	177 122
4000—5000	18	80 104
5000—6000	6	31 975
6000—7000	22	137 388
7000—8000	1	7 463
8000—9000	6	51 078
über 9000	2	26 880

Das Alter dieser Dampfer war:

Jahre	Dampfer	Tonnengehalt
unter 5	408	221 617
5—10	375	174 270
10—15	310	201 060
15—20	193	123 737
20—25	137	164 779
25—30	116	159 684
über 30	52	59 106
unbekannt	62	85.704

Bei Schiffen beginnt das gefährliche Alter früher, als bei Menschen. Allerdings, ob nicht mehr Geschick dazu gehört, auf solchen Greisen mit oft unzulänglicher Bemannung heil zwischen den Inseln und Klippen durchzukommen, als auf den amerikanischen und europäischen Schiffsriesen unter der Leitung und Verantwortung der Inlandsee-Lotsen, steht dahin; aber jedenfalls liegt auch mehr Wagnis in der Benutzung der zahlreichen Schiffe aus zweiter Hand, die, zu niederen Preisen angekauft, mit billigen Betriebskosten unter der japanischen Flagge laufend, den raschen Zuwachs ihres Tonnengehaltes mit erklären helfen. Meist sind sie englischer Herkunft.

Der neue, vom Juli 1911 an geltende Zolltarif legt einen verhältnismäßig hohen Zoll auf Schiffe aus zweiter Hand, weil man in Japan die Gefahr überalterter Schiffe vor allem für die Kriegstransportfähigkeit erkannte, so daß diese Einnahmequelle europäischer und amerikanischer, hauptsächlich britischer Reeder nun spärlicher fließt. Diese Bestimmung ist aber zugleich ein Beweis dafür, daß man gelernt hat, der Leistungsfähigkeit der eigenen Schiffbauindustrie zu vertrauen, und daß die Zeit endlich vorüber ist, wo man über dem Streben, nur überhaupt die nötige Tonnenzahl zusammenzubringen, die Frage nach der Güte der einzelnen Fahrzeuge in den Hintergrund treten lassen mußte. Die Bedeutung der eigenartigen Zusammensetzung der japanischen Dampferflotte für Kriegstransporte über See bedarf kaum einer Erläuterung. Viele verhältnismäßig kleine Dampfer erziehen zahlreiches gewandtes Führerpersonal, verringern bei kurzen Transportstrecken die Zahl der durch einen unglücklichen Zufall möglichen Verluste und erweitern die Auswahl unter den für eine Ausschiffung möglichen Stellen. Die Eigenart der japanischen Transportflotten bewirkt aber auch auf der anderen Seite, gerade bei der in Japan vorgesehenen, für unsere Begriffe unzulässigen Überfüllung der Dampfer, bei schwierigen Landungsverhältnissen oder gar beim Ausreiten eines Taifuns, eine gewisse Aktionsunfähigkeit in den ersten gefährlichen Stunden nach der Landung und damit die Gefahr eines Fehlschlages im Ganzen, gerade in den stürmischen, unberechenbaren Meeren zwischen Japan und dem Festlande. Einen solchen Gefahrzustand haben mir Augenzeugen für die Zeit nach der Landung der zweiten Armee im Jahre 1904 zugestanden und damit die scheinbare Untätigkeit erklärt, die wir militärischen Beobachter des Krieges damals nicht verstehen konnten und die den Russen eine Möglichkeit des Erfolges geboten hätte, falls sie bemerkt und benützt worden wäre. Welcher Unterschied es ist, ob man in einem Schiffe von zehntausend Tonnen oder in einem von zweitausend in den Bereich eines Taifuns oder Seebebens gerät und ihm nicht ausweichen kann, weil man in den Rahmen einer Operation gefügt ist: das hat mich persönliche Erfahrung gelehrt. Im Frieden flüchten die kleinen japanischen Dampfer, so bemerkenswerten Schneid sie meist an den Tag legen, vor solchen überwältigenden Ereignissen, so gut es eben gehen will; von weit her geplante, von langer Hand vorbereitete Kriegstransporte werden ihnen aber meist nicht ausweichen können. Man denke nur daran, daß der Übergang über den Yalu, die Landung der zweiten Armee und der eine Seeangriff auf Port Arthur als einheitliche Operation gedacht waren und zeitlich zusammenwirken sollten (wie uns das neue japanische Generalstabswerk überzeugend nachweist); da war es ausgeschlossen, daß einer der Teile, auf deren Ineinandergreifen der Erfolg des Planes gebaut war, einem Sturm auszuweichen versuchte, aber auch menschlich begreiflich, daß die drei Tage lang vom Taifun gerüttelten, in kleinen Dampfern zusammengepferchten, schwer seekranken Stäbe und Truppen nicht gleich nach der Landung die volle Spannkraft entfalteten.

„Krieg, Handel und Piraterie
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen";

es ist zwar mephistophelische Weisheit, bewährt sich aber auch darin, daß die ursprünglich unter zwingenden Forderungen des Krieges entstandene Transportflotte, von den seefreudigen Abkömmlingen ehemaliger Piratengeschlechter bemannt, in Friedenszeiten die japanische Handelsflagge weit über die einheimischen Meere hinausgetragen hat. Welchen Impuls ihr aber dabei die Feldzüge über See gegeben haben, zeigt ganz unparteiisch die Zahlenreihe unserer Tabelle über das Wachstum der Dampferflotte.

Der steigende Anteil der japanischen Flagge am Verkehr der chinesischen Häfen ist die nächste Folge der Entwicklung Japans zur See gewesen. In der folgenden Aufstellung ist der Verkehr in Tausenden von Tonnen und daneben der prozentuale Anteil gegeben:

Flagge	1896		1902		1907		1909	
	Tonnen	%	Tonnen	%	Tonnen	%	Tonnen	%
England . .	21 847	65,23	26 950	49,54	33 316	41,59	34 027	39,22
China . . .	7 251	21,65	9 341	17,30	16 686	20,83	17 861	20,58
Japan . . .	566	1,69	7 350	13,61	15 598	19,47	18 949	21,84
Deutschland .	1 945	5,81	7 220	13,37	6 639	8,29	7 244	8,35
Frankreich .	434	1,29	893	1,54	4 712	5,88	4 950	5,66
Übrige . . .	1 447	4,33	2 296	4,24	3 158	3,94	3 771	4,35
im ganzen	33 490		53 990		80 109		86 772	

Returns of trade. Imperial chinese maritime customs. 1896, S. 20; 1902, S. 20; 1907 und 1909, S. 18.

Neben diesem Vordringen auf dem chinesischen Kriegsschauplatze des Welthandels, das wir als besonders kennzeichnend voranstellen, ist es aber auch gelungen, den Warenverkehr von und zu den eigenen Häfen in steigendem Maße wieder in die Hand zu bekommen. Es war ein zähes und langwieriges Ringen auf handelspolitischem Gebiete bis man der alten Verträge ledig wurde, die Handelshoheit zurückgewann und die fremden Dampfer aus der Küstenschiffahrt, dem Verkehr zwischen den großen eigenen Häfen verdrängen konnte. Der Handhabung des dehnbaren Begriffes der Küstenschiffahrt, wie ihn die Vereinigten Staaten und nach ihrem Vorbilde Japan als scharfe handelspolitische Waffe brauchen, werden wir an anderer Stelle noch einmal begegnen. Jedenfalls ist sie von den Begriffen der Gegenseitigkeit und der offenen Tür weit enfernt, und man kann die bitteren Gefühle englischer Reeder verstehen, wenn sie dieselbe Flagge, die in ihren heimischen Gewässern vor jedem Wettbewerb geschützt ist, einen heftigen Tarifkrieg im indischen Küstenhandel zwischen Rangoon und Kalkutta durchführen sehen. Aber auch England gibt ja die Schiffahrt zwischen

den Häfen seiner Kronkolonien nicht aus Menschenfreundlichkeit oder Edelmut frei, sondern weil es immer noch glaubt, damit am besten auf seine Rechnung zu kommen. Schon seine sich selbst verwaltenden Kolonien denken meist darüber anders.

Ganz gerecht wird man die folgende Tabelle erst würdigen, wenn man bedenkt, daß eine harte, aber wohl folgerichtige Handelspolitik viele der mächtigen fremden Dampfer zwingt, die weiten Wege das Inselreich entlang mit halb leerem Raum zu laufen.

Aus fremden Ländern kommend liefen Dampfer japanische Häfen an: (wieder ist der Verkehr in tausenden von Tonnen und daneben der prozentuale Anteil gegeben).

	1878		1888		1898		1908		1909	
	Tonn.	%	Tonn.	%	Tonn.	%	Tonn.	%	Tonn.	%
Japanische . .	102	22½	214	17½	2085	26½	8 630	43	9 498	48
Englische . .	175	38½	543	44	3934	50½	6 401	32	5 809	29½
Deutsche . .	7	1½	215	17½	663	8½	1 848	9	1 629	8½
Französische .	43	9½	78	6	287	3½	430	2	311	1½
Österreichische	—	—	—	—	85	1	160	0,8	139	0,7
Norwegische .	12	2½	38	3	231	3	314	1½	314	1½
Amerikanische	103	23	94	7½	219	3	1 603	8	1 349	7
Übrige . . .	11	2½	46	3½	292	3½	718	3½	621	3
im ganzen	453		1223		7796		20 104		19 670	

Financial and economic annuals Nr. 1, S. 58—59; Nr. 9, S. 110—111.

Angesichts so überzeugender Zahlenreihen mutet es seltsam an, wenn unterrichtete Japaner selbst von ihrem Seetransport-Geschäft behaupten, es sei erst ein Embryo an Entwicklung und die Endziele ihrer Tätigkeit zur See seien leider auf einen obskuren Winkel der östlichen Welt beschränkt. (Professor I. Ito, 1911.)

Vor dem chinesischen Kriege endeten die japanischen Linien in Shanghai, Wladiwostok und Bombay, bei einer Tonnenzahl von 150 000; seither hat sich die Tonnenzahl mehr als verzehnfacht (1 650 000), regelmäßige Linien fahren mit schönen Dampfern nach London und Antwerpen, den Sunda-Inseln, Australien, Nord- und Südamerika; eine eigene atlantische Verbindung wird erwogen und wenn auch an zehnter Stelle unter den Seglern, steht doch die Flagge mit der roten Sonne im weißen Felde als gute sechste unter den Dampferbesitzern der Erde.

Ist bei einem solchen Erfolge auf heißumstrittenen Gebieten nach der Arbeit nur eines halben Menschenalters noch eine Klage darüber berechtigt, daß die Sonnenflagge zwar in den koreanischen Häfen und (mit 66 %) in den eigenen von Kobe, Yokohama, Moji und Nagasaki in der Mehrheit sei, aber schon in Shanghai und Futchau nur mit 20 % vertreten, in Swatau mit 16 %, in Hongkong mit 12 %, und daß der

Verkehr sich nach Süden zu verdünne, bis Kriegs- und Handelsflagge zusammen im Suez-Kanal nur mehr 2 % des Gesamtverkehrs ausmachten? Könnte nicht gerade in der örtlichen, aber da, wo sie geübt wird, die Lage beherrschenden Interessen-Konzentration weit eher eine Quelle der Kraft gesehen werden? so daß man gar nicht mit solchem Neid nach dem weitgespannten Netz der Hamburg-Amerika-Linie zu sehen brauchte, das von so vielen unberechenbaren, ihrem Einfluß entzogenen Gewalten abhängig ist, so gar nicht selbstverständlich auskalkuliert, so furchtbaren Schlägen von seiten solcher Seemächte ausgesetzt, denen ihre glückliche geographische Lage gestattet, sie von heute auf morgen vor die Türe zu setzen.

Einige Vorwürfe gegen den japanischen Überseeverkehr bestehen zu Recht: seine Schiffseigner stehen vielfach fremden Gepflogenheiten zu verständnislos gegenüber, haben unzulängliche Vertreter in ausländischen Häfen und Verkehrsplätzen, beschränkte Mittel für Unternehmungen mit großer Fahrt, zum Teil auch zu junges, unerprobtes Personal für weite Ozeanreisen. Aber der als fehlend beklagte Unternehmergeist und Wagemut ist rüstig am Werk und schafft alten, erbgesessenen Unternehmungen schwere Sorge. Wenn Professor Ito beklagt, daß Japan zwar vier große Gesellschaften mit stattlichen Flotten habe, aber nicht wie England daneben mehr als vierzig große unabhängige Reederfirmen, so trägt er der Tatsache zu wenig Rechnung, daß der Zug des modernen Wirtschaftslebens vom persönlichen Unternehmertum hinweg zur unpersönlichen Vergesellschaftung drängt. Dieser Zug wird aber auch in den von ihm als Vorbild bewunderten Ländern zwingend empfunden, gleichviel, ob man ihn begrüßen oder beklagen möge. Die Rolle des persönlichen Unternehmertums im Seeverkehr, die den nordgermanischen Ländern natürlich ist, wäre in schroffem Widerspruch mit der ganzen japanischen Kulturentwicklung gestanden. Mindestens hätte sie sich nicht in so kurzer Zeit aus dem Boden stampfen lassen, wie der Gesellschaftsbetrieb, für den die immateriellen Grundlagen im Nationalcharakter aus einem umgeformten Clan-Empfinden zu entwickeln waren. Das Ausfallen einer wirtschaftlichen Entwicklungsstufe, ohne die wir uns den germanischen Seeverkehr kaum denken können, hat auch in der Praxis der Ausbreitung des japanischen nicht geschadet. Schon zeigt im Verkehr mit China die englische Flagge einen prozentualen Rückgang, im Verkehr mit Japan keine einzige fremde Flagge mehr eine prozentuale Steigerung seit 1908; und für den harmlosesten Beobachter der östlichen Meere ist klar, wer sich wie ein Keil in jede offene Stelle gedrängt hat.

Dieses Eindringen war freilich nur möglich dank einem sehr weitherzigen Subsidiensystem für Schiffbau und Seefahrt, das in weiten

Kreisen Anfeindung und Mißtrauen erwecken mußte, dessen Wirken nur gerecht betrachtet werden kann, wenn man das innige Ineinandergreifen von Handelszwecken und Wehrvorbereitungen gerade im Falle Japans zu verstehen sucht. Das Inselreich k a n n gar nicht fragen, ob sein Subsidienwesen Nachteile mit sich bringt, denn es ist nicht aktionsfähig, wahrscheinlich sogar kaum mehr lebensfähig ohne dieses System. Einige magere Jahre, in denen scheinbar der arme Reisbauer auf den Bergen mit seinen Steuergroschen reichen Schiffsherren Dividenden zahlen hilft, müssen eben noch durchgehalten werden, damit die werbenden Kräfte tragfähig werden. Gerade so gut könnte ein Mann das Atmen, Arbeiten, Schreiben unterlassen, weil es seine Kleider abnützt, wie Japan jetzt plötzlich seine Subventionspolitik ändern. Diese Politik geht in ihrem jetzigen Umfang auf die Gesetzgebung des Jahres 1896 zur Förderung des Schiffbaues und der Seefahrt und zur Vergrößerung der Handelsflotte zurück. Unter dem Einfluß dieser Gesetzgebung sind in runden Summen fast 160 Millionen Mark für die Entwicklung der Handelsflotte flüssig gemacht worden. Von diesen Summen floß nicht ganz ein Viertel Fahrzeugen auf nicht unterstützten Linien zu, etwa ein Zwölftel dem Schiffbau und alles andere den unterstützten Linien, im wesentlichen den vier großen Schiffahrts-Gesellschaften Nippon Yusen Kaisha, der China-Japan-Gesellschaft, der Toyo Kisen Kaisha und der Osaka Shosen Kaisha. Diese vier Gesellschaften, denen zusammen zwischen 500 000 und 600 000 t der gesamten Handelsflotte gehören, empfingen nahezu fünf Sechstel des ganzen Unterstützungsaufwandes, fast das Doppelte ihres sogenannten Reingewinns, so daß ungefähr die Hälfte der Unterstützung für mit Verlust betriebene Linien aufzukommen hat. Von allen diesen Gesellschaften steht nur die Osaka Shosen Kaisha auf einem für unsere Begriffe gesunden geschäftlichen Boden, sie allein könnte wirtschaftlich ohne Staatsunterstützung bestehen und Gewinn abwerfen; alle anderen würden sofort zusammenbrechen und müssen also als verschleierte Staatsunternehmungen angesehen werden.

Mit einer solchen Schiffahrts-Politik stellt sich unter den großen seefahrenden Nationen der Erde Japan scheinbar an die Seite Frankreichs, in einen gewissen Gegensatz zu Deutschland und England, während die Vereinigten Staaten eine Mittelstellung einnehmen. In annähernden Vergleichswerten gewähren an Unterstützungen auf die Tonne: England zwischen 1 und 2 M., Deutschland zwischen 2 und 3 M., Amerika zwischen 4 und 5 M., Frankreich gegen 25 M. und Japan zwischen 22 und 23 M. Der grundsätzliche Unterschied zwischen Japan und Frankreich ist nur der, daß in Frankreich eine dauernde Einrichtung ist, was Japan ausgesprochen nur als einen Übergangszustand

ansieht. Wenn es gelingt, wie man hofft, vom Jahr 1914 an mit den Unterstützungen abbauen zu können, ohne das durch sie Erreichte in seinem Bestande zu gefährden, dann freilich wird der Erfolg jene Gesetzgebung glänzend gerechtfertigt haben. Welches Leben in den Werften die kleine unmittelbare Unterstützung des Schiffbaues und die große mittelbare durch den Bedarf der unterstützten Linien geweckt hat, das sieht und hört der Weltreisende, wenn sein Dampfer an den schönen Uferlinien der Häfen von Nagasaki und Kobe entlang gleitet. Auf der Mitsubishi-Werft in Nagasaki lagen jüngst gleichzeitig neben einem gewaltigen Schlachtkreuzer zwei große Postdampfer von 10 000 und 6000 t der N. Y. K. und einer von 9000 t der T. K. K., und auf der Kawasaki-Werft außer den im Bau befindlichen Kriegsschiffen zwei Postdampfer von gleicher Art wie in Nagasaki der N. Y. K. und vier kleinere Schiffe zu 3000 t.

Um sich aber eine klare Vorstellung von dem Netz des japanischen Überseeverkehrs zu machen, das mit Hilfe der erwähnten Summen in nicht ganz 17 Jahren über die Erde gespannt worden ist, bedarf es bereits einer Weltverkehrskarte. Freilich sind seine längsten Fäden noch dünn genug, und die Kundigen sind sich darüber einig, daß ihre Verstärkung aus den Taschen der Steuerzahler mit dem März 1914 noch nicht enden darf, wenn sie nicht reißen sollen. Anders steht es aber mit dem viel dichter und dauerhafter gewebten Netz in den nahen östlichen Meeren. Es ist mindestens zwischen Shanghai, Nordchina und Korea stark genug, aus eigener Kraft zu halten. Nur die Fahrten zwischen Japan, Sachalin und Russisch Ostasien und in dem scharfen internationalen Wettbewerb der südchinesischen Gewässer werden noch lange, wenn nicht dauernd, der Staatshilfe bedürfen.

Wir geben im folgenden eine Übersicht des unterstützten japanischen Seeverkehrs und seiner bevorstehenden Erweiterung, verzichten aber darauf, die schwer zu ermittelnden genauen Summen der Unterstützungen anzuführen, halten uns vielmehr an die Zahlen, die Professor I. Ito, offenbar mehr als Vergleichswerte für die einzelnen Linien, angibt.

N. Y. K.	Yokohama—England—Antwerpen	halbmonatlich	3 183 000 Yen,
N. Y. K.	Nordamerika: Seattle	monatlich	387 000 „
O. S. K.	Nordamerika: Tacoma	halbmonatlich	821 000 „
T. K. K.	Nordamerika: St. Francisco	monatlich	3 051 000 „
T. K. K.	Südamerika: Westhäfen	zweimonatlich	459 000 „
N. Y. K.	Australien: Melbourne	monatlich	425 000 „
N. Y. K.	Yokohama—Shanghai	zweimal wöchentlich	} 530 000 „
N. Y. K.	Kobe—Shanghai	16 Fahrten jährlich	
N. Y. K.	Nordchina—Kobe—Niutschwang	wöchentlich	
N. Y. K.	Yokohama—Niutschwang	16 Fahrten jährlich	
N. Y. K.	Chosen (Korea)—Nordchina	monatlich	
N. Y. K.	Kobe—Wladiwostok	monatlich	

O. S. K.	Kobe—Dairen	halbmonatlich	140 000 Yen
O. S. K.	Tsuruga—Wladiwostok	wöchentlich	} 300 000 „
O. S. K.	Otaru—Wladiwostok	25 Fahrten jährlich	
O. S. K.	Hakodate—Otomari (Sachalin)	40 Fahrten jährlich	50 000 „
Japan—China—Dampfschiffahrtsgesellschaft:			
	Chinesische Binnengewässer		800 000 „

Den Verkehr nach Formosa in den nächsten fünf Jahren auf der erwünschten Höhe zu halten, bezweckt eine Subvention von 1 013 933 Yen. Als Gegenleistung dafür war ausbedungen, daß die Gesellschaft mit festgesetzten Mindestgeschwindigkeiten zu halten habe:

4 Dampfer (je über 6000 t) mit 96 Reisen jährlich, zwischen Kobe und Keelung,
2 „ („ „ 2500 t) „ 24 „ „ „ Y'hama und Takao,
1—3 „ („ „ 1500 t) „ 24—108 „ „ auf der Küstenfahrt,

dann zwischen Tamsui—Hongkong, Takao—Canton, Takao—Taku, Fuchow—Hongkong.

Weitere offenkundige oder verschleierte Staatsbetriebe bestehen zwischen Shimonoseki und Fusan, um die Verbindung zwischen den japanischen und koreanischen Eisenbahnen möglichst rege und für den Weltreiseverkehr verlockend zu gestalten, und zwischen Shanghai und Dairen als Zubringer der mandschurischen Bahn. An einem allerneusten Beispiel läßt sich verfolgen, wie sich Volkswunsch und Staatsleistung auf dem Gebiete Subventionspolitik begegnen. Wir werden später den Zug nach Süden als ein Gefühl kennen lernen, das außeramtlichen und links stehenden Kreisen weit sympathischer ist, als den amtlichen. Deshalb war es keineswegs bestellte Arbeit, wenn 1911 der Regierung nahe gelegt wurde, „sie wäre wohl beraten, wenn sie Subventionen für einen regelmäßigen Dampferdienst etwa von Fuchow und Kwantung nach den Malayenländern und Rangoon mit Singapore als Zentrum gewähren würde". Schnell wurde die Behinderung empfunden, die der Handel durch das Fehlen einer regelmäßigen Verbindung unter japanischer Flagge erlitt, das Gesetz zur Unterstützung kam, und 1912 stand die Nanyen Yusen Gumi, die Südsee-Schiffahrtsgesellschaft, auf den Füßen. Ihre Schiffe sollen von Kobe aus Moji, Hongkong, Singapore, Batavia, Samarale und Surabaya, wenn nötig, auch andere niederländisch-indische Häfen und Keelung anlaufen. Am 22. Oktober 1912 fuhr der erste von ihren drei Dampfern aus, und in jedem Monat wird ihm ein anderer folgen. So ward in Jahresfrist ein neuer Faden gesponnen.

Nur ein Hindernis wird bei so gewaltsamer Ausdehnung hemmend empfunden: dem schnellen Wachstum der Handelsflotte hat die Erziehung geschulter Kapitäne nicht im gleichen Tempo folgen können, so reich das Angebot für die niederen Stellen der Besatzung aus der zahlreichen seefahrenden Bevölkerung war. Deshalb finden sich unter den Schiffsoffizieren neben 7359 Japanern doch 347 Ausländer, und

zwar gerade in den führenden Stellen unter den Kapitänen (179 unter 874) und Chefingenieuren (80 unter 808), und ein peinlich großer Teil gerade der besten Ozeandampfer wird von Ausländern geführt. Darüber grollen die japanischen Stimmen begreiflicherweise und betonen, daß man wohl zur Zeit des chinesischen Krieges noch habe erleben können, daß man japanischen Schiffen seine Unterstützung verweigert habe mit der Begründung, ihr Kapitän sei nur ein Japaner; nun aber seien diese Zeiten vorbei, und die Welt habe sich von der Geschicklichkeit der japanischen Seeleute überzeugen können. Aus politischen und militärischen Gründen erhebt sich der Ruf nach dem Verschwinden der ausländischen Seeleute von japanischen Kommandobrücken und wird nicht mehr verstummen, bis er durchgedrungen ist. Auch bei diesem Ziel werden die Subventionen unter Hinweis auf den Kriegsgebrauch der Dampfer ein Hebel des Erfolges sein, denn nicht immer werden die Interessen der Völker, aus denen zumeist die fremden Schiffsoffiziere stammen, so mit den japanischen zusammenfallen wie 1904.

Es ist wahr: die Subventionen und der Kriegszweck ihrer Handelsflotte drücken schwer auf die japanischen Steuerzahler, zunächst, wie wir wissen, auf die Landwirte. Aber schon bedrängt eine japanische Linie die bisher allmächtige British India S. S. C. in ihren eigenen Gewässern zwischen Kalkutta und Rangoon; es ist außerhalb der japanischen und chinesischen Meere der erste derartige Krieg, der nicht von der weißen Rasse unter sich bestritten wird, und er wird mit der Wildheit eines bewußten Kampfes ums Dasein ausgefochten. Immer neue Dampfer werden eingesetzt; und so rücksichtslos greifen die streitenden Gesellschaften auf ihre Reserven zurück, daß die Frachtrate in kurzer Zeit auf die Hälfte und noch weiter auf einen winzigen Bruchteil ihrer früheren Höhe gesunken ist.

Ihr indischer Frachtenkrieg ist freilich eine Unternehmung, bei der die Nippon Yusen Kaisha nicht auf Staatsunterstützung rechnen kann, denn als sie zunächst mit drei Fahrzeugen ihren indischen Dienst eröffnete, war sie von amtlicher Stelle gewarnt und auf den bevorstehenden Kampf hingewiesen worden. Aber es handelt sich doch um eine Gesellschaft, die mit ihrer Flotte von 124 Schiffen einen Reingewinn von gegen 5½ Millionen Mark erzielt, 4½ Millionen als Dividende ausschüttet und über 13 Millionen Subventionen vom Staate empfängt. Danach möge man beurteilen, wer in Wahrheit den Frachtenkrieg um die wichtige indische Transport-Strecke führt, die von entscheidender Bedeutung für die Reisausfuhr Südost-Asiens ist.

Wer einmal das Ringen um überragende Seegeltung an irgendeiner Stelle der Erde aufgenommen hat, dem bleibt eben keine Wahl mehr, er muß „siegen und gewinnen oder dienen und verlieren", und wir sehen

einen englischen Statistiker aus langen Zahlenreihen verwandte Folgerungen ziehen, wenn er sein Schlußurteil zusammenfaßt: „Diese Einzelheiten geben uns einen Begriff von den Opfern, die vom japanischen Steuerzahler zur Aufrechterhaltung der Handelsflotte verlangt werden. Es kann natürlich ins Treffen geführt werden, daß die Subsidien und Vergütungen eigentlich dem Flottenhaushalt zur Last gelegt werden sollten, als Kosten für die Schaffung brauchbarer Transportmittel für den Kriegsfall. Die größeren Fahrzeuge, die auf den europäischen und amerikanischen Linien laufen, sind alle so gebaut, daß sie als Hilfskreuzer dienen können, und die Subsidienverträge sichern der Regierung das Vorkaufsrecht auf monatliche Abzahlung in Notfällen. Durch diese weitschauenden Vorkehrungen sind die Transportkosten in Kriegszeiten in sparsamster Weise geregelt. — Freilich sind solche Erwägungen ein schwacher Trost für Reeder, die sich diesen ungleichen Bedingungen des Wettbewerbes unterwerfen müssen; und es ist gewiß, daß Japan sehr an Sympathien eingebüßt hat durch die begründete Furcht vor ähnlichen halb-offiziellen Übergriffen in das Gebiet des Handels. Die Subsidienpolitik geht übrigens ohnehin ihrem Ende entgegen, denn diejenigen japanischen Reeder, die keine Subsidien beziehen, fangen an, zu erkennen, daß auch sie in Mitleidenschaft gezogen werden, indem sie einem Wettbewerb unterworfen sind, der nur durch die allgemeine Besteuerung aufrecht erhalten wird, zu der auch sie selbst beigezogen werden."

Das internationale Seetransport-Geschäft empfindet reichlich strömende Staatshilfe bei Konkurrenten in einem an sich schon hoch gespannten Wettbewerb schmerzlich, wenn nicht geradezu als unfair, denn Lasten und Gewinne sind bei ihm schon sehr genau gegeneinander ausgewogen. Enorm verteuern die arbeiterfreundlichen Auflagen und gewisse Luxusforderungen ihrer verwöhnten Gäste den Betrieb der englischen und deutschen Linien, und eine einzige Fahrt nach Ostasien bilanziert mit nahezu einer Million. Die japanischen Linien vermeiden übertriebenen Luxus, fahren gut und finden Schiffsoffiziere, Besatzung und gewandte, angenehme, minder anspruchsvolle dienende Hände immer noch billiger; gerade die dienenden Hände sind aber keine unwesentliche Sache bei schwimmenden Hotels. Selbst in Japan zeigt übrigens die Mannschaftsfrage schon ein drohendes Gesicht. Streik und Forderung nach erhöhten Löhnen sind auch seinen Seeleuten schon vertraut geworden, und die Frage der Einführung von Chinesen und Koreanern wird von Reedern und Schiffahrtsgesellschaften erwogen. Europa und Amerika verwenden ja längst auf ihren Linien in Indien und im fernen Osten Chinesen oder Lascaren, hauptsächlich wegen der niedrigen Löhne und weil ihre Landsleute den Dienst in den unteren

Räumen der Dampfer nicht machen können oder wollen. Auf der japanischen Handelsflotte sind einige sechshundert Chinesen als See- und Maschinenleute angestellt; man ist mit ihren Diensten wie überall zufrieden, erwägt aber zur Zeit, ob man es noch länger wagen könne, Angehörige einer unter Umständen unfreundlichen Macht an den wichtigsten Stellen der eigenen Flotte Dienst tun zu lassen.

Nach meinen persönlichen Erfahrungen haben die japanischen Dampfer manche Vorzüge: wer nicht Freund einer aufgedrängten geräuschvollen Geselligkeit ist, wer die Seereise um ihrer selbst willen genießen will, fährt auf ihnen nicht schlechter, als auf den besten europäischen Linien, und hat mehr Raum für sich, als auf unseren sogenannten Luxusschiffen, wo an den Kabinen häufig der Platz gespart wird, der für prunkvolle Reklamesäle und überflüssige Nichtigkeiten und Spielereien gewonnen werden soll. Um das wichtigste Erfordernis, die Sicherheit, ist es auch nicht schlimmer bestellt als anderwärts. Für diese Behauptung möchte ich als Bestätigung eigener Beobachtungen einen Zeugen anführen, der sich in den New York Times folgendermaßen über die Sicherheitsmaßnahmen auf japanischen Dampfern äußert: „In allen Diskussionen über die „Titanic"-Katastrophe habe ich keine Anspielung auf die Methoden gelesen, die auf den Schiffen der Toyo Kisen Kaisha (auf der Linie San Francisco—Japan—Hongkong) angewendet werden. Ich habe kürzlich zweimal diese Linie benützt und fand jedesmal in meiner Kabine eine deutlich gedruckte Bekanntmachung, die eingerahmt und an einer sichtbaren Stelle aufgehängt war. Darauf war angegeben, welches Rettungsboot (mit Nummer und Aufbewahrungsort namhaft gemacht) der Insasse der betreffenden Kabine zu benutzen habe und auch, welcher Offizier mit Leitung dieses Bootes betraut sei. Nachdem so meine Aufmerksamkeit auf den Platz gelenkt worden war, der mir für den Fall eines Unglücks angewiesen war, begab ich mich natürlich auf die Suche nach diesem meinen Rettungsboot und fand, daß andere Passagiere das gleiche getan hatten. Man wurde auf diese Weise auch mit dem Offizier bekannt, in dessen Schutz man sich im Notfalle zu begeben haben würde. Aus dieser Verordnung geht außerdem klar hervor, daß genügend Rettungsboote für sämtliche Passagiere und für einen großen Teil der Besatzung vorgesehen sind." — Auf keinem von mir betretenen deutschen oder englischen Dampfer hat sich jemals jemand darum gekümmert, was ich in einer Notlage zu tun oder zu lassen hätte.

Es ist ein seltenes Glück, wenn alte Staatsmänner noch bei Lebzeiten erfahren, daß eine schwere, von ihnen als nötig erkannte, über ihr Volk verhängte Bürde dem Verständnis des Mannes auf der Straße durch die Zeitgeschichte gerechtfertigt erscheint. Das ganze Großmacht-

gewicht Japans, das so schwer in die Wage fällt, für eine entscheidende Umgestaltung Ostasiens auf lange Zeit, es beruht darauf, daß Japan als einzige Macht mit etwa zwanzig Infanterie-Divisionen und zwanzig hochwertigen Reserve-Divisionen dort überall auftreten und zwanzig gute, kriegsgewohnte Landwehr-Divisionen dabei in der Heimat zurücklassen kann. Es braucht davon nicht zu sprechen, denn jeder weiß es, und niemand sonst kann es bei der gegenwärtigen Weltlage.

Wer könnte nun die Verantwortung dafür tragen, wenn auf das Geschrei von Volksmännern hin, die nach billigem Ruhm geizten, das Land die im ganzen etwa 160 Millionen Mark betragenden Subventionen nicht getragen hätte, wenn es 1904 und jetzt die Mittel zum Kriegstransport seines Volksheeres über See nicht besessen hätte, wenn es nun auf fremde Mietfahrzeuge angewiesen wäre, um sich mit seiner vollen nationalen Kraft zur Geltung zu bringen, wenn es nottut. — Und würde sich jetzt, wo man die erweckten Geister zu fürchten anfängt, überhaupt eine Macht bereit finden, diese Mietfahrzeuge zu stellen?

Wen erinnert ein bei solchen Aufgaben versagender Standpunkt nicht an die klägliche Rolle der wehrverweigernden Parteien vor 1866 und 1870 bei uns? Kluge Voraussicht tat bei uns und in Japan, was sie tat, und wie sie es tat, unbekümmert um volkstümelndes Geschrei, und schnell von der Geschichte gerechtfertigt.

IX. Verkehrspolitischer Ausbau des Sieges.

„All human progress resolves itself
into the building of new roads."
Ruskin.

Wertvoller, als irgendeine Geldentschädigung hätte sein können, war für Japan die ihm infolge des Krieges zugefallene wirtschafts- und verkehrspolitische Vorherrschaft in Korea, wenn auch nichts davon in den Traktaten geschrieben stand; waren ferner die besonderen Rechte in den koreanischen Außenstellungen am Tjumen, im oberen Sungari-Tal, am Mittel- und Unterlaufe des Liao mit der großen, werbenden Anlage der südmandschurischen Eisenbahn. Japan hatte die Bahn zu einer Schätzung von 210 Millionen übernommen, wie sie als Kriegsbeute mit Zerstörungen und feldmäßigen Wiederherstellungen und Ergänzungen dalag. Aber allein in den Anlagen von Dalny-Dairen steckten an 40 Millionen Mark, und mit allen ihren Rechten und Vorrechten, mit Grundeigentum und Nebenunternehmungen, den Kohlenflötzen von Fushun (die heute schon bis Singapore hin der Cardiff-Kohle, selbst für den Bedarf von Kriegsschiffen, Konkurrenz machen) ist die Bahn, kaufmännisch betrachtet, ein Milliardenwert, als Machtmittel mit ihrem indirekten Einfluß aber überhaupt nicht münz- und wägbar abzuschätzen, so wenig, wie der Aufwand an Gefahr und unwägbarem Einsatz von Leben und Volkskraft, der sie erkauft hat.

Es ist eben kein rein wirtschaftlich und geschäftlich zu würdigendes Unternehmen, sondern man muß auf die Ostindische Kompagnie zurückgehen, um mutatis mutandis aus geschichtlicher Betrachtung heraus der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft gerecht zu werden. Sie hat zwar einen durchaus sterblichen, vielen inneren und äußeren Krankheiten unterworfenen wirtschaftlichen Leib, aber eine unsterbliche oder doch nur zugleich mit dem Lande, das sie ins Dasein rief, zerstörbare Seele; und ehe sie unter inneren oder äußeren feindlichen Gewalten zusammenbräche, müßte Japan genau so für sie einspringen, wie England in Indien für seine Kompagnie.

„Bakemono-yashiki", Gespenster-Baustelle, hat einmal ein bitterböser japanischer Zeitungsartikel das Unternehmen genannt, und insofern mit Recht, als an ihm wie seinerzeit an der Ostindischen Kompagnie eine Menge von lichtscheuen Persönlichkeiten und Verhältnissen hängen. Solches scheint aber untrennbar zu sein von einem so wunder-

lich verfilzten Gewebe aus blutig erworbenen Rechten und konventionellen Lügen, offenen Handlungen der Macht und Gewalt und unter der Hand erweiterten Zugeständnissen, aus vielseitigster kaufmännischer Betätigung, die neben Land- und Seetransport auch Kohlen-, Gas- und Elektrizitätswerke, Lagerhäuser, Hotels und mannigfachen Industriebetrieb umfaßt und noch nebenbei das Steuer-, Schul- und Gesundheitswesen ihres weiten Landgebietes besorgt. Die Bahn darf ihr Material zwar steuerfrei, aber unter endlosen Fehden mit der chinesischen Seezoll-Verwaltung einführen. Zu ihrem Schutze dient in ruhigen Zeitläuften ein Aufgebot von 15 000 Mann.

So weitläufig ist das Gerüst für den verkehrspolitischen Ausbau des Sieges, zu dem die hastig mit der japanischen Spurweite übernagelten russischen Geleise und die Kriegs-Bahnbauten die Unterlagen bildeten. Ein großer einheitlicher Plan liegt seinem weiteren Ausbau zugrunde. Freilich heißt es im Vertrage von Portsmouth, „die mandschurische Bahn werde nur für Handels- und Industrie-Zwecke, nicht für strategische ausgebeutet werden". Aber wer bestimmt darüber, was als offensives strategisches Vorhaben gelten solle? wer zieht die Grenze zwischen zulässigen und unerlaubten Hilfen für den Handel? Wer entscheidet, ob Vorteile errungen werden durch Vorzugsbehandlung heimischer Güter und ihrer Verfrachter oder aber durch den natürlichen Vorsprung des nahen Ursprungslandes, seiner Ortskenntnis, gleicher Schrift und Sitte, der bereiten Unterstützung seiner Banken, größerer Vertrautheit mit dem Markt und billigerer Arbeitskräfte? Was ist „offene Tür"? Wer hängt der großen Katze, die darin steht, die Schelle an?

Das Eisenbahnnetz von Korea muß im Zusammenhang mit dem mandschurischen betrachtet werden, mit dem es ein einheitliches bahnpolitisches Wirtschafts- und Aufmarschgebiet für Krieg und Frieden bildet. Das Rückgrat ist die Linie Fusan — Seoul — Wiju — Antung — Mukden mit ihren fertigen oder im Bau befindlichen Abzweigungen: Taiku—Masampo, Taiden—Kunsan—Mokpho, Seoul—Chemulpo, Pyöngyang—Chinnampo, die alle nach der Westküste laufen, und dem Nordast Seoul—Gensan—Hamheung—Hoiryong—Kirin, der später noch eine Zwischenverbindung von Pyöngyang nach der Gegend nördlich von Gensan erhalten soll. Weitere Zukunftspläne sind Linien von Taiku auf Mokpho und eine parallele Entlastungsbahn von Seoul über Chongju nach Taiku.

Begreiflicherweise hat man aber dem Ausbau der Zwischenglieder diejenigen Stücke vorangestellt, die unmittelbar von geeigneten Ausschiffungshäfen vorwärts gegen die Mandschurei führen. Dort trifft das koreanische Eisenbahnnetz künftig an zwei wichtigen Stellen (in Muk-

den und Changchun) auf die im zweigleisigen Ausbau begriffene Hauptlinie Dairen (ex-Dalny)—Changchun mit ihren Zweiglinien von Ryojun (ex-Port Arthur), Ingkau—Niutschwang und Chien-chin-chai. Freilich ist von den Verbindungsstrecken erst eine fertig, die aus einer kühnen Feldbahn zur Vollbahn umgebaute, mit einer mächtigen, über 3000 Fuß langen Brücke über den Yalu weggeführte Verbindung Antung—Mukden; von den anderen kann die fertige Teilstrecke Kirin—Changchun so lange nur als Zweigbahn gelten, bis das schwierige Stück Kirin—Hoiryong fahrbar sein wird.

Den Ausbau der Verbindung zwischen dem koreanischen und dem mandschurischen Netz hat Japan von dem widerstrebenden China im August 1909 durch einen unverkennbaren Griff nach dem Schwert erzwingen müssen. Wohl hatte die chinesische Regierung die klare Empfindung, daß ihre eigene Macht über die drei Ostprovinzen mit jedem Schienennagel auf den beiden Strecken hilfloser gemacht werde; und doch konnte sich der chinesische Gulliver dem Beginnen des einst so verachteten „Zwergenvolkes" nicht wirksam widersetzen. So lange als möglich versuchte man sich einer Entscheidung zu entziehen; aber so sehr man auch danach Ausschau hielt, es nahte keine Hilfe; schließlich verlor der Regent die Nerven; und als ich vier Wochen nach der für Japan günstigen Entscheidung die Feldbahn befuhr, arbeiteten überall die Flurenteignungs-Kommissionen, friedlich, nur mehr bestrebt, da das Gesicht nun doch einmal verloren war, wenigstens möglichst viel Geld aus dem üblen Handel herauszuschlagen. Wie sicher sich die japanische Regierung ihres diplomatischen Sieges schon im vornherein gefühlt haben muß, bewies entlang der ganzen Strecke der Augenschein: da erstreckten sich kilometerweit sorgfältig geschichtete Kiesgeschläge, Bettungsmaterial, da lagen Schwellenstapel und kunstvoll zugerichtete Bauhölzer für Tunnels und Brückengerüste, längst verpaßte eiserne Werkstücke harrten nur der Einfügung und Aufstellung: lauter Dinge, die dem kundigen Auge bewiesen, daß Japan von anderen Weltmächten sogar die Vorsicht gelernt hat, vorbereitetes Eisenbahnmaterial für wichtige Strecken in Nachbargebieten bereitzulegen.

Das ganze japanische Festland-Bahnnetz erinnert mit seinen Gleisanlagen und Nebenbahnen, seinen Rampen und militärischen Baracken, dem vorgesehenen Schutz der Kunstbauten gegen Zerstörung, kurz allen sorgfältigen Vorbereitungen kriegstechnischer Kleinarbeit an das beste, was man in dieser Art sehen kann: etwa auf beiden Seiten der deutsch-französischen Grenze und in dem von Lord Kitchener auf eine so beneidenswerte Durchbildung für den Eisenbahnkrieg gehobenen Aufmarschgebiet Nordwest-Indiens zwischen Lahore, Peshawar und Quetta. Einstweilen dient dieses gewaltige Kriegswerkzeug einem friedlichen, aber nicht weniger bedeutungsvollen Ringen: dem um die Vorherrschaft des ostasiatischen Handels in seinen Nachbargebieten, aus denen er langsam, doch sicher die auch hier teuerer und mit getrennten Kräften arbeitenden Eindringlinge zu verdrängen strebt.

Je intensiver und hochwertiger, je mehr auf veredelte Erzeugnisse zugeschnitten der Güterverkehr zwischen Ostasien und Europa wird, um so mehr steigen die Aussichten des Schienenweges gegenüber der Dampferverbindung, die ja noch dazu im Suez und Panama von Kanalgebühren belastet ist, um so mehr macht sich der Zinsverlust und die Versicherungsrate, auch die Tropengefahr des längeren Seeweges bemerklich. Schon bei der Rohseide läßt der Unterschied von einigen achtzig gegen zwanzig Tage Reisedauer nur mehr einen sehr bescheidenen Vorzug der Seefahrt bestehen; einige kleine Verbesserungen in der Güterdienst-Organisation, vor allem der zweigleisige Ausbau sibirischer Strecken, können bewirken, daß der Ausgleich bald eintritt für alle Güter, die entweder höheren Eigenwert bei geringem Sperraum haben, oder die zur Ausnützung günstiger Konjunkturen möglichst rasch auf den Markt geworfen werden sollen. Und weder Japan noch Rußland, einmal zu einem Einverständnis gelangt, scheuen sich davor, bei einem Verkehrsunternehmen ein paar Jahre lang daraufzuzahlen, wenn sie damit den Zweck erreichen können, unerwünschte Zwischenglieder auszuschalten, als die sie beide den angelsächsischen wie den deutschen Seeverkehr empfinden.

Daß die Eisenbahnen, in solchem Umfange als politisches Machtwerkzeug gebraucht, eine gewisse Gefahr für die öffentliche Moral auch des eigenen Landes bedeuten, wird in Japan und Rußland eingesehen, aber in den Kauf genommen. Daß sie eine Quelle nicht nachweisender Einkünfte bilden, als solche wieder unbillige Rücksicht erfahren, aber unter Umständen auch fordern können, wer will das bestreiten, der auch nur einen flüchtigen Blick in die Geschichte der britisch-ostindischen Kompagnie oder die Kolonialverwaltung der niederländischen Tropeninseln geworfen hat, vom französischen oder belgischen Kongo gar nicht zu reden. Um Aufschluß über den Umfang der Versuchungen zu geben, genügt ein Blick auf das Budget einer solchen Bahngesellschaft, mit ihrer behaglichen sechsprozentigen staatlichen Zinsengarantie, bei der allerdings der Staat mit seinem überwiegenden Kapitalanteil — jetzt noch! — meist leer ausgeht, aber seinen Anteil eben in Macht, in der Unterstützung von Staatszwecken fordert. In diesem Budget stehen neben der Eisenbahn: Schiffahrt, Minen, Häfen, Unterstützung lokaler Industrien, Hotels, elektrische Anlagen, Gaswerke, Pestbekämpfung, fast alles mit Millionen- oder Halbmillionenwerten. Unter den „gewissen Rechten und Privilegien, die dazu ge-

hören" (Vertrags-Wortlaut), sind Kleinigkeiten, wie die Kohlenfelder von Fushun und Yentai, die ersten allein nach mäßiger Schätzung 800 Millionen Tonnen bergend. In solchen Goldströmen rudern unter dem Andreaskreuz wie unter der roten Sonne jämmerlich bezahlte Beamtenhände neben solchen, die gute Zulagen und ihre Stellung vor Versuchung schützen. Die Staaten aber, die oft mit einem Federstrich, einer mutigen oder gleichgültigen Gebärde einen solchen Strom ergiebiger fließen oder versiegen machen können, sie haben beide wenig öffentliche Fonds für viele geheime Zwecke und keine so weitsichtigen Parlamente, wie das alte England, die verständnisvoll gelegentlich einmal eine Viertel-Milliarde votieren „for continental use". Was aber endlich die Phrasen „open door and equal opportunity to all" betrifft: Amerika bewährt sie soeben glänzend am Panama-Kanal, und „Japan lebt diesem Grundsatz mit den besten Absichten nach", wie mit ernster Miene seine Staatsmänner verkünden. Risum teneatis, amici! Wahrhaftig, was kann es dafür, daß es nur eben so viele hunderte von Kilometern von dem neuen Markte abliegt, als die weißen Völker tausende und abertausende? daß Schrift und Sitte den Ostasiaten zu seinesgleichen ziehen, daß die überall verzweigten Kreditinstitute, die eigenen Gemeinden und Staatsangestellten ihren Landsleuten helfen, wie ihre bessere Orts- und Marktkenntnis und ihre billigeren Hände? in Landstrichen, wo Reis und Sake so viel billiger sind, als europäische Diners und französische Weine, deutsches Bier oder schottischer Whisky? Und doch gibt es Menschen, die nicht glauben wollen, daß wir in einem Menschenalter für den Massenverkehr den „direkten Handel" nach dem Osten haben werden, gerade so sicher wie die Nabob-Zeiten Indiens, der goldene Boden des Shanghai-Geschäftes, die spielend errafften Zwischenhandelvermögen der Vertragshäfen jetzt schon vorüber sind, so sehr die Beteiligten mit Recht bedauern mögen, daß ihnen die schwer ringende heimische Industrie und die fremden Wirtsvölker nicht mehr je zur Hälfte die fürstlichen Haushaltungen, Rennställe und andere Emolumente einer vornehmlich in der Hautfarbe begründeten Herrenstellung zahlen wollen. Auch an diesem, sicher für Viele schmerzlichen Umschwung arbeitet zäh der verkehrspolitische Ausbau des Sieges der anderen Rasse.

Wenig mehr als ein Menschenalter ist vorüber, seit die erste Bahn von Yokohama nach Tokyo, noch nicht dreißig Kilometer lang, mit englischen Bauleitern, Arbeitern, Geld und Material gebaut ward. Nun liefern die Peking—Kalgan-Bahn für die Chinesen, die stattliche Strecke Seoul—Antung—Mukden für die Japaner den Beweis, daß die Rassen des fernen Ostens, wenn auch nicht mit originalen Leistungen, aber doch mit ebenbürtiger Herstellung dessen, was sie uns abgesehen haben, in den Wettbewerb auch auf diesem Gebiete eingetreten sind. Was unsere Väter uns darin vererbt haben, bedeutet keinen Vorsprung mehr. Der letzte, neuste Schliff, Feinheiten der chemischen Industrie, Kraftwagen und Flugwesen, Kreditorganisation vor allem ist noch voran, spürt aber den Atem der Nachstrebenden im Nacken, gelegentlich auch ihre Tritte auf den Fersen; und im wilden Kampf um die Absatzgebiete verkaufen die Völker Europas täglich ihre Erstgeburt für befriedigte Eitelkeit und klingenden Augenblicksgewinn. Wer kann sich solcher Gedanken ganz entschlagen, wenn er zum erstenmal die beiden Strecken fährt?

Gerade die Bahn von der Liao-Ebene zum Schlachtfeld des Anfangserfolges am Yalu ist ein solides und tüchtiges Stück Soldaten-, Diplomaten- und Ingenieur-Arbeit: die kleine Feldbahn, die dem Vormarsch der Armee Kuroki folgend über die Pässe geklettert war und eine der apartesten, landschaftlich hübschesten Reisemöglichkeiten bot, und die mit kunstgewerblicher Sorgfalt in den Einzelheiten ausgeführte, meist tief eingeschnittene, im Tunnel unter den luftigen Pässen wegführende Vollbahn. Zuerst folgt die Linie von Mukden aus der Südstrecke, benutzt deren mächtige Brücke über den Hun-Fluß und biegt erst dann durch das wellige Schlachtgelände vom Schaho auf die Berge zu. Aber dort erwartete sie der nicht ganz einfache Übergang nach Pen-shi-hu, die Überbrückung des Taitse-ho, der zuweilen so stark dahinströmt, wie der untere Inn, der Taling-Tunnel und das Durchwinden längs der schwierigen geologisch wild verworfenen Schichten des Hsi-Tales. Von über 350 km Bahnentwicklung sind reichlich 160 km eine fast ununterbrochene Reihe von Tunnels (24), Einschnitten, Brücken (212) und hohen Dämmen. Die Gesamtlänge der Tunnels beträgt 26 542 Fuß, der Brücken 26 884, ohne die stattliche Yalu-Brücke, die bei Antung über den Strom führt (3097 Fuß) und für sich allein Gegenstand eines jahrelangen diplomatischen Schachspiels war. Unter dem japanischen Baustab wirkte neben 2000 bis 3000 geschulten japanischen Vorarbeitern und 500 Koreanern ein Arbeiterheer von 25 000 bis 30 000 Chinesen. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung waren Truppen und Gendarmerie bis zu 7000 Mann längs der Baustrecke verteilt gewesen, deren Ausdehnung in der Luftlinie 286 km nicht überschreitet. Das ist ein stärkeres Aufgebot im Frieden, als sonst die Verhältnisse des Etappenkrieges es gestatten. Es wird eben zur Zeit in Asien mit Eisenbahnen im Frieden Krieg geführt, und man ist folgerichtig genug, deshalb auch die Mittel der Kriegführung bei ihrer Durchsetzung und ihrem Bau anzuwenden.

Freilich spart der Weltverkehr immer noch einen Tag, wenn er den Weg über Wladiwostok nimmt, statt längs der japanischen Fest-

landbahnen. Aber er hat dafür das lange und meist unerfreuliche Stück Seereise zwischen Wladiwostok und Tsuruga in den Kauf zu nehmen, und man bekommt anderseits auf der Fahrt Mukden—Antung—Fusan einen, wenn auch flüchtigen, so doch bei einiger Vorbereitung und offenen Augen wertvolle Eindrücke vermittelnden Streifblick auf Mandschurei, Korea und Westjapan, bei viel kürzerer Seefahrt (8 Stunden), so daß kaum ein Weltreise-Handbuch mit gutem Gewissen zu den Strecken über Dairen oder über Wladiwostok raten kann. Für einen steigenden Güteraustausch aber sorgen die nach Süden gehenden Kohlen von Fushun, Yentai und Pen-shi-hu, das Eisen der ostmandschurischen Berge, und als Rückfracht koreanischer Reis, der Holzreichtum und die beginnende landwirtschaftliche Blüte des Yalu-Tales. Welche Bedeutung die von Japanern und Chinesen gemeinsam betriebenen, unmittelbar an der Bahn gelegenen Kohlengruben bei Pen-shi-hu, mit ihrer guten Anthrazitkohle, in Verbindung mit den Eisenminen von Tamiao—Miaoerhkou noch gewinnen können, ist kaum abzusehen. Sie sind das erste größere Unternehmen, das auf Zusammenwirken der alten Gegner und gemeinsames Vorkommen von Kohle und Eisen in derselben Gegend des japanischen Machtbereiches gegründet wurde (vorläufig auf 50 Jahre, unter gleicher Kapitalbeteiligung beider Nationen, jedoch nur mit einem Drittel Chinesen und zwei Drittel Japanern im Beamtenstab und leitender Beteiligung der japanischen Okura-Kompagnie). Man wird aus der Beobachtung der Weiterentwicklung dieser Werke wichtige Schlüsse ziehen können und dürfen, wichtigere als aus dem Gedeihen der anglo-japanischen Gründung Muroran, denn hier sind die beiden ostasiatischen Nationen zum ersten Male in gemeinsamer Arbeit auf sich selbst gestellt. Werden sich japanische Staatskraft und chinesische Wirtschaftstüchtigkeit hemmen oder ergänzen? Nicht nur militärisch und kriegsgeschichtlich, auch wirtschaftspolitisch findet sich so an der einstigen Feldbahn der ersten Armee einer der wertvolleren Aufschlüsse Ostasiens. Von ihrer strategischen Bedeutung ist schon die Rede gewesen.

Die Leistung innerhalb eines Menschenalters, die nun in der Aufnahme einer großzügigen, erobernden Eisenbahnpolitik auf dem Festlande zum Ausdruck kommt, wäre unverständlich ohne eine kurze Betrachtung des japanischen Eisenbahnwesens überhaupt. Das arme, aber wie wir es nun kennen, von einem eisernen Macht- und Arbeitswillen beseelte Land, hatte in den Zeiten der größten Geldklemme den einen Grundsatz zäh festgehalten, der natürlich den Kapitalzufluß bis zu einem gewissen Grad unterbinden mußte: sich um keinen Preis in eine Form der Abhängigkeit vom Auslande zu begeben, die man nicht sicher war, abschütteln zu können, und zu diesem Zweck nichts aus den Händen des Staates zu lassen, was sie irgend festhalten konnten. Neben den anderen Riesenaufgaben aber wollten sich zunächst die Mittel für ein Staatsbahn-System nicht finden; und doch wußte man von Anfang an, daß man Staatsbahnen wollte, und zwar vor allem ein von vornherein in seinen Hauptlinien auch nach Wehrzwecken festgelegtes Netz, mit möglichst wenig Kraft- und Wegverschwendung durch Konkurrenz und örtliche Rücksichten. Zu Hilfe kam dieser Absicht die Tatsache, daß schon das Verkehrs- und Straßennetz Altjapans von einem einheitlichen staatlichen Machtwillen orientiert gewesen war. So wurde denn ein Eisenbahnbauplan von der Regierung aufgestellt, der alle gewünschten Linien umfaßte, und dann das private Kapital ermuntert, die Öffentlichkeit allmählich für Staatsbahnen reif gemacht, bis 1905 etwa 8000 km in Betrieb waren, davon zwei Drittel Privatbahnen. Endlich, 1906, unter dem Eindruck des Sieges, gelang die von Anfang an als Ziel erstrebte Verstaatlichung, freilich mit einer schweren Eisenbahnschuld und einer sehr reichlichen Entschädigung der Gläubiger, aber sie lieferte auch dem Staate das Pfandobjekt, das er für seine Post-bellum-Anleihen brauchte.

Billig ist die Verstaatlichung dem japanischen Steuerzahler nicht gekommen: die Betriebsausgaben schnellten von 1888 bis 1909 von 37 % auf 53½ % empor, damals um 15, heute nur mehr um 8½ % weniger als in England, trotz der immer noch beträchtlichen Lohnunterschiede, wenn auch in Japan Löhne und Kosten jeden Fortschritt in gleicher Steigerung begleiten. Vor allem kommt in der Annäherung dieser Zahlen die Unzulänglichkeit der japanischen Spurweite bei der Bewältigung des steigenden Güterandranges mit ihrem verhältnismäßig höheren Betriebskoeffizienten zur Geltung. Vielleicht wird, neben dem militärischen Bedürfnis und den Übergangsschwierigkeiten bei dem Trajektverkehr Fusan—Shimonoseki, der bessere Betriebskoeffizient der Festlandsbahnen der überzeugendste Fürsprecher für den Umbau der Inselbahnen auf die größere Spurweite sein. Augenblicklich lastet diese drohende große Ausgabe und die Notwendigkeit, zu sparen, wo sich irgend sparen läßt, schwer auf dem Gedeihen der Inselbahnen, die, mit gesondertem Etat, auch für Neubauten nur auf ihre Einnahmen angewiesen, zwölf Jahre gebraucht hatten, um die wichtigen Verbindungen aus der Gegend von Himeji nach N. W. an die Japansee fertig zu stellen. Daß eine Elektrisierung der Bahnen, vielleicht ein staatliches Elektrizitätsmonopol als Helfer in der Not aufstehen könnte, ist im VI. Kap. berührt worden.

Zwei Fragen umwölken den Sehkreis der japanischen Verkehrspolitik, abgesehen von den hohen Zinsen und den kleinen Freundlichkeiten der mißtrauischen Finanzmächte auf dem Anleihenmarkte: eine

innere und eine von außen herangetragene. Die erste, nun dringendere, wird geschaffen durch die im Stammlande und den Festlandprovinzen verschiedene Spurweite, die zweite durch die abgeschlagenen, vertagten, aber keineswegs für immer erledigten chinesisch-amerikanischen Bahnpläne in N. O.-China.

Die Spurweite der japanischen Staatsbahnen ist zu klein: die breitspurigen, ruhig laufenden Bahnen des Festlandes stechen vorteilhaft von den schmalspurigen, immer überfüllten, arbeitvergeudenden, Menschen und Material abnützenden der Inseln ab. Je eher die breite Spur auch hier durchgesetzt wird, desto besser, denn kommen muß sie doch, trotzdem die mit allen Haupttransportlinien gleichlaufend von der Natur geschenkten Wasserwege die sonst einfach nicht zu bewältigenden Massengüter und Sperrwaren abnehmen, und der japanische Passagier- und Kriegstransport sich in einer Weise zusammendrängen läßt, die man anderswo nicht kennt. Wer vom Festlande auf die Inseln kommt, empfindet schmerzlich Mängel an Bequemlichkeit und Reinlichkeit, und eine gewisse Betriebsunsicherheit, die in einer recht hohen Unfallrate (über 3000 im Jahre) zutage tritt. Sie ist sicher zum Teil eine Folge der Anstellung zu vieler, aber schlecht bezahlter Beamter: — trotz Aufbesserung erhalten z. B. Tunnelfrauen 32 Pf., Lampenwärter 86 Pf., Schaffner 1,22 M., Lokomotivführer 1,66 M. im Tag! — aber zum andern Teil eine Folge des Schmalspurbetriebes, an den die nationale Eitelkeit, wie der rasch steigende Personen- und Güterverkehr Anforderungen zu stellen anfängt, denen eben nur Vollbahnen genügen können. Diesen Betrieb, wie es einmal eine mißvergnügte deutsche Stimme getan hat, unseren Bahnen als Muster vorhalten zu wollen: ein solcher Gedanke würde in Japan selbst am wenigsten verstanden werden. Von dem Wunsch getrieben, die europäischer Gepflogenheit gegenüber etwa halbe Fahrgeschwindigkeit der besseren Züge zu erhöhen, läßt man diese, von solchen Zeugen meist ausschließlich benutzten Züge notgedrungen mit Stoßen und Schleudern über Steigungen und Kurven in einem Tempo laufen, das bei ihren Zuggewichten in schmaler Spur eine fortwährende Gefahr bedeutet. Kurz ehe das Ministerium Katsura fiel, wollte sein Verkehrsminister Baron Goto, auch sonst durch seine Lösung organisatorischer Kolonialaufgaben rühmlich bekannt, die Lebensader der Hauptinsel, die Tokaido- und Sanyo-Linien, auf die Normalspur bringen und so wenigstens Tokyo mit Shimonoseki über Osaka und Kyoto durch eine leistungsfähigere Bahn verbinden. Eine Anleihe sollte die Mittel dazu gewähren. Der Sturz des konservativen Kabinetts und die ungünstige Lage des Weltmarktes vereitelten die Ausführung des Entwurfs, die momentan einen schmerzlichen Geldaufwand gefordert, sich aber nach und nach durch

Ersparnis an Zeit und Stoff sowie durch Verkehrssteigerung bezahlt gemacht hätte. Die für einen schnellen Verkehr mit modernen Zugslasten und Lokomotiven zu starken Neigungen, zu engen Kurven und zu schwachen Brücken werden ja doch einen Umbau in absehbarer Zeit erzwingen; sollte man wieder am falschen Ende sparen wollen? Fünf Normalspurwagen schaffen dasselbe fort, wie fünfzehn der jetzigen; braucht es da noch andere Zahlen, um die Wünschbarkeit des Umbaues für Friedens- und Kriegsgebrauch darzutun? Es war eine sehr vorsichtige Schätzung, nach der sich der Aufwand in 13 Jahren durch die gesteigerte Einnahme tilgen würde.

Als zweiter dunkler Punkt stand eine Zeitlang das Unbehagen über die Sino-amerikanischen Eisenbahnpläne am Horizont. Freilich ist es für die rapide Entwicklung ostasiatischer Politik schon lange her, daß er drohend heraufstieg, und er ist jetzt durch den Niederbruch in Peking und die hastige Sorge um die Fertigstellung und Befestigung des Panama-Kanals wieder in den Hintergrund geschoben worden. Aber wer die Zähigkeit des Großkapitals in der Verfolgung von Zielen kennt, die große und dauernde Gewinne verheißen, weiß, daß der Gedanke wieder auftauchen wird, sobald ihn nicht mehr die einträchtige Macht von Rußland und Japan in Schach hält. Denn das Interesse Chinas an diesen Plänen ist groß, und nicht minder groß die Kraft millionenstarker Syndikate, nicht nur einzelne Beamte und Zeitungen, sondern den ganzen Strom der öffentlichen Meinung umzustimmen und in neue Bahnen zu lenken.

Der berechtigte Wunsch Chinas, mit seinen Grenzländern südlich von Transbaikalien nicht nur durch fremde, ja feindliche, sondern durch eigene Bahnen verbunden zu sein, stammt nicht von heute. Zuerst sollte die Bahn Tientsin—Schanhaikwan—Kintschau—Hsinmintun diesem Ziele dienen; da verboten aber die Japaner ihre nördliche Fortsetzung auf Fakumen und sie mußte gegen Mukden abbiegen. Dann tauchte, im Zusammenhang mit dem Hafenbau in Lienschan, ein Bahnprojekt Kintschau—Tsitsikar auf (an der russischen Linie durch die Nordmandschurei gelegene Hauptstadt der Nordprovinz). Diese Linie hätte die Stellung von Dairen schwer schädigen und den Chinaverkehr ganz an sich reißen können, um so mehr, als der Hafen Kintschau nur 86 englische Meilen von Mukden gewesen wäre, Dairen aber 241. Damals standen sich aber Rußland und Japan noch mißtrauisch gegenüber, China hingegen stand relativ fest; es hatte als Gegenleistung die Bauerlaubnis für die Strecken Antung—Mukden und Changchun—Kirin—Hoiryong zu bieten, und so gestand ihm ein feierlicher Staatsvertrag den Bau Kintschau—Tsitsikar sowie das strittige Gebiet von Chientao zu. Dann wurde es ernst mit dem Bahnbau, denn amerikanisches und eng-

lisches Geld war dafür bereit, aber das kühne Vorgehen des amerikanischen Generalkonsuls W. G. Straight, die Reibungen, die sich damals an die Verwaltung von Charbin knüpften, und endlich der Vorschlag, die mandschurischen Eisenbahnen zu neutralisieren, das alles belastete ein an sich schon von Japan und Rußland mit höchstem Argwohn betrachtetes Unternehmen zu sehr; es sank unter und mit ihm der weitaussehende Gedanke, in der Westmandschurei und inneren Mongolei eine mächtige Bahn-Gesellschaft mit internationalem, vorwiegend angelsächsischem Kapital auf die Beine zu bringen, stark genug, um 1939, wenn das Rückkaufsrecht flüssig werden würde, in Chinas Namen die mandschurischen Bahnen zurückzukaufen.

Durch das Scheitern dieses Planes ist die Welt nicht nur um das Schauspiel eines interessanten Macht- und Rechtskonfliktes gekommen, sondern auch einstweilen um einen vielversprechenden Verkehrsweg. Bei einer Gesamtlänge von 963 englischen Meilen wäre er in fünf große Bauglieder zerfallen: Kintschau—Shaokulon (197 Meilen), Chengkiatung (218), Yaonan (140), Tsitsikar (148) und endlich das die russische Bahnzone schneidende und deshalb wohl nie durchzusetzende Stück Tsitsikar—Aigun (250). Große Bauschwierigkeiten hätten nur zwei Stellen bereitet: einige 32 km zwischen Patuyingtz und Tschaoyang im Anfang und die Überschreitung des Chingan-Gebirges in der Endstrecke. Japan hatte einen Anschluß an seine Bahn von Tieling nach Tschengkiatung verlangt, einige 210 km.

Immer schwerer fiel beim Fortschreiten der Bahnunterhandlungen das Gewicht der tatsächlichen Machtverhältnisse in die Wage und schnellte die Schale nicht nur der Chinesen, sondern auch der westlichen Geldgeber und der Vereinigten Staaten empor. Unter diesen Verhältnissen war es ein Glück für die offene Tür, daß die Züge auf der Teilstrecke Kupangtse—Niutschwang schon liefen, sonst wäre auch sie schwerlich mehr durchzusetzen gewesen, und auch die letzte einigermaßen offene Einfallpforte in die Mandschurei wäre, wenn auch nicht zugeschlagen, doch von einem Wächter besetzt gewesen, der jeden in Ostasien Ortsfremden zum mindesten um Trinkgelder zu erleichtern willens gewesen wäre.

Das arme China aber, damals von etwa 11 000 km Bahn durchzogen, davon nur etwa 3000 km ihm, 1600 Rußland, 1350 Belgien, über 1100 Japan, fast ebenso viel Deutschland und zwischen 900 und 1000 England gehörten, es wußte nun gewiß, daß seine Rechtsheimfallbestrebungen die Schienenwege der drei Ostprovinzen nimmer zu dem rechnen dürfen, was je für Geld und gute Worte auf rechtlichen und friedlichen Wegen zurückzuerlangen sein könnte.

X. Das gewonnene Land.

„Eröff'n ich Räume vielen Millionen
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen...
Faust.

Die Umwandlung des „Kaiserreichs Korea" in die japanische Provinz Chosen (wie „das Land der Morgenfrische" mit seinem angestammten Namen heißt), hat sich vorbildlich reibungslos vollzogen. Den „Taschenkrebs zwischen den Walen" nannte der Volksmund mit grimmigem Humor das eigene Reich, das sich seit Jahrhunderten nicht mehr der mächtigen Nachbarn erwehren konnte, aber auch wohl unfähig gewesen wäre, sich ohne Vormundschaft aufrecht zu halten, wenn es auch gleichsam sich selbst Mut zu machen versuchte, indem es sich die Würde eines Kaiserreiches beilegte und einen Unabhängigkeitsbogen errichtete in der kurzen Atempause, als der eine Wal von ihm hatte ablassen müssen und der andere sich schon zum Verschlingen anschickte. Der Kaisermantel war zu weit für einen so heruntergekommenen Körper von 12 Millionen Menschen unter der Leitung von etwa 400 000 privilegierten Nichtstuern und einem entarteten Herrscherhause, der obendrein noch zwei Millionen Drohnen mit ernähren mußte: die seit geraumer Zeit jeder ernstlichen Tätigkeit entfremdeten, überwiegend von Erpressung lebenden Familien des Militär- und Ziviladels sowie der Literaten (Yang-ban).

Der Selbstmord einiger ehrenhafter Männer, die solche Schmach des Vaterlandes, den Verlust seiner Unabhängigkeit, nicht überleben wollten (wie des Gesandten in Petersburg), einige lokale Aufstände, die von den Resten des ehemaligen koreanischen Heeres, den Tonghaks, ausgingen und Massenerschießungen nötig machten, bei denen mindestens 14 000 für die Idee der Freiheit begeisterte Patrioten umgekommen sein sollen — das alles ändert doch nichts an der beschämenden Tatsache, daß die Mehrzahl des Volkes, vor allem aber seiner natürlichen Führer und seiner wenigen Gebildeten, die nationale Schmach gleichmütig, ja stumpfsinnig über sich ergehen ließ, und an der herben Wahrheit: daß das Volkstum als Gesamtheit kein besseres Schicksal verdient hatte.

Allerdings war die längst im stillen geplante Annexion musterhaft und umsichtig vorbereitet worden, unter anderm durch das Aufgebot von 13 000 japanisch organisierten Gendarmen und durch ein Spionage-

system, das seinesgleichen sucht; und es ward nachher keine Zeit verloren, durch den gleichen Schlag eine beispiellose Mißregierung durch straffe Zucht und Ordnung zu ersetzen und eine Reihe wohltätiger, den Übergang schmerzlos gestaltender Maßregeln mit offenen Händen über das ganze Land auszustreuen. Durch eine Amnestie wurden 2000 klug ausgewählte Verbrecher begnadigt. Ein Goldstrom floß von Japan aus gleichzeitig durch das Land und machte alle von ihm befleckten Hände zu Mitschuldigen. So wurden mit mehr oder weniger großen Summen über 12 000 Yang-bans, Amtsadlige und Literaten, abgefunden, um nicht zu sagen bestochen; und über 3200 „pietätvolle Söhne" und „treue Gattinnen" mit Prämien für diese Tugenden. In 12 Stadt- und 217 Landdistrikte flossen ungefähr 35 Millionen Mark. Man gründete innerhalb kurzer Zeit: 35 Seidenzucht- und 21 Weblehranstalten, 13 Werkstätten für Seidenverarbeitung und 8 für die altberühmte Papierindustrie, 3 Fischereistationen, 37 Saatzuchtanstalten, 4 Maulbeerfarmen, 8 industrielle Lehrwerkstätten und 4 dazu gehörige Schulen. 150 Wanderlehrer waren — natürlich im Sinne der neuen Herrschaft — tätig, 133 öffentliche Schulen und 7 Industrieschulen waren neu aufgetan, 217 öffentliche und private Lehranstalten unterstützt worden. Nach dem ersten Jahre konnte die Grundsteuer um 5 % ermäßigt werden, und doch stieg ihr Ertrag, weil ehrlicher beigebracht, um vier Millionen Mark, Einfuhr wie Ausfuhr hoben sich.

Die Straßen und Eisenbahnen sind in stetigem Ausbau begriffen, ebenso die Häfen von Fusan und Chinhai, Chemulpo und Chinnampo (die beiden ersten werden dabei planmäßig bevorzugt); auch mit Verbauung von Wildbächen und Strömen hat man begonnen, zur Abhilfe gegen die bisher gleichmütig getragene Zerstörung durch regelmäßige Überschwemmungen.

Was sich (abgesehen von den schon erwähnten lokalen Aufständen etwas größeren Stiles) dem Übergang aus einem völlig verlotterten in ein geordnetes Staatswesen widersetzte, waren im Grunde wenig gefährliche Widerstände, die sich an Bedeutung kaum mit dem Brigantaggio messen können, das sich zwischen 1860 und 1870 der Ordnungsarbeit norditalienischer Truppen gegenüberstellte. Immerhin bedurfte die verantwortungsvolle Aufgabe der Umgestaltung eines ganzen Mannes, eines Führers, der wie Graf Terauchi mit fester Soldatenhand zugriff, der in unruhigen Zeiten überall und nirgends war, deshalb für die ungewandt angestellten Attentatsversuche unerreichbar schien und bis heute heil geblieben ist, trotz der stattlichen Sammlung von Todesurteilen, die er sich im Laufe der Jahre anlegen konnte, so daß seine Person für das Volk mit einem Schein des Unheimlichen umkleidet ist. Die von der linksstehenden japanischen Presse vielfach als Militärdiktatur verschriene Organisationsleistung Terauchis als Generalgouverneur wird von allen nicht durch Leidenschaft oder Partei geblendeten Beobachtern rückhaltlos anerkannt. Seine Hand ruht schwer auf den japanischen Abenteurern, die ein Recht auf ungehinderte Ausbeutung der Koreaner zu haben glaubten, und dieses vermeintliche Recht in den Jahren vor der Einverleibung, unter der ohnmächtigen einheimischen Regierung, viel unbeschränkter auszuüben gewohnt waren, als das nun unter der eigenen Flagge möglich ist; und denen noch in der Übergangszeit die Landesbewohner, diese großen Kinder, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl mit der neuen Herrschaft ganz zufrieden waren, ohne genügenden Schutz (z. B. mit einem Zinsfuß von 40 %!) ausgeliefert gewesen waren. Diese goldenen Zeiten sind nun vorbei; und so rächen sich die Glücksritter und ihre Zeitungshintermänner, indem sie das patriarchalische System beschimpfen, das doch, wenn irgendwo in der Welt, in Korea am Platze ist, wo es erst ganz allmählich den Boden für die jetzt schon urteilslos geforderten Rechte einem späteren Geschlechte vorbereiten kann.

Dieses Geschlecht wird dann japanisch lesen und sprechen können, ja vielleicht sogar japanisch denken; so sehr auch die amerikanischen Missionsschulen, die stärksten Gegner der Amalgamierung, sich dieser Entwicklung entgegenstemmen (ein halbes Tausend Missionare haben in Korea über 300 000 Konvertiten gemacht, manche sprechen sogar von einer halben Million). Der angelsächsische Missionar ist, bewußt oder unbewußt, zu allererst ein überzeugter Flaggenträger seiner Rasse, dann erst Apostel seines Glaubens. Wer das nicht glauben will, der lese W. E. Griffis „Japans absorption of Korea", dessen Autor gute Miene zum bösen Spiel zu machen versucht. Die amerikanischen Missionare haben allerdings, wie er sagt, in der entscheidenden Dekade die materielle und geistige Entwicklung von Korea geleitet, aber noch rascher dem unvermeidlichen Untergang entgegen, denn sie haben in der Dynastie und den leitenden Kreisen trügerische Hoffnungen auf amerikanischen und internationalen Rückhalt erweckt, der in der entscheidenden Stunde versagte. Das wurde noch einmal grell beleuchtet durch den letzten, verzweifelten, gutgläubigen Appell des versinkenden Landes an das Haager Schiedsgericht, der mit einem verlegenen Schweigen von den Vertretern der übernational organisierten Menschheit zu den Akten gelegt werden mußte.

Nun ist dem langsamen und qualvollen nationalen Todeskampf ein verhältnismäßig schmerzloses Ende gefolgt. Es ist begreiflich, daß die neuen Herren ähnlich verfahren müssen, wie etwa ein willensstarker Geist, der sich durch Hypnose eines fremden Zentralnervensystems bemächtigt hat: sie trachten alles auszuschalten, was die Erinnerungen

an Vergangenes wecken könnte, also die Landesgeschichte, die mit ihr verwobenen Geisteswissenschaften; daß sie überhaupt den ideologischen Grundzug in Schule und Erziehung verbannen und dafür alles in den Vordergrund schieben, was geeignet ist, die Geister im Sinne der neuen Zustände zu beeinflussen: Realbildung, materielle Wohlfahrt, Verbesserung der furchtbar rückständigen hygienischen Verhältnisse, kurz alles dessen, was Leib und Muskeln bei guter Laune und Leistungsfähigkeit erhält und die Seele möglichst im Schlafe läßt. Aber das verwahrloste, unglückliche Land gleicht auch darin einem Kranken nach schwerem Eingriff, daß es die lang entbehrte körperliche Pflege zu wohltätig empfindet, als daß es die Übergriffe des Pflegers in seine persönliche Sphäre so bemerken und so peinlich empfinden könnte, wie der gesunde, unbeteiligte Zuschauer.

Selbstlose Vormundschaft und Pflege, wie eigensüchtige Nutznießung, von den neuen Herren so gleichmäßig ausgeübt, daß man kaum reinlich scheiden kann, wo die eine endet und die andere anfängt, finden ein weites Feld. Auf einem Flächenraume, mehr als halb so groß wie Japan (einige 218 000 qkm — Italien ohne die Inseln) ernährt Korea doch nur ein Viertel von Japans Bevölkerung (13 Millionen). Das Verhältnis des unberührten Landes zum kultivierten ist 2 zu 3 (Angabe nach Schätzungen), aber auch das Kulturland ist nur oberflächlich „angekratzt", damit es mit möglichst wenig Aufwand von Arbeit den bescheidenen Bedarf an Körnerfrüchten, Reis und Rüben hervorbringe, den die Koreaner brauchen, um ein sehr bedürfnisloses Dasein zu fristen. Die ursprünglich reiche Bewaldung ist durch Raubbau und sinnlose Wirtschaft teilweise zerstört worden; die Berge sind überwiegend kahl oder mit Buschwerk und Gestrüpp bedeckt, sollen aber mit rühmenswertem Eifer durch Staats- und Privatunternehmen der neuen Herren wieder aufgeforstet werden. Nur an geschützten, abgelegenen Stellen finden sich noch prächtige, weite Hochwaldbestände und zeigen, was der Boden leisten könnte. An Bodenschätzen birgt die mannigfaltig gegliederte Halbinsel Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, silberhaltiges Zink, Graphit und Kohle. Der Goldertrag allein war 1910 über 10 Millionen Mark, die Bodenfläche aller Minenkonzessionen betrug über 8200 Millionen qm.

Das Klima der doch von drei Seiten vom Meer umspülten Halbinsel ist auffallend kontinentaler, als das japanische und wirkt, besonders im Gegensatz zu einem schwülen Inselsommer, angenehm erfrischend auf uns kontinentale Europäer, für die es ohne Zweifel gesünder ist; hingegen ist es mit seinem kälteren Winter, seinen rauhen Nordostwinden und schroffen Temperatursprüngen nicht ungefährlich für die durch ihr subtropisches Seeklima verwöhnten Japaner. Trotz recht massiger Regenfälle im Sommer sind Wassermengen und Wasserkräfte der Flüsse infolge der Waldverwüstung ungleichmäßig; trotzdem scheint das Land im ganzen ausreichend bewässert.

Wasserwege und Küsten bergen nicht minder, als das Binnenland, breite Zukunftsmöglichkeiten. Bei einer Küstenentwicklung von über 5000 englischen Meilen mag wohl noch Raum für die Einschiebung der 700 000 japanischen Küstensiedler sein, mit der ein offizieller Bericht rechnet. Augenblicklich leben erst einige 5000 Japaner in mehr als 1000 Häusern mit der Küstenbevölkerung zusammen, zu denen als eine Art maritimer „Sachsengänger" 17 000 Fischer in 4000 Booten alljährlich von den Inseln herüberkommen. Sie gewinnen 7½ Millionen Mark Rohertrag aus einem Anlagekapital von 4 Millionen mit einem Aufwand von 2½, während mehr als 70 000 Koreaner mit nahe an 13 000 Booten längs der ganzen Küste nach japanischen Berichten nur für etwas über 6 Millionen Mark Wert herausfischten. Auch die Salzgewinnung an der Küste ist der Steigerung fähig. Im allgemeinen ist die Westküste offener und zugänglicher, als die geschlossenere, steilere Ostküste; die Hauptabdachung der Halbinsel, ihre Stromtäler und Ebenen öffnen sich nach Westen, die natürliche Orientierung des Landes steht also in einem Gegensatz zu seiner politischen von heute.

Von seiner Gesamtfläche sind nach anderer Schätzung ungefähr 2¼ Millionen Cho (etwa ha) Ackerland, und zwar 0,85 Millionen nasse, 1,25 Millionen trockene Felder. Das ergibt für die Einzelwirtschaft im Durchschnitt 1 ha Land, aber 70 % des ackerbauwürdigen Landes sind Eigentum von meist in Seoul lebenden Yangban-Großgrundbesitzern, die nun in rascher Folge von Japanern ausgekauft oder ausmanövriert werden. Nur etwa 30 % sind Kleinbauerngüter.

Es macht dem japanischen Landesregiment Ehre, daß es mit solcher Klarheit erkannt hat, in welcher Reihenfolge die Meliorationen an dem wüst und brach liegenden Lande anzufassen waren. Kaum war der unentbehrlichste Verwaltungsrahmen gespannt, die notdürftigste Sicherheit des Lebens und Besitzes gewährleistet, so warfen sich die besten Kräfte auf Land- und Forstwirtschaft. Der Staatsbesitz an Wald ist ungefähr so groß, wie in Deutschland, aber ungleichmäßig und schlecht bestanden. Im großen Stile sorgt ja der Staat durch seine überall begonnenen Aufforstungen und Pflanzungen für ein gutes Beispiel; um aber der Bevölkerung wieder Sinn für Baumpflege beizubringen und so einen Resonanzboden für die staatliche Waldwirtschaft zu schaffen, verfiel Graf Terauchi auf die anmutige Idee, den Jahrtag des Kaisers Jimmu (13. April) als Baumpflanz-Tag für ganz Korea zu erklären und anzuordnen, daß an diesem Tage jeder Schüler im ganzen Lande einen Baum pflanzen müsse.

Bei der Arbeit, durch regste Betätigung auf dem Gebiete der materiellen Zivilisation den ungeheuren Schlag vergessen zu machen,

den man gegen die Seele des unglücklichen Nachbarvolkes geführt hatte, wollte man sich nach Art des Verbündeten in Ägypten, auch von Aktiengesellschaften helfen lassen. Die Gesellschaft für Entwicklung des Ostens sollte diesem Zwecke dienen und hatte zuerst alles Mögliche auf ihrem Programm: Ackerbau, Seidenzucht, Terraingeschäft, Fischerei und Salinenbetrieb, Kolonisation und Finanzen. Aber die Pläne schrumpften zusammen, bis zuletzt nur mehr eine Art von Bankunternehmen blieb, freilich die erste Vorbedingung für jede kolonisatorische Tätigkeit.

Eine der dankbarsten Gelegenheiten, durch materielle Fortschritte die an der Volksseele begangene Eskamotage im bengalischen Lichte der Volksbeglückung erscheinen zu lassen, bot sich außer beim Eisenbahn-, Hafen- und Straßenbau auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege. Epidemien waren eine gewohnte Geißel, und wer je in Korea gereist ist, wird die merkwürdigen, den Südsee-Götzenbildern gleichenden Fratzen an geschnitzten Pfählen nicht vergessen können, mit denen man versuchte, an den Dorfeingängen den Geist der Pest und Cholera anderswohin wegzuschrecken.

In der Übergangszeit zwischen geheimer und öffentlicher Annexion (1909) lieferte das Glück eine harmlose Cholera-Epidemie in Seoul: drohend genug, um die Gemüter mit Furcht zu erfüllen (es starben immerhin gegen 1000 Menschen), und doch so zähmbar, daß trotz dem nur hastig angelernten, zuweilen doch wenig in souveränes Können gewandelten Wissen das Geschick, die guten Nerven und die Energie von Ärzten und Polizei triumphieren konnten. Wer die Hauptstadt von Korea in ihrer hygienischen Sünden Blüte gekannt hat, der begreift, daß bei einer Massenerkrankung täglich 800 bis 1000 Tote hinausgeschleppt werden mußten, wenn die Seuche wirklich Herrin der Stadt wurde. Sie war einer der malerischsten, aber auch wohl der verlumptesten Orte, die man zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts noch sehen konnte. Die Japaner warfen sich mit der ganzen Begeisterung des Neophyten auf dieses Schlachtfeld. Von allen Massenmördern ist die Cholera der häßlichste, am Werke gesehen viel unheimlicher noch als die Pest. Und überdies fuhr den Japanern eine ganze Schmutz- und Staubwolke von Aberglauben und bösem Willen entgegen: „Alle Koreaner mit Cholera-Symptomen würden lebendig begraben", so hieß es. Unendlich schwer durchzusetzen waren die elementarsten Vorsichtsmaßregeln, wie Gebrauch von abgekochtem Wasser, das Vermeiden aller rohen Nahrung, des Gemüsewaschens im Rinnstein, des Trinkens aus seit Jahrhunderten verseuchten Brunnen, die Anzeige aller verdächtigen Fälle, namentlich bei den unter strenger Klausur gehaltenen Frauen. Seit 500 Jahren nicht mehr gereinigte

Kanäle wurden durchgespült, verseuchte Viertel mit Gewalt saniert oder niedergerissen. Alles das machte im Augenblick böses Blut, aber der inbrünstige Glaube der Neujapaner an die frischgelernte Heilkunde und deren alles besiegende Kraft und ihre unbestreitbaren Erfolge machten schließlich doch einen tiefen, dem Erfolg der Annexion sehr förderlichen Eindruck.

Hatten die früheren Schätzungen der Bevölkerungszahl ohne sicheren Anhalt zwischen 8 und 20 Millionen hin und her geschwankt, so ist sie nun mit 13 ziemlich verlässig festgestellt. In ihr versickert sehr ungleichmäßig die rasch wachsende japanische Einwanderung, die 1910 200 000 Köpfe überschritt, meist von den gegenüberliegenden Küstenstreifen (Nagasaki, Yamaguchi, Fukuoka, Saga, Kagawa), dann von den Großstädten Tokyo und Osaka ausgehend, und in Korea an einige Zentralen ankristallisierend. Schon sind bei Seoul, jetzt Keijo genannt, (40 000 bis 50 000 jap. E.), Fusan (30 000), Chemulpo und Pyöngyang, in dem aufstrebenden Neu-Wiju (je über 10 000), dann bei Masanpo im Anschluß an den neuen Kriegshafen Chinghai ganze japanische Städte entstanden, die durch Sauberkeit und Ordnung vorteilhaft von der koreanischen Umgebung abstechen. Der Wert ihres Eigentums an Land und Gebäuden übersteigt 300 Millionen Mark, allein in Elektrizitätswerken waren 1910 über 20 Millionen Mark investiert; und dabei handelt es sich doch erst um Anfänge.

Der Herrschaft in allen politischen und wirtschaftlichen Dingen auch noch die der Sprache folgen zu lassen, bedarf es gar keiner Gewalt, die anzuwenden man viel zu klug ist, sondern nur des allmählichen Druckes der Lage. Man arbeitet im Osten lieber hydraulisch, als mit dem Dampfhammer, aber damit nicht weniger sicher; man will die alten Geschlechter nach ihrer Weise unbehelligt absterben lassen und von der Volksschule aus langsam und stetig heraufbauen. Auch mit der Dienstpflicht übereilt man sich nicht. In zehn Jahren erst will man ihre Einführung einleiten, „wenn das Japanische mehr verbreitet sein wird". Die schwierigste Frage dabei ist unstreitig, ob und wie es gelingen wird, die zahlreichen Missionsschulen in diesen Vorgang einzufügen. Die Missionen haben in Korea eine viel erfolgreichere Arbeit hinter sich, als auf den Inseln, sie haben fast 300 000 Christen herangezogen und ein blühendes Schulwesen errichtet, das dem japanischen Erziehungssystem naturgemäß von Grund aus widerstrebt und Keime enthält, die ihm verderblich werden müssen, selbst wenn ihre Träger es nicht wollten und voll bona fides wären.

Bei der Frage nach der Zukunft Koreas waren in der Presse allerlei verwandte geschichtliche Vorgänge herangezogen und erörtert worden: das Los der Angelsachsen unter den normännischen Eroberern,

das von Irland und Polen, auch die alten Briten, Aino, Indianer. Von allen diesen Analogien ist die erste die am fernsten liegende. Die Angeln waren eine Raub- und Herren-Rasse, seit sie zuerst in der Geschichte auftauchen, „stolz vor anderen Feinden und so listig, wie stolz; die See war ihre Schule des Krieges, der Sturm ihr Freund: Seewölfe sind sie, die leben von der Plünderung der Welt" — so schildert sie der Römer. Ihresgleichen kam mit den Normannen über sie; und die Verschmelzung beider wesensverwandter Völker lag nahe und ergab eine vortreffliche Mischung. Aber der Japaner, von dem vor der Epoche seiner feudalen Abgeschlossenheit alte Chroniken des Ostens ähnliche Eigenschaften vermelden, ist über eine beschauliche, passive, am Alten hängende, friedsam gewordene Rasse geraten; wenn sie auch vor Jahrhunderten rauflustig und kriegerisch gewesen sein mag, heutzutage ist sie kein ebenbürtiger Gegner mehr. Der Vergleich mit dem Lose Irlands hat mehr innere Berechtigung und wirft auch in mehr als einer Richtung seinen Schatten über das Land der Morgenfrische, nicht zuletzt in bezug auf sein Verhältnis zur christlichen Kirche. „Spectator", ein ausgezeichnet informierter anonymer Berichterstatter aus Seoul, hat wohl Recht mit seiner Behauptung: das Christentum könne einer der Faktoren werden, die den Koreaner als Rasse, als Volksindividualität zu erhalten vermöchten. Freilich steckt das Christentum dort noch in den Kinderschuhen; Tatsache ist aber, daß der Missionsgedanke in keinem ostasiatischen Volke soviel Boden gewonnen hat, wie in Korea. Nicht nur der geringere Widerstand einer verfallenden weltlichen Macht trug dazu bei, es kamen auch einige Charakterzüge und Neigungen des Volkes der Evangelisierung entgegen: die hohe Achtung, in der alle Buchgelehrsamkeit im Lande steht und die dem Missionär den Wege ebnete; das Vorhandensein einer von den einheimischen Gelehrten zwar verachteten, aber leichter zugänglichen und deshalb von den Missionären aufgegriffenen Umgangssprache, die sich im Gegensatz zu den schwierigen chinesisch-japanischen Ideographen einer einfacheren Lautschrift bedient (En-mun); der Mangel einer festgewurzelten, ritualstarken Landes-Religion (der Buddhismus ist teils von außen in Trümmer geschlagen worden, teils von innen in Verfall geraten); schließlich eine Neigung zur Erwägung und Diskussion von transzendentalen Dingen und Fragen, unterstützt durch die Hoffnungslosigkeit der irdischen Lage des Volkes, die den himmlischen Trost begehrenswerter erscheinen ließ und die Sehnsucht nach einem Reiche ganz jenseits von fremder, irdischer Gewalt erweckte.

Wenn wir aus unserem eigenen Fühlen urteilen wollen, könnte in unseren Tagen kaum ein Volk sein Los bitterer empfinden, im Nationalstolz und der Heimatliebe tiefer verwundet sein, als die neuen Untertanen im Neuland des Mikado; und sicher hat es eine Anzahl wertvoller Menschen gegeben, die den ganzen Todeskampf ihres Volkskörpers so empfunden haben, wie wir Zuschauer ihn peinlich mitfühlten; aber sie waren Ausnahmen. Korea ist einmal von einem stolzen Patriotismus durchglüht gewesen, als es zu Ende des 16. Jahrhunderts die Einfälle der japanischen Heere unter Hideyoshi zurückschlug. Aber dann bewirkte der allzu enge Anschluß an China, die Überschwemmung mit dem chinesischen Bildungswesen ein Verdorren des lebendigen Gefühles für Geschichte und Sonderleben des eigenen Volkes, für die großen Männer des eigenen Blutes; die eigene Literatur trat zurück, soweit sie nicht der engeren Familientradition und Spielereien der literarischen Eitelkeit diente; und als gleichzeitig mit dem Zusammenbruch der chinesischen Hegemonie 1894 ein nationales Aufflackern eintrat, da erwies es sich als ein Strohfeuer. Da gab es wohl Unabhängigkeits-Bogen und -Klubs, aber im Grunde stand nur eine Handvoll Menschen dahinter; und auch sie waren sich nicht im entferntesten klar darüber, welche Riesenarbeit unter geschicktester und ehrlichster Führung allein einen Schein dieser Unabhängigkeit hätte retten können — und auch das nur bei besonders günstigem Weltlauf, vielleicht am ersten noch bei rechtzeitigem, freiwilligem Anschluß an Japan. Die große Masse stand furchtbar gleichgültig zu diesem letzten Versuche, das Reich zu retten, wie späterhin zu seinem Untergang. Sie empfand es wohl anfangs schmerzlich, daß Prozesse gegen die gerisseneren Einwanderer meist zu deren Gunsten ausgingen, daß in den zwar von Koreanern zusammengestellten, aber von japanischer Hand „verbesserten" Schulbüchern fast jeder Hinweis auf die Landesgeschichte, auf national-politische Erziehung fehlte, auch daß mit dem Wegfallen mancher anderen liebgewordenen Sitte die strenge Abgeschlossenheit der Frauenwelt nicht mehr aufrecht zu erhalten war, weil sie von den Fremden nicht geachtet wurde, daß die Rührigkeit der Zugewanderten auch die Einheimischen zu regerem Umtrieb und emsigerem Fleiß zwang. Aber bald wurde das Gefühl des Unbehagens wenigstens teilweise abgelöst durch die Erkenntnis der wohltätigen Begleiterscheinungen der Annexion; und die Masse fügte sich der Fremdherrschaft, wie sie sich seit langem immer und in alles gefügt hat. Die Unzufriedenen „starben" oder flohen zunächst meist nach Wladiwostok; als die dort anfänglich genährten Hoffnungen zu Wasser geworden waren, zerstreuten sie sich weiter, zum Teil nach Amerika.

Wie diese Kreise den Wandel der Dinge im Vaterlande ansehen, enthüllt am deutlichsten die Tätigkeit des koreanischen National-Ausschusses, der die Agitation und den Haß gegen Japan schüren und wach erhalten will und der allerlei Versuche gemacht hat, auch im Auslande

X. Das gewonnene Land.

Stimmung gegen Japan zu machen, was bisher ziemlich erfolglos geblieben ist. Sein letzter, in weiteren Kreisen vernommener Appell an die Welt, von seinem Präsidenten Lu In Sek gezeichnet, lautet in der Übersetzung der Deutschen Japan-Post:

„In dem Freundschaftsvertrage von 1876 zwischen Japan und Korea war Korea als unabhängiger Staat anerkannt worden. Während des chinesisch-japanischen und des russisch-japanischen Krieges erklärte Japan, daß es die Unabhängigkeit Koreas verteidigen wolle. Japan schlägt aber alle seine Verpflichtungen in den Wind. Es begeht hinterlistige, willkürliche und ungesetzliche Handlungen. Es übt einen fürchterlichen Druck auf die öffentliche Meinung in Korea aus. Seine Haltung gegenüber Korea verletzt das Völkerrecht. Zahllose Akte grausamer Wildheit beging Japan seit dem Abschluß des Vertrages mit Korea. Im Jahre 1895 drang der japanische Botschafter Miura mit seinen Spießgesellen bei Nacht in den kaiserlichen Palast, tötete die Kaiserin und steckte den Palast in Brand. Der erschreckte Kaiser floh und rettete sich in die russische Mission. Das geschah alles auf Anstiften der japanischen Regierung. Denn der Botschafter wurde nicht bestraft. Nur die 80 Japaner, die an dem Handstreich beteiligt waren, mußten das Land verlassen. Das war alles. — Im Jahre 1905 umgaben im Einverständnis mit der japanischen Regierung der Botschafter Ito und der Kommandant der Truppen mit ihren Soldaten den kaiserlichen Palast, verhafteten den koreanischen Ministerpräsidenten und zwangen den Kaiser, einen aus fünf Paragraphen bestehenden Vertrag zu unterzeichnen, unter den sie dann selbst ihre Unterschrift und das kaiserlich-koreanische Siegel setzten. Dieser Vertrag wurde allen am Hofe von Korea akkreditierten Mächten mitgeteilt.

Durch diese Handlungen sah sich der Kaiser von Korea veranlaßt, den Amerikaner Guerpot (wohl Humbert?) an alle Mächte zu schicken, um sie darüber aufzuklären, daß Korea niemals einen solchen Vertrag mit Japan habe schließen wollen. Zugleich sandte der Kaiser heimlich einen Vertrauensmann zur Haager Konferenz, um den dortigen Vertretern der Mächte einen Beweis von der Perfidie Japans zu liefern. Auf Grund dieses Vertrages entthronte Japan 1907 den Kaiser von Korea, löste das koreanische Heer auf und stellte alle koreanischen Beamten unter seine Gewalt. Deshalb begannen die Koreaner den Bandenkrieg und darum gibt es in Korea keine Ruhe mehr. Das über die Hinterlist der Japaner entrüstete Volk ist in hellem Aufruhr. Feige präsentiert sich Japan und sagt, es wolle unter dem koreanischen Volk Bildung und Wohlstand verbreiten. Statt dessen tut es das Gegenteil. Jeder, der die Wahrheit sagt, wird bestraft. Die Koreaner haben keine Freiheit mehr, zu schreiben und miteinander zu beraten. Die Japaner unterdrücken die Koreaner, sie verbieten ihnen, die kleinste Vereinigung zu bilden, die dem Volk nützen könnte. Die Privatkorrespondenz wird geöffnet und ein Verbot ist erlassen, die Grenze zu überschreiten. Sie bedrücken das Volk mit Drohungen und Gewalttätigkeiten und legen ihnen die härtesten Lebensbedingungen auf. Die Patrioten werden gehenkt oder in Eisen geschlagen. Mit Geld haben die Japaner aus der Hefe des koreanischen Volkes eine Geheimgesellschaft gegründet, die für Japan arbeitet. So täuschen die Japaner die ganze Welt. Haß und Rachegefühl schießen so bei den Koreanern auf. Überall, wo das japanische Heer und die japanische Polizei sich zeigt, werden Dörfer niedergebrannt, ohne daß man sich die Mühe nehmen würde, den Schuldigen ausfindig zu machen, den man sucht. So ist das Land mit den Japanern bedeckt. Wer nur irgendwo verdächtig ist, wird grausam bestraft. Nicht immer bekommt er das Recht, sich vor seinen Richtern zu verteidigen. Die japanischen Einwanderer verjagen die friedlichen Koreaner mit Gewalt und Drohungen aus ihrem Hab und Gut. Um gegen Japan und für Korea zu kämpfen, haben wir den koreanischen National-Ausschuß gegründet. Wie schwer auch unsere Aufgabe ist, wir werden kämpfen, bis wir zur Freiheit gelangen. Was ~~auch kommen mag, das wahre Volk von Korea ist bereit, für seine Freiheit zu kämpfen und zu sterben.~~"

Das wahre Volk von Korea war weder bereit, für seine Freiheit zu kämpfen, noch zu sterben. Und was wir eben vernahmen, war die Sprache eines maßlosen, aber ohnmächtigen Hasses, aber des Hasses von landvertriebenen Patrioten, die das Bewußtsein haben, daß ihr Tun zwar unzweckmäßiger, aber ehrenhafter ist, als die stumpfsinnige Unterwerfung der Masse.

Wie kindlich naiv aber auch die mit Besitz und Überlieferung im Lande festgewurzelten höheren Stände ihrem Schicksal gegenüberstanden, das beweist, abgesehen von dem phantastischen Glauben an eine wirksame Hilfe des Haager Schiedsgerichts gegen die japanischen Fangarme und dem Verhalten des Hofes in den letzten Zügen, das Interview, das Graf Yi Wangyon dem Vertreter der japanischen Zeitung Kokumin im Herbst 1911 gewährte, ein Mann, der doch immerhin Gesandter in Amerika gewesen war. „Der Ex-Kaiser hatte die Notwendigkeit eingesehen, zur Förderung der nationalen Wohlfahrt die nationalen Hilfsquellen zu entwickeln und als drastisches Mittel zu diesem Zweck die Souveränität des Landes dem Kaiser von Japan übertragen." . . . „Bei diesem Schritt hatte sich der Ex-Kaiser von dem Vertrauen leiten lassen, daß des Tenno wohltätige Herrschaft bald gleichmäßig auf das rassenverwandte Volk von Korea ausgedehnt werden würde." . . . „Er hoffte, die Verwaltung von Chosen würde so geführt,

daß die rückständigen Chosen-Leute bald loyale Untertanen des Mikado würden, . . . als Japaner behandelt werden könnten, . . . damit beide mit offenen Herzen und Aufrichtigkeit eine harmonische Verschmelzung beider Völker zur Tat machen könnten." So klingt es, wenn die naive Lebensauffassung des koreanischen Yang-ban sich mit der Vorliebe für ostasiatische Zeremonialgebärde und angelerntem amerikanischen Cant zur höheren Einheit zusammenschließt. Was hilft da aller Stolz auf uralte Familientradition, Abkunft von den Generalen der Tang-Dynastie, die um 641 eines der Stammreiche von Korea eroberten, was alle Beziehung zu den Literaturgrößen einer um fünfhundert Jahre zurückliegenden Kulturperiode und vergilbter Glanz aus den Tagen Djingis-chans? Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren: so sind die Äußerungen des Grafen Song Pyongchun mehr durch Rücksichten auf materielle Wohlfahrt, vor allem die von ihm geförderte Seidenkultur orientiert, aber vom Standpunkt der Aufgabe, die ein alter Grundadel eigentlich in einem Lande zu erfüllen hat, gleich unverständlich. Der Graf war Führer der einstigen Partei der Il-chin-hoi, die eine friedliche Anlehnung an Japan befürworteten — aus welchen Motiven, kann hier nicht untersucht werden —, aber ganz ähnlich wie gewisse Schwarmgeister und „Realpolitiker" der deutschen Rheinbundszeit einen wesentlichen Anteil am Untergang ihres Vaterlandes hatten, wenn sie auch im Osten nur eine weltgeschichtliche Notwendigkeit damit beschleunigten.

Prüft man die Zukunftswahrscheinlichkeiten der Symbiose zwischen Japanern und Koreanern, so wird man die Einsicht nicht ablehnen können, daß vor den armen Weißmänteln eine lange und harte Leidensschule liegt, denn sie besitzen, wie Macaulay einst von den Irländern sagte, zwar viele von den Gaben, die Völker interessant und berühmt, aber wenige von denen, die sie glücklich machen: geniale, schöpferische Anlagen, aber weder Fleiß noch Organisationstalent. Sie grübeln und träumen, wo sie Wissen und Können erwerben müßten. „Sie haben Verstand und Kraft, Auffassungsgabe und natürliches Geschick, sind reich veranlagt, aber was ihnen fehlt, das ist gesunder Menschenverstand, Selbstbeschränkung, Ausdauer, Neigung zu nützlichen Brotstudien; im Wettbewerb mit einer Herrscherrasse wie die Japaner scheinen ihre Aussichten kläglich genug." Dieses Urteil klingt hart, aber ich muß es unterschreiben. Zunächst wird es überhaupt aller weitsichtigen Fürsorge der neuen Herren bedürfen, damit die privaten Besitzrechte nicht ebenso schnell den bisherigen Inhabern entgleiten, wie die öffentlichen; denn wie erwünscht auch das letztere war, ein zu rascher Übergang des privaten Landbesitzes in die Hände skrupelloser japanischer Spekulanten oder Großgrundbesitzer würde das gewonnene Land für Japan ebenso entwerten, wie ein ähnlicher Vorgang

Irland entwertet hat. Eine arbeitende, langsam zu amalgamierende Unterschicht auf ihrer Scholle zu erhalten, auf der Arbeiter, Bauern und später Soldaten wachsen, und sie so zu hegen, wie die Nutztiere der Ameisenstaaten gehegt werden, daran bezeigten alle einsichtigen Japaner, mit denen ich über dieses Problem sprach, ein lebhaftes und von ihrem Standpunkt berechtigtes Interesse.

Besonders lehrreich, gerade für uns Deutsche, die wir die gleiche Kinderkrankheit der Verständnislosigkeit für Kolonialbesitz kaum hinter uns haben, ist ein Versuch, die Beweggründe solcher Männer in Japan zu prüfen, die sich der Annexion entgegengestemmt hatten. (Zu dem berühmten Wort „Je weniger Afrika, desto besser" gibt es ein japanisches Gegenstück, „Je weniger Festland, desto besser.")

Da war zunächst eine Gruppe, die mit Recht eine Verstärkung des Clan-Regiments, des Militarismus davon befürchtete, weil sie einen erhöhten Bedarf nach zum Herrschen, Verwalten und Erziehen geeigneten Persönlichkeiten auf Jahre voraus sah und fühlte, daß alle die besten Köpfe der unteren und mittleren Stände, die nicht genügend beschäftigten, aufstrebenden Elemente, die sonst die Unzufriedenheit im Innern verstärken konnten, nach dem Neuland in die massenhaft für sie sich öffnenden Stellen abströmen und so ihre Reihen nicht verstärken würden. Dann kamen die Theoretiker, die erst in allen erdenklichen fremden Kolonien Umschau halten wollten, denen die Frage nicht genug gereift schien, die nicht erkannten, daß es sich hier um ein von allen Aufgaben europäischer Kolonialvölker völlig verschiedenes, viel glücklicher und dankbarer gelagertes Problem handelte — eben weil es in so vielen Dingen so viel mehr an die östliche Natur und Sitte, den Nationalcharakter der Japaner appellierte, als an ihre westlich gefärbte Vielregiererei und Gesetzgeberei, wie H. Hasegawa im Taiyô treffend schrieb. Endlich bekämpften die Annexion noch die Vertreter des Zuges nach Süden in Auswanderung und auswärtiger Politik, unter Führung von Takekoshi Yosaburo. Ihre Gründe liegen wesentlich in der Furcht, daß die Halbinsel und ihre Nachbargebiete nun wie ein Drainagesystem militärische und finanzielle Hilfsmittel von der ihnen erwünschter scheinenden Ausdehnung nach Süden abziehen würde. Völlig schief ist der diesem Kreis entstammende Vergleich der koreanischen Verhältnisse mit den französischen Erfolgen und Mißerfolgen in Annam; der Vergleich mit Algier läge näher und würde auch erfreulichere Perspektiven öffnen. Der Wunsch, aus Japan um jeden Preis ein nur seemächtiges, vom Drucke der Heerlast befreites, sich nach Süden über andere Inselwelten ausdehnendes Seereich zu machen, den wir an anderer Stelle würdigen werden, hat wohl den Blick für festländische Wirklichkeiten in diesem Falle getrübt.

Für die Entwicklung des gewonnenen Landes ist nun die wichtigste Frage, ob es gelingt, die wünschenswerte, bürgerlich tüchtige Klasse von Einwanderern auf die Dauer hineinzuleiten und die eigene Bureaukratie darin auf die heiß angestrebte und sich selbst mit gutem Recht als Muster vorgehaltene Höhe der anglo-indischen Verwaltung zu bringen und darauf zu bewahren. Die japanische Beamtenschaft hat nicht erst seit 1869, sondern aus der Tokugawa-Schule viele der Vorzüge der unserigen, aber auch dieselbe Verordnungswut und Vorliebe für Vielregiererei: sie dürfte also viel in Indien zu lernen haben, wo man es meisterlich versteht, der Menge nicht unbequem zu werden und nur ihre möglichen Führer zu unerwünschten Entwicklungen mit eisernem Griff unschädlich zu machen. Vorläufig ist das koloniale Verordnungstempo in Korea reichlich scharf. Eine gut organisierte Geheimpolizei endlich ist in einem auf zweifelhaftem Wege erworbenen Besitze unentbehrlich, aber man sollte sie nicht auf Schritt und Tritt merken. Gerade das indische Vorbild zeigt doch, wie man mit scheinbar geringem Aufwand an Überwachungspersonal große Menschenherden weiden und auf gewünschten Wegen erhalten kann, auch ohne auffälliges Spitzelwesen, das nur verstimmt, ohne viel zu nützen.

Über die Schattenseite des japanischen Einwanderungsproblems in Korea und der Mandschurei hat sich scharf und ehrlich K. Inouye im Yuben ausgesprochen. Er stellt fest, daß sich seit der Einverleibung etwa 180 000 Japaner über die Halbinsel ergossen hätten; aber zu welchem Tun, das sei nicht so leicht zu beantworten. Ein guter Teil davon seien Wucherer, Kommissionäre und Agenten aller Art, einige hielten Gasthäuser und Bordelle, aber viele lungerten auch nur herum, in der Erwartung, sich irgendwie auftun zu können. Die meisten von diesen seien in Japan verkrachte Spekulanten, die nun ihr Glück im neuen Lande versuchen wollten. Wenige von ihnen hätten wohl vor der Überfahrt das Für und Wider reiflich erwogen, und noch wenigere hätten Grund, mit Vertrauen in die Zukunft zu blicken. So trieben sie sich herum, von einem Fleck zum anderen, beständig auf der Lauer nach besserer Gelegenheit. Ein ehrlicher Japaner könne für die Wege der Mehrzahl seiner Landsleute in Korea nur Verachtung haben; und wenn er selbst auch weit davon entfernt sei, alle Maßregeln des Generalgouvernements zu verteidigen, so müsse er doch sagen, ein gut Teil der Agitation gegen die Regierungsmethoden in Korea sei auf enttäuschte Glücksritter und Abenteurer zurückzuführen, die durch Schelten auf ihre eigenen Landsleute Boden bei den Koreanern zu gewinnen und so ihre eigenen unsauberen Zwecke zu fördern trachteten.

Ist bei einer solchen Sachlage dem tüchtigen Polizeigeneral Akashi in Seoul der Stoßseufzer zu verargen, „er wünschte, daß eine Weile nur Bauern und Soldaten herüberkämen", den ihm die japanische Presse so bitter übelgenommen hat? Weiß überhaupt jemand in Japan außer seinem Herrn, was dieser Mann in Tagen und Nächten leistet, damit alles so friedlich dahinfließen könne, wie es für Uneingeweihte den Anschein hat? Inouye fährt fort: „Die Koreaner sind mit ihrer Verwaltung ganz zufrieden (sie haben auch allen Grund, es zu sein, denn sie selbst haben nie etwas Ähnliches fertig gebracht!), sie würden aber noch viel besser fahren ohne die Einwanderer. Diese haben nur Verachtung für die Landesbewohner, unterdrücken sie, soweit es das Gesetz irgend erlaubt, und prellen sie um ihr Recht. Wenn es uns irgend ernst mit der Entwicklung Koreas ist, so müssen wir versuchen, die Einwanderung träger, ränkespinnender, spekulierender Landsleute zu unterbinden oder zu verhindern. Die meisten von denen, die hinübergehen, stiften unendliches Unheil und sind für nichts gut. Wenn ein junger Mann davon träumt, in Korea „sein Glück zu machen" (im Sinne von fortune, schnell und mühelos erworbenem Reichtum), so treibe man ihm diese Idee aus: schon für ernsthaft zu nehmende junge Japaner sind die Aussichten auf Erfolg dünn genug gesät."

„Ist für Japaner in größerer Zahl schon in Korea kein Bedarf, so sind sie noch weniger in der Mandschurei gesucht; dort lebt der eine vom anderen, und sie tun wenig mehr. Im Wettbewerb mit den Chinesen haben sie keine Chancen. Gelernte Japaner sind nicht gewünscht und unsere arbeitenden Klassen noch weniger, denn der chinesische Kuli arbeitet für niedrigere Löhne zur vollen Zufriedenheit seiner Auftraggeber. Die Versuche unserer Regierung, Japaner zur Einwanderung in die Mandschurei zu veranlassen, beweisen eine gründliche Unkenntnis der dortigen Lebensbedingungen. Die ganze Auswanderung nach der Mandschurei ist ein Luftschloß. Die Einwanderer dort finden ihre Daseinsbedingungen nur in der Einbildung der Heimatbevölkerung; wie sieht es denn mit ihrer Betätigung aus? Eine offizielle Statistik spricht von 179 Landwirten, aber der Name trügt, denn nicht einer von ihnen bewirtschaftet selbständig Landbesitz. Einzelne Besitzungen werden aus besonderen Gründen von Chinesen auf japanische Namen betrieben, aber nicht von unseren Landsleuten; einige zwanzig Faktoreien sind in japanischer Hand, aber meistens in irgendeinem Zusammenhang mit der südmandschurischen Eisenbahn und von ihr abhängig; die Firmen Mitsui und Kodera Shohai haben einige Niederlassungen — aber zu behaupten, daß die japanische Industrie in der Mandschurei hoch entwickelt sei oder auch nur eine hohe Entwicklungsmöglichkeit verspreche, wäre Lüge. Auch kann man nach persönlicher Wahrnehmung unmöglich erbaut sein von der Lebensführung der japanischen Siedler in Korea und der Mandschurei; selbst wenn man nicht

alles ohne Unterschied verurteilen will, ist der Ausblick doch durchaus nicht vielversprechend."

Trotz aller Verdrossenheit, die sich in solchen, ohne Zweifel viel Wahrheit enthaltenden Urteilen ausspricht, bleibt doch die Tatsache wachsenden Einströmens japanischer Menschen und Interessen, anschwellenden Besitzes und einer steigenden Japanisierung in beiden Ländern bestehen, vor allem die unbestreitbare, daß der Mittelstand, die begabten unter den zahlreichen Absolventen der höheren Schulen des bildungshungrigen Landes dorthin in Stellen abfließen, die ihnen gestatten, in weitem, dankbarem und gut bezahltem Wirkungskreis das Gelernte zu verwerten und so Träger der Machterweiterung ihres Staates, statt Führer der Unzufriedenen zu werden, was sie daheim, bei der Überfüllung und Übererziehung ihrer Kreise sein würden, ohne diese Abfluß-Möglichkeit und diese Gelegenheit zum Austoben.

In dem anderen Stück neu gewonnenen Landes, auf der Insel Sachalin (japanisch Karafuto), lebt auf einem gebirgigen, sehr waldreichen Raum von der Größe Bayerns die Bevölkerungszahl einer deutschen Mittelstadt. Nach dem Eindruck unseres Kampfes um Ellenbogenbreite im überfüllten Europa hat es eine beruhigende Wirkung, auf dieser Insel, die sich 950 km lang, zwischen 140 und 25 km breit von der geographischen Breite der oberitalienischen Seen zu der von Friesland erstreckt, wenige Zehntausende hausen zu sehen; solche Raumweite ist aber typisch für ganz Nordostasien.

Unter fast unberührten Forsten birgt der Boden, kaum angerissen, mächtige Steinkohlenlager von vorzüglicher Beschaffenheit, Naphthafelder, Asphaltsümpfe und Gasquellen; der Eisenschwefelkies, z. B. der Natorohalbinsel, Gold und Bernstein harren der hebenden Hände. War schon die Insel selbst eine der Reserven der Erde, so sind die Küstengewässer mit Fischreichtum gesegnet: nicht nur der Hering, auch Edelfische wie Lachs und Forelle müssen mangels besserer Verwertungsgelegenheit als Dünger verwendet werden. Die Ausfuhr besteht aus Pelzwerk, Fischen und anderem Seezeug (Krebse, Tang, Algen, Trepang, lauter asiatische Delikatessen), Holz und sonstigen Waldnutzungen, Kohle, Eisen, Gold, Naphtha und Naphthalin; die Einfuhr aus Getreide, Fleisch, Kartoffeln, Reis und Gemüse, denn nur 2 % des ertragfähigen Bodens sind bis jetzt notdürftig angebaut. Dabei ist aber das Klima nicht schlechter, als in den Hochländern nördlich der Alpen; die Blätter entfalten sich Ende April, dann folgen warme, zum Teil heiße Monate, mit schnellem Wachstum in der treibenden Sonnenwärme und langen Belichtung. Was in Canada gedeiht, unsere europäischen Körnerfrüchte und Kartoffeln, würde auch dort glänzend fortkommen. Wald und Flora sind ungemein reich und erinnern in den mittleren Berghängen

an Tirol. Die Wälder nehmen etwa 92 % der Gesamtfläche ein. Im Süden reift der Wein und gedeiht der Reis, wenn auch sein Anbau nicht lohnt.

Auf der ihnen (bis zum 50. Grad) gehörigen Südhälfte der Insel haben die Japaner bisher einige 30 000 Menschen untergebracht. Ihre offizielle Schätzung rechnet damit, eine landwirtschaftliche Bevölkerung von 100 000 Köpfen mit der Zeit dort erhalten zu können, dazu weitere 100 000 als Händler, Fischer und Jäger. Zehnmal so viele müßten es auf mehr als 32 000 qkm sein, wären die Japaner brauchbare Kolonisten für die nördliche gemäßigte Zone, und drängte wirklich die Not und der Kampf um Siedlungsraum. Statt dessen sind vom ersten Einwandererstrom einige 15 000 zurückgeflutet! In Wahrheit endet die japanische Kolonisationslust mit den Grenzen des Reisbaues: das beweisen Sachalin und der Hokkaido. Willkommenes Siedlungsland also, was es für uns wäre (man denke sich in der Nordsee eine leere Insel von der Größe und dem Bodenwerte Bayerns, aber mit Bodenschätzen, wie sie Bayern nicht besitzt, dem Reiche hinzugefügt!), ist die neue Insel den jetzigen Herren nicht, aber auch in absehbarer Zeit keine eigentliche Ausbeutungskolonie. Ihr eigener Gouverneur meinte, mehr als 1 bis 1½ Millionen Mark würde die Fischerei, mehr als eine halbe Million der Kohlenbau, mehr als eine viertel Million die Forstwirtschaft in absehbarer Zeit nicht tragen. Nur wenn sich die angewandte Chemie im großen Stil auf die Rohprodukt-Schätze der Insel stürzen wollte, dann könnte sie eine Rente von 20 bis 30 Millionen Mark abwerfen.

Man sieht, die Weltmacht von subtropischer Abstammung betrachtet, was für uns unschätzbares Siedlungsland wäre, wie wir Tropenkolonien bewerten. Die Bedeutung von Sachalin liegt für sie auf ganz anderem Gebiete, abgesehen davon, daß die Wiedergewinnung des erst 1875 an Rußland abgetretenen Landes eine nationale Ehrensache schien: es spielt in der japanischen Außenpolitik die Rolle, die Rhätien und Noricum im Römerreiche spielten, die eines Sicherungsgebietes, eines Außenwerkes! Außenwerke errichtet man aber im allgemeinen da, wo man nicht weiter vorzudringen gedenkt.

Besser verwaltet und verwertet ist aber Sachalin immerhin, als jemals unter russischen Händen: Fischgründe, die ein Russe für nicht 1000 Mark in Pacht hatte, bringen nun über 100 000 Mark, Schmalspurbahnen sind gebaut worden, forstwirtschaftliche Versuche sind im Gang, Vermessungen und Aufnahmen im Werk. Im Werde- und Versuchszustand ist noch alles. Am besten organisiert ist schon die Fischerei; die Industrie knüpft mit Konservierung der Fangüberschüsse an sie an, mit Papierfabrikation und Anfängen chemischer Rohproduktverwertung an die Holzgewinnung, die Branntwein- und Sake-Brauerei an die Be-

dürfnisse einer verderbten Urbevölkerung, die sich stellenweise mit 96 %igem Spiritus buchstäblich zu Tode säuft. (In diesem entarteten Zustand ist die Bevölkerung aber schon von den Russen übernommen worden.) Fünf Kleinstädte verfügen zusammen über eine Mittelschule und eine landwirtschaftliche Versuchsstation.

So wäre das gewonnene Land an sich auch hier gut und wertvoll, aber es wird in der Richtung nach Norden als eine Grenzbefestigung betrachtet, über die kein Streben hinausgeht.

Weit schwieriger als über die wohl so zu verstehende Bedeutung von Karafuto und der Tjumen-Provinz Koreas ist es, über die mandschurische Stellung Japans ein klares Urteil zu gewinnen: ob sie betrachtet werden muß als ein Außenwerk zum Schutze ruhiger Aufsaugung, der friedlichen Durchdringung Koreas oder schon selbst als ein Gegenstand weiterer friedlicher Durchdringung, der aber die wirtschaftliche Überlegenheit der Chinesen gegenüberstünde, oder endlich als ein befestigtes Marschlager, als ein Stützpunkt zu weiterem Vorgehen. Jedenfalls kann sie, je nach Bedarf, allen diesen Zwecken dienen.

XI. Außenstellungen oder Vorwerke?

Natsu-kusa ya Tsuwamono domo ga Yume no ato!	O du Sommergras! Schwertfreudigen Männern nun Stätte der Träume!

Uta von Bashō: Auf einem alten Schlachtfeld.

Südmandschurei und Kwantung: völkerrechtlich betrachtet, schimmern sie in den verdächtigen Übergangsfarben, die man vergeblich durch Begriffe, wie „besondere Interessen, Pachtung, autonome Eisenbahnzone, Außenprovinz mit außerordentlichen Befugnissen", zu decken sucht. Der mächtige Wasserweg des Liao-ho mit seinem Dschunkenverkehr wirkt rein chinesisch, mit einem leichten britischen Einschlag, wie eine Erinnerung an eine vergangene Handelsperiode in Ostasien. Chinesisch und englisch stehen die Inschriften an der Bahnstrecke, die von Shanhaikwan und der großen Mauer herüberkommt, und ein Teil ihrer höheren Beamten sind Engländer. Japanisch und englisch wird an der südmandschurischen Linie geschrieben und gesprochen, und in ihrem Bereiche bezeugen nur wenige vergessene russische Schriftzeichen, daß es noch vor wenigen Jahren hier anders war. Die russische Herrschaft im Norden, schon in Charbin so überaus fest im Sattel, dort dem Lande so homogen, ist im Süden fast spurlos bis auf ein paar Namen, Kreuze und Adler auf Gräbern verschollen. Zwischen diesen internationalen, aus Strömungen und Gegenströmungen entstandenen Wirbeln schafft unbekümmert der chinesische Bauer im blauen Arbeitskittel im mannshohen Kauliang, fährt der Mongole im schweren Karren mit den zwei ungefügen Riesenrädern, kaum verändert seit Djingis-Chans, ja der Völkerwanderung Zeiten, dem deutschen Unternehmer die neu eingeführten Zuckerrüben stadtwärts und bringt als Rückfracht Shantung-Auswanderer mit Weib, Kind und Habe hinaus in die blühende Steppe. Dort sollen sie mit der wirtschaftlichen Zähigkeit ihrer Rasse den Boden retten, als Sendlinge amerikanischen Unternehmungsgeistes Bahnen bauen, und — vielleicht umsonst im Wettbewerb europäischer, amerikanischer und japanischer Dampfer herbeigeschafft — das Land für China und die „offene Tür" erhalten helfen, die sonst im Süden der Japaner, im Norden der Russe dem gewinnbringenden Handel der anderen gemach verschlösse. Als ob nicht jene beiden nur darum Hunderttausende von Menschen und Goldstücken in diesem Landstrich begraben hätten, um „Chinas Integrität dort zu erhalten"! Ob nicht das chinesische auswärtige Amt selbst lachen müßte über seine mandschurischen Staatsakten, wäre es damit

nicht so grimmiger Ernst? Unwillkürlich wird ein Versuch, die bestehenden Besitz- und Rechtsverhältnisse in der Mandschurei zu entwirren, zu einer völkerrechtlichen Satire!

Die Spannungszustände, von denen die Mandschurei erfüllt und umgeben ist, erklären sich zwanglos aus der Erwägung, daß niemand zwei Herren dienen kann, geschweige denn dreien; und daß das Land, das dieser Pflicht genügen soll, überdies selbst noch einen vierten Willen hat und es aus seiner Geschichte beweisen kann, daß es ihn erst vor ein paar Jahrhunderten durch Eroberung eines Zweieinhalb-Hundert-Millionenreiches zur Geltung gebracht hat. Erschwert wird die Lage noch durch den Umstand, daß die Mandschurei — doppelt so groß wie Deutschland, aber nur mit einem Sechstel seiner Volkszahl — eines der entwicklungsfähigsten Gebiete des Reiches der Mitte ist und deshalb auf alle Angrenzer starke Anziehung ausüben muß.

Im bequemen Peking-Expreß auf Mukden zurollend, kann man noch einige Kilometer vor der schlachtberühmten Hauptstadt glauben, in einer angelsächsischen Kolonie zu sein. Dann hastet man über ein breites Geleisefeld einem großen japanischen Bahnhofe zu, und an dessen Ausgang besteigt man eine alte russische Telega, vor der das Pferd unter der typisch-russischen „Duga" läuft, und auf deren Bock ein unsagbar schmieriger mandschurischer Kutscher sitzt. Die mächtige Silhouette der Stadtmauer freilich ist dann unverkennbar chinesisch, und nach dem Durchschreiten des Stadttores gibt es keinen Zweifel mehr darüber, daß man in altchinesische Kultursphäre eingetreten ist. Aber vorher, am Wege dahin, kann man die Truppen Neu-Chinas in ihren sandgelben Uniformen exerzieren sehen; befremdlicherweise teilen sie sich mit den Japanern, die auch Truppen und Kasernen in Mukden haben, in dasselbe Übungsgelände, und es kann vorkommen, wie ich es mit eigenen Augen gesehen habe, daß ein chinesisches Bataillon und eine japanische Kompagnie kreuzweise durcheinander Felddienst üben — dann weichen eben die Chinesen aus, und so geht es ohne Reibung ab.

Das Ausweichen haben die Söhne des himmlischen Reiches überhaupt lernen müssen, vom Vizekönig bis zum Dorfschulzen und Polizisten herunter. Aber d a sind sie doch immer noch, die Träger der chinesischen Staatsgewalt, als sichtbarer, aber freilich ohnmächtiger Protest gegen den übergreifenden Japaner im Süden, den festhaltenden Russen im Norden. Nun freilich, da sich die Gegner von 1904 verständigt haben, kann von heute auf morgen der Stoß kommen, dem die Reste chinesischer Heeresmacht und Autorität in der schon halb entglittenen Provinz nicht mehr gewachsen sein werden und gleichzeitig wie in Tibet und der Mongolei das von Tokyo und Petersburg ausgehende Verbot, sie zu verstärken. Dann werden sie wohl „unter Protest das Lokal verlassen" müssen, und so wenig wie in Korea wird amerikanische Fürsprache einen Zustand künstlich erhalten können, der sich nicht selbst erhalten konnte.

Geraume Zeit waren sich allerdings die beiden Usurpatoren noch mißtrauisch gegenübergestanden und hatten das neue Land weit mehr als militärisches Aufmarschgebiet, weniger als wirtschaftliches Ausbeutungsfeld gewürdigt, so daß es nahe daran war, ihnen handelspolitisch aus den Händen zu gleiten gegenüber der amerikanischen Unternehmerkühnheit und der stillen Überlegenheit des chinesischen Einwandererstromes mit seiner erprobten Spar- und Arbeitskraft. Aber die Ablehnung des Vorschlages, in dem der amerikanische Staatssekretär Knox die Internationalisierung des Wetterwinkels durch Auskauf der russischen und japanischen Sonderinteressen anregte, mit gleichlautenden Noten der bedrohten Mächte zeigte nicht nur, daß sie die gemeinsame Gefahr geeinigt hatte, sondern auch, daß sie die Festigkeit und Unangreifbarkeit ihrer Stellung, sogar ihrem mächtigen Geldgeber und Friedensvermittler gegenüber, erkannten.

Wenn auch die Bedrohung wirtschaftlicher Güter dabei das eigentlich bestimmende gewesen sein mag, wenn es ein offenkundiges Raubrecht war, das verteidigt wurde, wir haben doch damals in Japan die aufflammende Entrüstung begriffen, denn sie verriet wie ein Fanal auch eine von den stolzen Bewegungen der Menschheit: die Auflehnung eines tiefen ethischen Empfindens dagegen, daß mit Gold erkauft werden solle, was nur für Blut, für ehrlichen Einsatz des Lebens erreichbar sein darf, wenn nicht uralte Sittengesetze auf den Kopf gestellt werden sollen. Ungenütztes Siedlungsland, das tapfere Männer minder tüchtigen entreißen müssen, weil sie nicht mehr Scholle genug unter den eigenen Füßen haben, mit ihren Kindern darauf zu stehen, darf nur mit Einsatz des Lebens gewonnen werden. Welches Volk kann noch fordern, daß seine Söhne freudig für dieses Ziel, für seine Zukunft sterben, wenn es für Geld feil sein soll?

Darum auch würdigen wir (die gleiche Frage für die nördliche russische Interessenzone beiseite lassend) die Mandschurei zuerst als teuer errungenes Aufmarschgebiet des japanischen Heeres mit seinen technischen und strategischen Vorzügen, dann erst als Kolonialland mit seinem großen wirtschaftlichen Wert.

Russische Berichte haben das Land operativ in Verruf gebracht, indem sie es als unwirtlich und unwegsam hinstellten. In Wahrheit hat es aber als Kriegsschauplatz keine der erschwerenden Besonderheiten, die wir mit dem Begriffe Kolonialkrieg verbinden. Im Winter düster und furchtbar ernst, von den beißenden mongolischen Nord-

westwinden gefegt, aber im Sommer und Herbst lachend und schön, mit reichen Ernten gesegnet, hat die mandschurische Landschaft wohl die Gabe, Menschen an ihren Stimmungen teilnehmen zu lassen, woher die großen, kaum zu vereinbarenden Gegensätze in ihrer Beurteilung rühren mögen. Meine persönlichen Eindrücke waren vorwiegend die angenehmer Überraschung über die vielen natürlichen Schönheiten eines so verlästerten Landes; ungemein dünn bevölkert ist es ja freilich und hat seiner Größe entsprechend auch große örtliche Verschiedenheiten. Das Pachtgebiet im Süden ähnelt dem angrenzenden Korea, in dem kahle Höhen mit fruchtbaren Tälern wechseln, die Ebenen erinnern an unsere dicht angebauten europäischen Tiefländer im südlichen Teile, im nördlichen an die welligen Gras- und Steppengebiete Sibiriens, die auch eine entfernte Ähnlichkeit mit dem haben, was wir in Bayern Hartland nennen. Das Bergland im Osten ist einigermaßen den Ausläufern der venetianischen Alpen zu vergleichen, aber hie und da wird man auch an das Inntal oder den Thüringer Wald erinnert. Wohl sitzen dazwischen dolomitenartige Kämme auf, aber sie sind vereinzelt und lassen sich leicht umgehen.

Still und fleißig arbeiten die Menschen auf ihrem Boden, gutartig und leicht zu behandeln, wie Landeskundige versichern; auch mit unseren Maschinen könnte das Land nicht sorgfältiger bestellt werden, da wo überhaupt Arbeit daran gewendet worden ist.

Das Land vermag also wohl den großen Krieg aufzunehmen, nach dessen Regeln auch Sieg und Niederlage darin zu gewinnen und zu erleiden waren; und der Krieg vermochte den Krieg dort vielleicht besser zu ernähren, als in mancher mitteleuropäischen Industriegegend. Überhaupt bietet es weder als Operationsbasis noch als Kampffeld irgendwelche Entschuldigungsgründe für unzulängliche Leistung von Führern und Truppen. Wenn die Russen' trotz des ungeheuren Vorsprunges, den ihnen die Organisierung des Aufmarschgebietes durch ihre Bahn, ihre stark befestigten Endstützpunkte und alle Zwischenvorbereitungen bot, keinen einzigen Erfolg gewinnen konnten, so lag die Schuld daran nicht an der Eigenart des landschaftlichen Rahmens. Der Sieger, der das Land jetzt besitzt, hat durch seinen Ausbau des gleichen Aufmarschgebietes bewiesen, daß er sich darüber klar ist, und daß er den Wert des vorbereiteten Operationsfeldes auf dem Festlande sehr hoch einschätzt.

Den wirtschaftlichen Wert der Mandschurei hat erst der moderne Verkehr erschlossen; ihre Stapelerzeugnisse lagen gerade wegen ihrer Massen nutzlos, so lange sie nicht in den Weltverkehr abfließen konnten. Außerdem bedurfte es einer hohen Entwicklung der Nahrungsmittelchemie, um die Bohnen als industriellen Rohstoff so auszumünzen,

wie das nun erst seit etwa fünf Jahren geschieht. Der zweite Stapelartikel ist die Kohle; Fushun, Yentai, Pensihu sind die wichtigsten bis jetzt aufgeschlossenen Felder. Außer diesen beiden Massenstoffen, die sowohl die Dampfer füllen als die Eisenbahnrente halten, birgt das Land noch Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Schwefel, Soda und Salz und trägt seiner dünnen landwirtschaftlichen Bevölkerung in dreijährigem Fruchtwechsel außer den Bohnen und anderen Zwischenfrüchten Kauliang, Hirse und Gerste und anderes Getreide, ferner Tabak und Reis. Seidenkultur, Viehzucht, Seefischerei und die an den Holzreichtum anknüpfenden Erwerbszweige vervollständigen die Erwerbsmöglichkeiten in einem Lande, das wie geschaffen scheint zur Ergänzung fortgeschrittener Industrieländer, sowie dazu, die zurückkehrenden Dampfer zu füllen, die Material für Eisenbahn- und Elektrizitätsanlagen, Textilwaren und Petroleum nach Niutschwang, Dairen und Wladiwostok gebracht haben. Die bloße Nennung dieser Namen erweckt die Vorstellung eines Kräftedreiecks: Niutschwang bedeutet den anglo-chinesischen Einbruchspunkt, Dairen den japanischen, Wladiwostok den russischen. Von Süden wie eine um die Wette steigende Leiter (deren anglo-chinesischer Ast zurückblieb), im Norden wie ein schweres Kreuz, durch die zu den Bahnlinien gehörigen Zonen verbreitert, überspannen die erschließenden und beherrschenden Schienenstränge das weite Zukunftsland mit seinen völlig abnormen Bevölkerungsverhältnissen.

Die „drei östlichen Provinzen" Chinas: Fengtien, die südlichste mit [illegible]000 Quadratmeilen und 8 Millionen Einwohnern, Kirin, die halbmondförmige im Nordosten mit 110 000 Quadratmeilen und 4 Millionen Einwohnern, und Heilungkiang, die größte und nördlichste, mit 190 000 Quadratmeilen und 1½ Millionen Einwohnern, sie haben einst ihre Herrenrasse zur Eroberung Chinas ausgesandt. Sie strömte so vollständig dorthin ab, daß sie in der alten mandschurischen Heimat jetzt nur mehr 10 % der Gesamtbevölkerung betragen soll. Lange Zeit hindurch hatte die herrschende Mandschu-Dynastie die Einwanderung von Chinesen in ihr ehemaliges Stammland verboten, so daß es so entvölkert blieb, bis man endlich, viel zu spät, die weiten Räume als Abflußgebiet für die übervölkerten chinesischen Nordprovinzen öffnete. Seitdem geht ein stetiger Einwandererstrom dorthin, hauptsächlich von Schantung aus; aber was bedeutet diese verspätete Angstmaßregel bei Ausdehnungen, auf denen im eigentlichen China 130 Millionen leben? Jetzt freilich trägt jeder der überfüllten Züge der Peking—Mukdenbahn Lasten chinesischer Auswanderer, genügsames und unermüdliches Volk, denen kein wirtschaftlicher Rivale gewachsen ist. Zwanzig Jahre früher hineinbefördert, würden sie vielleicht jede fremde Einwanderung abgeschreckt haben.

Aber nun ist die politische Vormacht mit dem starken wirtschaftlichen Machtmittel der Bahn in andere Hände hinübergeglitten, und wie sehr man darauf hinweisen mag, daß Japan selbst wegen seiner Bahn- und Schiffahrtsrente an der offenen Tür in der Südmandschurei interessiert sei, so wird ihm doch mit Recht bei jedem Interessengegensatz zwischen seinem ausschließlichen nationalen Anteil und einem mit vielen geteilten internationalen die Wahl nicht schwer werden. Eine Gefahr wirkt ja immer noch gegen eine zu einseitige Ausbeutung der Machtbereiche, die im allgemeinen eben doch durch den Eisenbahnbesitz gekennzeichnet werden: der finanzielle Zusammenschluß der Benachteiligten, der vor dem Zusammenbruch Chinas in seinen Außenländern in Gestalt des Viermächtedarlehens zur Entwicklung der Mandschurei schon einmal gedroht hatte. Auch sonst gab es heikle Fragen genug: nicht nur das Kinschau—Aigun-Bahnprojekt der Amerikaner mit dem Konkurrenz-Hafenbau in Lienshan, auch die Belebung der Chineseneinwanderung vom Amur her, die Schiffahrtsfrage auf Amur und Sungari, streitige Minenrechte, wie an den Tunghua- und Huaijen-Goldgruben, Freihafenfrage und Gemeindeverwaltung in Charbin, die neuen von Europäern und Amerikanern betriebenen Industrien und ihre Besteuerung, z. B. die Rübenzuckerindustrie im Norden: das alles sind nur einige Proben. Dazu kam eine Ahnung, die geärgerten Geldmächte könnten plötzlich den Landeignern die Anleihemärkte sperren, wozu sie freilich nie einig genug waren. Das sind nur Ausschnitte aus dem durcheinanderwogenden Kräftespiel um das umworbene Neuland, aber sie zeigen doch, welche Werte auf dem Spiele stehen und wie der Wunsch, die erkämpften Felder gegen neue Eindringlinge festzuhalten, schließlich Rußland und Japan zu einer Teilung der strittigen Gebiete einigen konnte.

Wasserwege, wie Amur, Sungari und Liaoho mit ihren Seitenströmen bedeuten gerade in einem Lande mit billigen Massengütern viel, wenn auch ihre Erhaltung im Stande guter Schiffbarkeit alles zu wünschen übrig läßt; Barren und Sandbänke hemmen vor allem den Dampferverkehr, ihnen zum Trotz verkehren aber allein in Niutschwang im Jahre 7000 bis 10 000 Dschunken, deren Handel auf zwei Millionen Pfund Sterling geschätzt wird. Wie scharf hier schon die Konkurrenz geworden ist, geht daraus hervor, daß von diesem Hafen aus, den wegen der Liao-Barre größere Dampfer überhaupt nicht anlaufen können, eine kleine englische Küstenlinie (nach Lungkau) sich nur dadurch gegen die Japaner halten konnte, daß sie die Passagiere umsonst beförderte. Als dann die Japaner an Land gingen, um mit bewaffneter Hand Passagiere zu pressen, kam die offizielle Intervention, die Bewerber traten scheinbar zurück, kehrten aber alsbald, staatlich subventioniert, wieder. Das ist nicht etwa „Küstenklatsch", sondern eine wörtlich aus englischen Konsularberichten entnommene Tatsache!

Wie schwer der europäische Kaufmann sich gegen den zusammenhaltenden Osten, gegen die Schwierigkeiten der Sprache, der mittelbaren Staatshilfen an dort Heimatberechtigte vorwärts arbeiten muß, das verrät nur hie und da ein Notschrei. Selten ist das örtliche Hemmnis überhaupt unzweifelhaft festzustellen, noch seltener der Abhilfe zugänglich. Verschleierte Staatsunternehmungen, in den verschiedensten Erwerbszweigen tätig, von der ganzen Gewalt der immer noch herrschenden Idee der Staatshilfe gefördert, wie die Südmandschurische Bahn, der unfaßbare Boykott, den die chinesischen Geheimbünde als handelspolitische Waffe souverän handhaben, die derbe Gewalttätigkeit des russischen Tschin, machen ihre Lage schwierig genug. Daß sich zwischen allen diesen Widerständen Landsleute überhaupt mit Ehren behaupten, mögen wir mit Stolz anerkennen und es ihnen herzlich gönnen, wenn sie auf dem neuen Tummelplatze einige Zwischenwerte erraffen können: sie sind wahrlich sauer genug verdient!

Hatten wir bei der Betrachtung des neuen Landes die Einwanderung als Gesamtheit zu würdigen versucht, so werden wir in dem südmandschurischen Aufmarschgebiet mehr in Einzelheiten gehen müssen, um zu prüfen, wie groß bereits der Halt Japans in der Bevölkerung geworden ist, und werden dabei das rein unter japanischem Regiment stehende Pachtgebiet „Kwanto" von dem Machtbereiche der südmandschurischen Eisenbahnzone zu scheiden haben.

Bei aller Sympathie für den Staat mit dem Chrysantemumwappen ist vorauszuschicken, daß seine offizielle Statistik, wie überhaupt seine Staatsschriften mit der höchsten Vorsicht aufzunehmen sind, namentlich wenn, wie in der Mandschurei, sowohl Mißerfolge vieler Einzelner zu verdecken, als auch unstreitige Erfolge der Gesamtheit und erst im Reifen begriffene Staatsziele vor argwöhnischen Augen zu verbergen sind. Darum sind die überhaupt bekannt werdenden Zahlen zurzeit wohl Mindestangaben. Wir entnehmen ihnen, daß im Pachtgebiet Kwanto ein Vierzehntel der etwa eine halbe Million betragenden Gesamtkopfzahl, ein Siebentel der Familien Japaner sind, ein überraschendes Verhältnis, das sich erklärt, wenn man die saisonmäßige Bewegung der chinesischen Arbeiter berücksichtigt. Viel schwerer ist es, der japanischen Bevölkerungszahl im Bereiche der südmandschurischen Eisenbahnzone beizukommen, die mindestens ebenso hoch ist und für die, je nach dem Zweck der Zahlengruppierung, Angaben zwischen 43 000 und 200 000 gemacht werden. Eine für 1910 wahrscheinlich richtige Zusammenstellung setze ich hierher, weil sie insofern dauernden Wert behält, als sie die Arbeitsgebiete, denen die Einwanderer

zustrebten, in einem recht glaubhaften charakteristischen Verhältnis wiederspiegelt:

Beschäftigung	Kwanto	Eisenbahnzone	Zusammen
In amtlicher Stellung	4 901	1 483	12 762
Landwirtschaft	69	128	390
Handel	6 209	6 784	25 095
Industrie	4 304	2 784	14 114
Fischerei	248	24	544
Angestellte	4 174	4 765	17 876
Verschiedene Berufe, nicht einzeln aufgezählt	8 991	9 506	36 994
Arbeiter	5 393	3 862	18 512
Geisha und Verwandtes	1 276	1 774	6 100
Arbeitslose	428	411	3 312
	35 993	31 521	135 699,

wobei in der Gesamtsumme die bei der Berufszählung weggelassenen Angehörigen im weiteren Sinne mitgerechnet sind.

Kleinliche Züge, wie Neigung zum Zusammenkleben und zu Krämerkniffen haften den Einwanderern noch an, während gerade die Mandschurei mit ihren Massengütern, Wertschwankungen und dem unleidlichen Münzdurcheinander einer großzügigen Geschäftsführung bedarf. Mit kleinen Mitteln krämerhaft handeln, das hatten die früheren Einwohner auch gekonnt. Bei der Rohwerterzeugung finden wir die im Lande tonangebenden Japaner fast gar nicht beteiligt. Glasmanufaktur, Ziegeleien, Zementwerke, Öl- und Seidenindustrie sind von den Japanern, eine Zündholzfabrik und Minenbetriebe gemeinsam von Chinesen und Japanern gegründet worden; einige Unternehmungen haben guten Erfolg. Im Kwantung-Gebiet stecken in der Salzgewinnung neu aufgegriffene Möglichkeiten: einstweilen gehen schon fünf Sechstel des Ertrages der Provinz auf zehn Jahre nach den Niederlanden als dauerndem Abnehmer.

Besonders starke geschlossene Kolonien haben die Japaner, abgesehen von den Städten Dairen und Ryojun (an deren Räumung nach Ablauf der Pachtfrist nur ein völlig Weltfremder glauben kann) in Antung, Liauyang, Niutschwang, Mukden, Tieling, Tschangtschun, Charbin, Kirin, Kungtsuling, Hsinminfu, Fakumen und der Minenstadt Funtung. Auch das Einströmen der nun, als japanische Untertanen, japanische Interessen schaffenden Koreaner in das reiche Chientao-Gebiet (im N. O.) wird gern geduldet.

Werbende Anlagen im großen Stil haben sie vorläufig nur an den von den Russen geerbten Eisenbahnen und Kohlenminen, alle anderen Unternehmungen müssen als Zubringer für die Bahn betrachtet werden: die Dampferverbindung mit Shanghai, Hafenarbeiten, elektrische Licht- und Kraftwerke, wie die Hotels in Dairen, Ryojun, Mukden und Tschangtschun. Aber gerade die Entfaltungsarbeit an dem Russenerbe ist eigenstes japanisches Verdienst und verrät nicht alltägliches Organisationstalent: die geschickte Einfügung in den Weltverkehr auf der Strecke Berlin—Shanghai (14 Tage, über Wladiwostok 18, zu Schiff 5 bis 6 Wochen), die Kaltstellung der Konkurrenzhäfen bis zu einem hohen Grade, die Zubringerlinien von Antung, Hsinmintun, von Nordkorea über Kirin, alle auch strategisch höchst wichtig.

„Die Regierung geht in diesem Ausbau ihrer Vorherrschaft in starker und konsequenter Weise vor, besonders, soweit die militärische Seite in Frage kommt, und sucht auch durch eifrigen Bau von Telegraphen und Feldtelephonen die Vormachtstellung immer mehr zu befestigen.

Daß die frühere chinesische Regierung, wenigstens in den letzten Jahren, den Ernst der Lage in der Mandschurei durchaus nicht verkannt hat, geht aus ihren Maßnahmen hervor, die alle darauf hinausliefen, den japanischen Bestrebungen durch Begünstigung der chinesischen Besiedelung und durch die Verknüpfung fremder Interessen mit der wirtschaftlichen Zukunft des Landes ein Gegengewicht zu schaffen. Neben dem ehrgeizigen und kriegsgewohnten japanischen Soldaten kann sich der chinesische Soldat trotz des schönsten Drills noch lange nicht zeigen, auch nach langen Jahren zu erhoffender Ruhe und Ordnung nicht. Gutwillig aber wird Japan seine führende Stellung auf dem asiatischen Festlande nimmermehr aufgeben."

Ein technisches Bild vom verkehrspolitischen Ausbau des Sieges haben wir zu geben versucht; hier bleibt wohl nur anzuführen, welches wirtschaftliche Gesicht man dem „Rückgrat der Stellung im Lande", dem leicht privatgeschäftlich verschleierten Staatsunternehmen der Südmandschurischen Eisenbahn zu geben für gut fand. Das fiktive Grundkapital ist 200 Millionen Yen (410 Millionen Mark), davon war mit 100 das vom Staat überlassene Beutematerial an und in der Strecke angeschlagen, 20 wurden gleich einbezahlt, 80 später, und eine weitere Begebung bewilligte in der Höhe von 60 das Parlament nachträglich, im wesentlichen für doppelgeleisigen Ausbau (Dairen—Sukiatun), Vollendung der Linie Antung—Mukden, Bergwerksanlagen in Fushun und Hafenverbesserung in Dairen, fast lauter unmittelbar werbende Dinge.

Dr. Fritz Wertheimer hat in einem Artikel „Im jungen China, Ausflug ins Japanische" (Frankfurter Zeitung), ein so treffendes Stimmungsbild gezeichnet, daß ich einige Züge daraus, die sich ganz mit meinen Beobachtungen decken, hier wiedergeben möchte. „Je weiter man nach Süden kommt, desto japanischer wird die Mandschurei. Zwar sind die Bauern nur Chinesen und Mandschuren . . . , aber rechts und links der

Bahn gibt es Wellblechschuppen und Kasernen, Japaner und Soldaten. Die Bahn gleicht im Auge der Chinesen einem insgeheim und sicher um sich greifenden Leiden. Sie fühlen, wie ihr Land systematisch unterminiert und japanisiert wird, und doch müssen sie die Bahn gebrauchen und lagern gerne ihre Waren gegen Beleihung der Yokohama Specie-Bank in den Wellblechschuppen, von denen man in der ganzen Mandschurei zu wissen glaubt, daß sie nichts anderes als künftige Militärbaracken, also friedliche Kriegsvorbereitungen seien! . . ." „Mag der Japaner auch im Kampf des täglichen Lebens dem Chinesen kaum Boden abgraben können, mag der Rikschakuli und der Straßenbahnschaffner, der Eisenbahn- und Industriearbeiter und Bauer chinesisch bleiben, oder nach anfänglichem Ersatz durch Japaner wieder chinesisch werden, und mögen so die japanischen Träume von einer wahren Siedlungskolonie und einem Neuland für japanische Übervölkerung sich nicht erfüllen — heute wollen die Japaner nur Herren werden und sein, und wenn nicht recht bald und recht gründlich eine mit den gleichen wirtschaftlichen Mitteln arbeitende Gegenbewegung in China und in der Mandschurei einsetzt, dann wird die friedliche und kampflose Japanisierung der Südmandschurei nicht mehr lange auf sich warten lassen."

Sicher ist, daß in der Südmandschurei die Japaner, trotz des schweren und auf vielen Gebieten erfolglosen Ringens mit den Chinesen, fester im Lande stehen als jemals die Russen; sicher ist, daß nichts anderes, als der entscheidende Sieg einer anderen Macht sie daraus je wieder zu vertreiben vermag; und sicher ist endlich, daß ein solcher Sieg einen Krafteinsatz kosten würde, den auf ein Menschenalter hinaus in diesem Teile der Welt wohl niemand daransetzen wird: die Mächte, die darüber verfügen könnten, deshalb nicht, weil sie ihn an anderer Stelle nötiger haben, und solche, die in der Mandschurei Lebensfragen zu wahren hätten oder sich dort schon stark engagiert haben, weil sie nicht darüber verfügen. So schmerzlich es für die eine oder andere Unternehmung tüchtiger Landsleute sein mag, so sehr wir theoretisch bedauern mögen, daß uns kein freundliches Schicksal ähnliche Landstrecken geringen Widerstandes vor die Tür gelegt hat: wir betrachten Ostasien von Deutschland aus am richtigsten, wenn wir uns dazu entschließen, wie die Mongolei und Ostturkestan in der russischen, so die Südmandschurei und angrenzenden Teile der inneren Mongolei ebenso fest im Rahmen der japanischen Interessen- und Machtsphäre gespannt zu sehen, wenn wir ferner die noch bestehenden internationalen Einrichtungen, Vertragshäfen, Zollverwaltungen und dergleichen als angenehme Übergangserscheinungen auf Ruf und Widerruf in Rechnung stellen, aber auch nur als solche. Das Verdrängen der Europäer aus der Vorzugsstellung, deren sie sich bisher erfreuten (z. B. im Seetransportgeschäft) durch die örtlichen Gewalten ist eine Frage naher Zeit; Frankreich spürt die Vorboten davon schon seit Jahren, und auch uns und England wird es nicht erspart bleiben.

Nach ihren Erfahrungen seit dem Jahre 1894 scheint es viel verlangt, daß die Chinesen in den drei östlichen Provinzen freundliche Gesinnungen für die Gäste haben sollen, durch die sie sich sachte von der Bank hinabgedrückt fühlen. Die Forderung wird aber gestellt und zu manchem bösen Spiel die gute Miene verlangt. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist der Gouverneurposten des alten Mandschu-Gentlemans Tschao-Erh-Hsün eine Leidensschule gewesen, die der ehemalige Vizekönig ebenso zu erdulden hatte, wie der geringste seiner Beamten. Eine späte Sühne für alles früheren Geschlechtern zugefügte Ungemach, das Beamtenhochmut verschuldet hat und das nun an den Enkeln heimgesucht wird! Jetzt freilich gehört ein Verkehr auf gleichem Fuße mit solchen vornehmen, feingebildeten alten Herren zu den erlesensten Erfahrungen; aber es bedurfte eines Weichschmiedens durch allerhand Nackenschläge, bis sie so weit gekommen waren. „Illfeeling" dürfte man aber eigentlich eine berechtigte, mißtrauische Scheu gegen die Urheber solcher Nackenschläge nicht nennen, die noch viel derber ausgefallen wären, ohne die in allen Starken gleich lebendige Eifersucht auf den chinesischen Markt und ohne die Furcht vor dem, namentlich im Süden, durch Gilden und Geheimgesellschaften meisterlich gehandhabten Boykott.

So erwählten sich z. B. die chinesischen Militärbehörden in Mukden ein Manövergelände; die japanische Besatzung bekam Wind davon und kaprizierte sich auf das gleiche, sie teilte ihren Entschluß mit und der Landesherr hatte nachzugeben. Aber sowenig wie sein General oder Vizekönig darf der Polizist oder Soldat jeden Teil seiner Provinz ohne weiteres betreten. Wehe ihm, wenn er der japanischen Bahnzone, etwa bei einer Verbrecherjagd, zu nahe kommt! Wegnehmen seiner Waffen, Verprügeltwerden von den flinken, körperlich besser geschulten Japanern ist die nächste, ein demütigender Entschuldigungsbrief seiner Vorgesetzten und anderes Ungemach die weitere Folge. Darf man sich aber wundern, wenn dann auf den Türen einer Schenke Zeichen stehen, die zur Rache auffordern, wenn bis zum Schulbuben herab der Groll der Vergewaltigten lebendig ist und sich in allen möglichen Anzeichen äußert, sich auch in kleinen Attentaten und — mit irdischem Vorteil verknüpft — Diebereien an den Eisenbahnen Luft macht? Darf ein gerechter Vorwurf erhoben werden, wenn beim Ersatzgeschäft Offiziere und Unteroffiziere davon reden, daß Japan düstere Absichten mit der Mandschurei verfolge, und daß es für jeden patriotischen Chinesen Pflicht sei, den vorbeugenden Maßregeln gegen diese Übergriffe seine Unterstützung zu leihen? Wenn

die Bewegungen der Eisenbahnwachen, der zahlreichen fremden Gendarmerie argwöhnisch überwacht und gelegentlich „mißdeutet" werden? Wenn man in der ersten Entrüstung dem Ausbau einer strategischen Bahn einer fremden Großmacht und dem dazu gehörigen Besitzenteignungsverfahren Schwierigkeiten machte, wie beim Ausbau der Vollbahn Antung—Mukden und sich erst dem Hinweis auf das Recht des Stärkeren fügte?

Dieses Recht hat Japan in der südlichen, Rußland in der nördlichen Mandschurei, aber kein anderes; natürlich aber haben auch wir und die anderen Mächte kein besseres, und jeder Versuch, ethische Beweggründe vorzuschieben, ist Spiegelfechterei. Die chinesische Polizei hat beim Bahnbau mehr wie ein agent provocateur gearbeitet, denn als Wächter des Friedens, beklagte sich General Oshima; aber wir verachten doch aus Herzensgrund — und alle vaterlandsliebenden japanischen Offiziere, die ich kenne, mit uns — solche Behörden und Krieger, die dem Gegner dienen wie dem eigenen Staate, die eine brennende Brücke löschen, damit der Feind darüberziehe, wie jene von Wittenberg 1806! Wenn man dann die Enteignungskommissionen an der Arbeit gesehen hat, friedlich wie bei einer deutschen Lokalbahn, mußte man weit eher erstaunen, wie schnell, wie gewandt sich die gute Miene zum bösen Spiel gesellt hatte. Man stelle sich nur recht lebendig vor, daß etwa nach der Besetzung von Ungarn 1849 die Russen die Bahn Belgrad—Pest—Wien—Linz zum Andenken behalten und drei Jahre danach durch eine solche von Oderberg nach Wien ergänzt hätten! Es ist ein drastischer Vergleich, aber er stimmt in den Abmessungen.

Mit Recht schreibt übrigens der ruhigere Teil der japanischen Presse den größeren Anteil an den vielen kleinen Störungen, über die nicht nur die japanischen, sondern alle Bahnunternehmungen in China zu klagen haben, den drückenden wirtschaftlichen Verhältnissen, der bitteren Armut zu. Für den chinesischen Kuli bedeutet eben schon der Bronze-Buchstabe an einem Speisewagen oder ein Stückchen Telegraphendraht eine Versuchung: ein Picul Telegraphendraht ist für gewandte Diebe und in guten Traditionen aufgewachsene Räuber, wie die nordchinesischen, leicht zu erlangen und gilt 24 M.; kein Wunder, daß die japanische Verwaltung in drei Jahren 178 ernste Verkehrsstörungen aus diesem Grunde mit Verdruß verzeichnen mußte! Weit ernster ist es noch, daß sich auch die Steine auf den Schienen und ähnliche Eisenbahnattentate häufen.

Zu Beginn der neuen Chinawirren war an die Spitze des Pachtgebietes Generalleutnant Baron Fukushima getreten, mit einer glänzenden Soldatenlaufbahn hinter sich; er war aus Europa durch Sibirien heimgeritten, hatte 1900 in China an leitender Stelle beim Einmarsch der Japaner gestanden und war für alle Fälle der rechte Mann in einem vorbereiteten Aufmarschgebiet, wozu die Mandschurei jeden Augenblick werden kann. Daß ihn die Chinesen mit ähnlichen Gefühlen begrüßten, wie Jung-Ägypten Lord Kitchener, war begreiflich. Ob sie wohl flötenden Zeitungsstimmen glauben werden, daß, „wer ihn näher kennt, weiß, daß er in seinem ganzen Wesen ein begeisterter Friedensfreund ist und seine Ernennung weit mehr eine Garantie für die Dauer der Ruhe, als ein Sturmzeichen für kriegerische Absichten?" Ob das nicht dem alten erfahrenen Generalstäbler mit den verschlossenen, weg- und menschenkundigen Zügen fast zu viel des süßen Lobes ist?

Klug und durchdacht, wie die Personen, setzte der Meiji-Kaiser auch die unbelebten Wertsteine in das mandschurische Schachbrett, in dem ein einziger falscher Zug so schwere Folgen haben konnte, an dem aber auch der Zuschauer mit einem wahren Feinschmeckergenuß auf seine Rechnung kam, da er die zähesten, am weitesten ausschauenden, mit der Kunst des Wartens vollendet vertrauten Spieler am Werke sah. Eine der merkwürdigsten Rollen in diesem Spiele ist von Schicksal und Menschen Port Arthur, dem heutigen Ryojun zugedacht. Hier soll nicht die Rede sein von der Vergangenheit, der Befestigung durch Hanneken, den deutschen Berater Li-Hung-Tschangs, der ersten japanischen Einnahme, dem unglücklichen Eingriff von Shimonoseki, der seine Wiederherausgabe erzwang, dem russischen Raub, den Sünden der russischen Festungsbauer, den Schlagschatten menschlicher Schwäche, die sich dicht an das stolze Heldentum des zweiten blutigen Ringens heften. Andere haben das mit besserem Rechte beschrieben, und Hamilton hat das glücklichste Wort „Teufelspflügen" dafür geprägt. Aber wo der Teufel gepflügt hat, da reift des Teufels Saat: was wird aus ihr? Was wird aus Port Arthur? Eine neue Teufelsernte?

Für die Japaner ist sein Name mit einer so ungeheuren moralischen Hypothek belastet und gewertet, daß sie mit der Wirklichkeit des verfallenen, zurückgegangenen, stillen Hafens in keinem Verhältnis mehr steht. Anfang der zwanziger Jahre soll die von den Russen geerbte Pachtung zu Ende gehen und wer das Treiben der jüngsten Jahre dort beobachtete, der konnte zu der Meinung kommen, es geschehe alles, um den Platz als Kriegsinstrument zu entwerten: der Hafen wurde geöffnet, die Marine legte ihren Schwerpunkt weit ab nach Chinhaiwan an der Südküste von Korea, der Handel ließ den Hafen liegen und zog sich nach Dairen; nicht einmal richtig aufgeräumt, liegt Port Arthur da, ein stilles Totendenkmal und Sitz der Behörden, die sich in den von Rußland übernommenen Gebäuden breit und behaglich einrichten durften. Patina der Erinnerung konnte die Stätte überziehen, wie absichtlich ungestört.

Es war, abgesehen von dem blauen leuchtenden Meer, das seine Toten so viel schneller vergißt, als das herbe mandschurische Land, ein

melancholisches Bild. „Nackte steile Hügel, zerrissen und gefurcht bis aufs Mark, den kahlen Fels. Haufen wirrer Stahltrümmer und zerschmetterten Gerätes. Aus den Hängen ganze Ackerbreiten zu Straßenschotter zerschlagen, ohne Busch und Baum. Täler des Todes, in denen hie und da Grundmauern an menschliche Heimstätten erinnern. Spärlich begraste Gründe, auf Schritt und Tritt gezeichnet, vernarbt, mit steinigen Gräben und Schußlöchern. Überall sonst in unseren Tagen folgt eilig dem Friedensschluß alles, was geschehen kann, die furchtbaren Züge des Krieges zu verwischen. Japan aber verfolgt andere Ziele um Port Arthur. Um die grimmigen Spuren von dem Preise zu tilgen, den es für seinen Sieg zu zahlen hatte, hat es nichts getan, was über das Wegschaffen der Toten, die Sanitätsmaßnahmen zur Reinigung der Gefechtsfelder und der zerschossenen Forts, die Besetzung der Stellungen am Hafenriegel hinausging.

Kriegsgerümpel liegt überall umher, gewaltige Lafetten, verbogen wie alte Konservenbüchsen, Geschütze mit zerrissenen Flanken oder kläglich aufs Maul geschlagen, Geschosse in jeder Form und jedem Grad der Zerstörung, eine unbehagliche Menge halbvergrabener Blindgänger dabei, obwohl die chinesischen Bauern Belohnungen bekommen, wenn sie die Fundstätten anzeigen. Rostige Klingen, flachgeschlagenes Blei und alles andere erdenkliche Geschoßmetall fährt darin umher, zerbrochene Gewehrteile, Uniformfetzen und Lederstücke, metallene Nummernknöpfe, zerhauene schartige Säbel und Gefäße. Und wenn's gerade trifft, noch immer bleichende Knochen dazwischen und grinsende Schädel, wieder aufgewühlt vom Regen oder dem langsam über alles wieder hingehenden Pflug. Das ist Port Arthur sieben Jahre nach der Belagerung, die ein Zehntel einer Million Menschen verschlang: heute noch die drohendste Lehre auf dem Angesicht der Erde, welche Schrecken Kriegführen mit allen Gewaltmitteln moderner Technik auf engem Raume häuft."

So ähnlich schreiben unter ihrem ersten Eindruck zwei Berichterstatter dem Daily Expreß. Der Eindruck ist richtig; ich hätte ihm nichts anzufügen. Ist es gut, daß man betriebsamen Völkern anderswo so beflissen den grimmigen Ernst aus den Augen räumt, der doch noch nicht aus der Welt verschwunden ist und dem ihre Väter ins Gesicht sahen? Japan erhält zunächst die mahnende Stätte so, wie sie das Ringen gelassen hat, seinen Kriegern, seinem Volke, den Geistern seiner Toten....

So zeigt an ihrem südlichsten Ende die Mandschurei ihr drittes Gesicht: sie ist ein Feld kriegerischer Vorbereitung für die Zukunft, ein Tummelplatz hastigen Erwerbs für die Gegenwart und eine Stätte großer aber schwerer Erinnerungen aus der Vergangenheit, die den vorwärts drängenden Geschlechtern einen Spiegel vorhält „zu Ehr' und Vorbild".

XII. Neue Aufgaben des Landheeres.

„Hana wa sakura ni hito wa bushi" Was unter den Blüten die Kirsche ist der Krieger unter den Männern! (Fleckenlos und zum frühen Fallen bestimmt).	„Sendo no toki ni wa fune yama ni noru." In Kriegszeiten fährt man im Schiff zu Berge. Japanischer Soldatenspruch.

Für ein von Steuern für Heer und Flotte erdrücktes Volk ist der Zustand der Japaner recht blühend und vergnüglich, und das Alarmgerede über diesen Druck im ganzen vielfach Einbildung." So schreibt I. Bolljahn, ein deutscher Lehrer, der ein wackeres Arbeitsleben Japan und Korea geweiht hat, unter dem frischen Eindruck nieder, als er im Frühjahr 1911 von Korea zurück in das Stammland kam. Man kann diesen Ausspruch füglich Betrachtungen über die Entwicklungslinien des Militarismus in Japan, aber auch in Deutschland voransetzen. Wer die Welt durchfährt, der sieht manche wirklich von ihren Lasten und Steuern erdrückten Länder, die schauen aber wesentlich anders aus und sind nicht mit Gegenden zu vergleichen, in denen ein Mann drei bis viermal so viel jährlich für Alkohol und Tabak verbraucht, als für Heer und Flotte zusammen, wie der Deutsche, oder wo das ganze Nationalvermögen einmal im Jahre durch die Händchen der Geisha geht, wie es von dem japanischen ein Kenner, übrigens ein warmer Freund des Landes, behauptet hat, und das Land in den Zeiten der Baumblüte und der Herbstfarben buchstäblich vom Klang der Saiteninstrumente und Flöten widerhallt, von fröhlichen Wanderschwärmen wimmelt, wo das Leben nicht nur einzelner Bevorzugter, sondern des ganzen Volkes zum Kunstwerk wird.

Bei solcher Lage hätte, trotz der damit verbundenen Lasten, der Weiterbau eines Heergefüges, dem man so viel schuldete, eine dankbare und erfreuliche Aufgabe sein müssen; und doch ist ein folgenschwerer Konflikt zwischen den vielleicht in der Form zu starren Erbauern des Heeres und der in eine Sackgasse verrannten Mehrheit der Intelligenz und der politischen Parteien heraufgestiegen, zu dem der Sturz des Seyukai-Ministeriums der Auftakt war. Nach der seelischen und körperlichen Anspannung des Russenkrieges war es denen, die darin die Waffen geführt hatten, im Verhältnis zu ihren anderen Aufgaben leicht gewesen, in Erziehung und Drill, Vorschriften und Friedensgewohnheiten des Heeres den Erfahrungen des siegreichen Feldzuges

Rechnung zu tragen und ihnen an den Stellen Folge zu geben, wo sich der im allgemeinen so wohl bewährte Aufbau der Wehrkraft verbesserungsbedürftig erwiesen hatte. Dazu bedurfte es nur der kaiserlichen Kommandogewalt, es war sozusagen eine innere häusliche Angelegenheit der Armee. Man wartete aber klugerweise nicht nur ab, bis man sich selbst ganz im klaren darüber war, sondern auch, was fremde, sachkundige Beurteiler äußern würden, besonders, welche Schlüsse die deutschen Beobachter aus den japanischen Feldzugserfahrungen ziehen und in Büchern und Vorschriften festlegen würden.

Noch mehr Gewicht, als schon vorher, wurde nun auf die moralische Erziehung gelegt, noch mehr war man bemüht, den Kompagniechef und die Offiziere überhaupt von allen Nebensachen zu entlasten, im Hinblick auf diese ihre vornehmste Aufgabe. Daneben wurde aber auch bewußt die Erhaltung einer gewissen natürlichen Wildheit angestrebt, die Entwicklung von Schneid im Fechten und im Bajonettkampfe von Abteilungen gegeneinander; das kriegsmäßig angewandte Turnen wurde gefördert, Gefahren im Überwinden scharfer Hindernisse des Feld- und Festungskrieges besonders gesucht, Gewaltmarsch- und Laufschrittleistungen gesteigert, die Kriegsarbeit in der Nacht planmäßig aufgegriffen. Gewandtheit im Ortsbiwak und Freilager, im Ausnützen aller Mittel des Manövergeländes, in Feldtechnik und Schanzarbeit für Angriff wie Verteidigung sind wirklich in Fleisch und Blut übergegangen. Mann und Pferd finden nichts dabei, in zusammenhängender Kriegshandlung Wochen unter freiem Himmel zu verbringen, und auch in bezug auf Gepäck, Verpflegung und Reinlichkeit unter ganz kriegsmäßigen Verhältnissen und entsprechend den Forderungen einer strengen Feldhygiene zu leben.

Merkwürdig patriarchalisch erscheinen dem westlichen Beobachter die Formen der Disziplin, fast zu intim die des Umganges von Mann und Offizier außer Reih und Glied; und zwischen der Mehrzahl von Führern und Geführten kann er auf dem Gebiete geistiger Interessen häufig kaum einen wesentlichen Unterschied bemerken. Trotz alledem findet bei schärferem Hinsehen der militärische Reformer unserer Tage zu seiner Überraschung in der siegreichen Armee viel mehr Drill, als er dort zu finden erwarten möchte: als Niederschlag der Kriegserfahrungen eine Steigerung der Straffheit, eine leise, kaum merkliche, aber doch unverkennbare Anziehung der Schraube. Was Hauptmann v. Troschke im Mil. W. Bl. aus genauester persönlicher Beobachtung heraus sagte, ist Wort für Wort zu unterschreiben und verdient ernstes Nachdenken, gerade in nichtmilitärischen Kreisen.

Wie der Geist des Heeres hatte sich auch seine Organisation bewährt und war nur zuletzt am Rande ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, weil alles von ihr vorbereitete bis zur Grenze der Haltbarkeit des Gefüges entfaltet und ausgespannt worden war. Man hatte ein klares Bild davon, bis zu welcher Grenze Improvisationen zulässig waren, welcher Grad von Verwässerung die Leistung von Truppenteilen gefährdete oder aufhob, was mit Notmaßregeln zu schaffen war und was nicht. Bewährt hatte sich auch, was man im Heergefüge bewußt von den europäischen Mustern abweichend gestaltet hatte: die aus drei Divisionen zusammengesetzte Armee mit ihrer Artillerie-Reserve, den selbständigen Kavallerie-Brigaden mit ihrer Maschinengewehr-Ausstattung, die kleine handliche Division mit ihrer territorial selbständigen Ergänzung, mit den Infanterie-Regiments-Ergänzungsbezirken unter aktiven Stabsoffizieren. Bewährt hatte sich die Organisation der rückwärtigen Verbindungen und ihre reichliche Ausstattung mit solchem Menschenmaterial, das nicht gut genug oder überschüssig für den Kampf, aber doch zu rüstig war, um völlig entbehrt zu werden. Bewährt hatte sich, weil er allein die Entfaltung über die schmächtigen Friedensrahmen hinaus ermöglicht hatte, der zahlreiche, neuerdings vermehrte Bestand an aktiven Offizieren, den die umfangreichen Friedensstäbe verwahrten, und zwar an Hauptleuten und jungen Stabsoffizieren, also gerade solchen in den wichtigsten Lebensaltern, überhaupt das junge und spannkräftige Offizierkorps mit seiner langen, strengen und sorgfältigen körperlichen und geistigen Erziehung, endlich die scharfe Auslese auf Feldtüchtigkeit, auch durch die so hart empfundene Einrichtung des unberittenen, durch dick und dünn mit seinen Mannschaften laufenden Kompagniechefs.

Im größeren Rahmen aber hatte sich die Zusammenfassung des Volksganzen zu scharfer Leistung erprobt, und seine Vorbereitung dazu durch das Zusammenhalten aller Autoritäten, der Familie, der Gemeinde, der Schule, der Verwaltung, der ganzen Götter und Ahnenwelt eines geschichts- und ahnenstolzen Volkes mit seinem Heere. Nicht im Geiste und nicht im Gefüge des Heeres also lagen die Schwierigkeiten für eine lebensvolle Weiterentwicklung, sondern sie begannen erst da, wo solche Leute mitreden durften, die den Krieg nie gesehen hatten und fern vom Schuß geblieben waren, also wo es sich darum handelte, den Ausbau von Heer und Flotte, die Festlegung und Sicherung der Post-bellum-Programme von der Volksvertretung und eine Steigerung der nationalen Erziehung zur Wehrhaftigkeit außerhalb des Heeres von den Pflegern des Kultus und des Unterrichts zu erlangen.

Denn darüber war man sich durch die Erfahrungen des Feldzuges klar geworden: wo es gegolten hatte, für Heimat und Kaiser schlicht und einfach zu sterben, treu und tapfer bis zum Tode zu sein, da hatte sich Altjapan besser als Neujapan bewährt.

Der Blutzoll, den die harten Bauern-Divisionen, die zweite, neunte und zwölfte, ohne Besinnen und Umschauen gezahlt hatten, den hatten eine verdächtig große Anzahl der Gebildeten, der im Ausland Studierenden versagt, aber auch der Ersatz aus den reicheren Industrie-, Handels- und Hafenstädten, wie z. B. die Reservisten aus Osaka. Der Ansturm der Freiwilligen, der Studenten in die Kampfreihen hatte nicht ihren hohen Worten entsprochen. Da, wo der liberale Einschlag, die Aufklärung, die neuen Ideen, die Anhänger des Evangeliums des Westens am stärksten waren, da war auch der Opfermut für das Vaterland geringer, als bei den „Rückständigen". Das ganze Japan aber muß mitgerissen werden und auf dem Posten sein, wenn es den Stürmen der Zukunft gewachsen bleiben soll. Darum brachte auch der Sieg seinem so glänzend erprobten unmittelbaren Werkzeug statt einer Entlastung eine Erweiterung und Erschwerung der physischen und moralischen Auflagen für die Erhaltung der Wehrkraft im Reiche. Eine viel dankbarere Aufgabe wäre es und viel freudigeres Tun, das frische innere Leben im Heere selbst zu betrachten, das aus diesen mannigfaltigen neuen Zielen folgte: aber wir müssen zum Grenzgebiet zurückkehren und Wehrpolitik statt Wehrpoesie betreiben.

Zunächst waren die Folgerungen aus der rein geographischen Erweiterung des Reichsgebietes zu ziehen, und die neuen Besitzungen in Sachalin (Karafuto), Korea (Chosen), im Pachtgebiete Kwanto, die mandschurische Bahn und die Verbindung mit dem Festlande zu sichern, im Zusammenwirken mit den neuen Anlagen der Marine. Ausschließlich dem Generalstab des Landheeres fiel die notwendige Erweiterung des Kriegsvorbereitungsdienstes im neuen Grenzgebiete zur Last, und dem Kriegsministerium als nächste Aufgabe die Errichtung der 2½ neuen Divisionen für Korea und Formosa, eine Forderung, die trotz aller Budgetnöte nicht von der Tagesordnung verschwinden konnte, weil sie eben die Mindestkraft bedeutet, mit der man diese Gebiete allenfalls im Verein mit einer gut organisierten Polizeimacht in Ruhe halten kann. Daß von einem Volksheer unter bedenklicher Störung seiner Mobilmachung drei Divisionen über See im Kolonialdienste stehen, wie jetzt, dagegen muß sich die verantwortliche Stelle wehren. Aber vielleicht entspringt aus dieser Forderung ein Konflikt im Stile des preußischen von 1866, der so lange währt, bis die Geschichte aufdeckt, wer Unrecht hat — oder bis die Bewohner der Festlandgebiete die Kosten für ihre Verteidigung selbst tragen können.

Während die Verteidigung zur See, deren Kern die der Volksvertretung geschickt mundgerecht gemachte Gründung von Chinkai bildet, der Marine überlassen ist, liegt auf dem Kriegsministerium die Sorge für die dauernde Organisation der Verteidigung von Korea. Die

Landesverteidigungskosten dort betragen für eine Division im Jahr zwischen 7,6 und 7,8 Millionen Mark, in Japan selbst schwanken sie zwischen 4,7 für die billigste in Nagoya und 5,2 für die teuerste im Hokkaido. Kasernen, Waffen, Munition, Bekleidung und Ausrüstung kommen für zwei Divisionen auf etwa 40 Millionen Mark, die auf sechs Jahre verteilt werden sollten, und da sie wohl bald von Korea selbst zu tragen wären, eigentlich nur einen durchlaufenden Posten darstellen.

Verwaltungstechnische Ersparnisse, in der Höhe von 10 Millionen gefordert, von 6 Millionen gewährt, und eine Hinausschiebung der schon bewilligten 130 Millionen Mark für Wiederinstandsetzungs-Kredite (wohl Ausrüstung von Reserve- und Landwehrtruppen?) sollten der Seiyukai-Regierung und ihrer Parlamentsmehrheit die bittere Pille versüßen. Aber im Winter 1912 führte die lange vertuschte Uneinigkeit über die kaum zu vermeidenden Ausgaben den Sturz des Parteiministeriums herbei, und der neu ins Amt tretende Fürst Katsura sah sich zunächst außerstande, sie zu vertreten. Denn allerdings war man über die rein geographisch bedingten Organisationserweiterungen schon im unmittelbaren Anschluß an die Kriegsformationen weit hinaus gegangen. Der Ausbau des Landheeres seit dem Kriege hat ihm 6 Infanterie-Divisionen, je 1 selbständige Kavallerie und Feldartillerie-Brigade, 3 Abteilungen Gebirgs-Artillerie, 2 reitende Batterien hinzugefügt; 1 Kavallerie-, 2 Fußartillerie-Regimenter und die Verkehrstruppen haben sich zu Brigaden ausgewachsen.

Von der gemischten Brigade in Korea und den 6 Bataillons-Eisenbahnwachen auf dem Festlande abgesehen, besteht das Landheer aus 19, bald wohl 21 ganz gleich organisierten Divisionen (shidan) 12. 3. 6. 3., mit allen nötigen Spezialtruppen, deren Entfaltung im Mobilmachungsfalle zu je einer Linien-, Reserve- und Landwehr-Division musterhaft und reibungslos vorgesehen ist, ebenso wie eine sinngemäße Entfaltung bei den Stämmen der schweren Artillerie des Feldheeres, der Festungs- und Küstenartillerie. Die Gliederung bewegt sich ungefähr auf unsern deutschen Linien, ist aber noch einfacher, noch folgerichtiger durchgeführt und reicher mit Offizierstämmen ausgestattet. Um das Streben nach Erweiterung dieses Rahmens vom Standpunkt der Heeresverwaltung zu verstehen, darf nicht verschwiegen werden, daß ein Abkommen zwischen den Vertretern der Land- und der Seewehr sich als nach dem Kriege zu erstrebendes Ziel eine Armeestärke von 25 Divisionen und eine Schlachtflotte von 500 000 t vorgesetzt hatte. Von diesen beiden Zahlen ist die für die Flotte von den Fortschritten des Kriegsschiffbaues überholt und überschritten worden, die für das Heer bei weitem noch nicht erreicht, wenn auch Offizierstämme, Anzahl der Wehrfähigen und

Ausrüstungsvorräte ihre Improvisation in jeder drängenden Lage möglich machen würden.

Zu leicht übersieht der europäische Zeitungsleser bei der Abwägung politischer Machtmittel in Ostasien, daß einen überlegenen Willen dort nur der entfalten kann, der jetzt schon mehr als 10 Armeekorps und 10 Reservekorps dorthin zu führen vermag; erst, was darüber hinausgeht, bedeutet eine beginnende Überlegenheit, der immer noch Neuaufstellungen begegnen könnten. Freilich, Zahlen von Gewehren und Geschützen erhalten ihre volle Geltung erst durch den Geist der Männer, die sie brauchen. Der Unterschied zwischen dem technischen Gefüge einer Organisation und dem Leben, der Kraft, die sie erfüllt, ist Jedem geläufig. Ausgesprochen hat ihn wohl am schönsten Clausewitz in seiner erbarmungslos folgerichtigen Darlegung der Grenzen kollegialer Wirksamkeit vor 1806, die unter anderm das Wort vom „exakten Schlendrian" geprägt hat: „Der muß schon ein guter Mechaniker sein, der die Brauchbarkeit einer sehr zusammengesetzten Maschine beurteilen will, während sie ruht. . . . Welche Maschine aber gleicht der Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung einer Kriegsmacht?" Das wichtigste ist aber wohl der belebende Hauch, die bewegende Kraft, von der die Maschine ihren Antrieb empfängt. Heldenvölker, bei denen jeder Einzelne so vom heiligen Feuer durchglüht ist, daß er diese Quelle im eigenen Innern trägt, gibt es nur in der Sage, Helden sind überall Ausnahmen und die Massen überall, auch in Japan, sehr der Organisation, des Drills und der Erziehung bedürftig, des Fassens in starke gute Rahmen, wenn sie fest sein und Schläge aushalten wie erteilen sollen. Aber diese Arbeit geschieht eben: man hat sie aus der eigenen Überlieferung und aus Vorzügen wie Fehlern des deutschen und französischen Musters gelernt.

Eine wunde Stelle des Heeresersatzes habe ich schon einmal berührt und muß sie noch einmal streifen: eine gewisse Neigung zur Leistungsflucht gerade in intellektuell und materiell begünstigten Kreisen. Der Staat selbst ist nicht ohne Schuld daran, daß sich dieses Übel einnisten konnte. Die im Dezember 1873 in Japan eingeführte Konskription beging aus Achtung vor dem Familiengefüge den Fehler, jeden Haushaltsvorstand, dann den nächsten Erben, den ältesten oder einzigen Sohn und Enkel, kurz das erklärte und mutmaßliche Familienhaupt völlig vom Dienste zu befreien, aber auch Jeden, der die damalige Geldklemme durch Zahlung von 270 Yen erleichterte. Viel zu spät, erst 1883, als das Übel der Dienstflucht der wohlhabenderen Leute schon tief eingefressen war, wurde das Unheilsgesetz geändert. Aber die böse Praxis der Dienstpflicht-Hinterziehung, einmal eingerissen, wich nicht so schnell und ist bei der immer noch großen Auswahl unter dem Überschuß von Wehrfähigen zu leicht gemacht.

Der Gang zur Fahne wird eben auch in Japan je nach Gegend, Abkunft, Erziehung und Beruf mit sehr verschiedenen Gefühlen angetreten: während die Abkömmlinge der alten 400 000 Samurai-Familien, die Mehrzahl der Bauernsöhne und der Kleinstädter dem Rufe in die Kaserne gern, ja mit sichtlicher Begeisterung folgen, sind anderen Volkskreisen, leider gerade den moderneren, in denen intellektuelle und materielle Ziele vorwiegen, alle Künste des Ausweichens vertraut: Täuschung und Bestechung der untersuchenden Ärzte, Selbstverstümmelung, Ausnutzung aller Schlupflöcher der weitmaschigen Heerordnung. Aus zwei merkwürdigerweise in die Öffentlichkeit geratenen Zusammenstellungen eines schlechten Bezirkes ging hervor, daß 20 % freiwillig aus eigenem Antrieb, 15 bis 20 % gern und freudig, 9 bis 10 % gutwillig oder aus Neugier, 16 % in völliger Gleichgültigkeit, 13 % nur aus Furcht vor dem Gesetz zugegangen waren, der Rest aber mit zugegebenem Widerwillen eintrat. Von 642 Burschen hatten 256 zu Buddha und den Kami gebetet, von dem gefürchteten Militärdienst erlöst zu werden, 62 ihre Aussichten dazu durch Vorgeben von Schwachsinn und Körperfehlern zu „verbessern" gesucht, 53 ihre starke Konstitution verwünscht und ihr momentan zu schaden getrachtet, 5 den Dienst nur dem Selbstmord vorgezogen. (Die hypnotische Macht der Autorität und die Naivität der Leute wird aber immerhin durch das unverhüllte Zugeben ihrer innersten Motive dargetan.) Einem solchen Streiflicht gegenüber sei mit aller Schärfe betont, daß meine Eindrücke mir nur sehr viel erfreulichere Bilder vom Mannschaftsersatz gegeben haben. Aber die bloße Möglichkeit, daß solche Zahlen veröffentlicht werden konnten, ohne einen Entrüstungssturm zu erregen, beweist doch wohl, daß man trotz vieler Übertreibungen alles eher als ein Volk von Spartanern auf den zehntausend Inseln zu suchen hat (das es übrigens vermutlich auch in Sparta außerhalb einer harten Samurai- oder Kriegerkaste nie gegeben hat), sondern ein Volk, dem sein Leben an sich sehr lieb ist, das genuß- und daseinsfroh ist, wie nur eines, das man nur als Ganzes ein wenig altruistischer, um eine fühlbare Nuance straffer erzogen hatte und heute noch so zu erziehen versucht, um diese Eigenschaften so weit als möglich zu erhalten.

Deshalb steht unter den für künftige Aufgaben des Heeres wichtigen Fragen obenan die nach dem Grade einer Verschlechterung des Ersatzes durch die überstürzte Modernisierung und Industrialisierung des Landes. Das gilt nicht für die physische Beschaffenheit, denn ihr wird große Aufmerksamkeit geschenkt, und es ist eher eine Besserung zu verzeichnen, auch eine langsame Zunahme der Körpergröße zu beobachten, die mit der eindringenden Fleischernährung und veränderten Sitzweise in Zusammenhang gebracht wird. Außerdem erfolgt die Aus-

wahl der Tauglichsten unter einer sehr großen Anzahl: von einem Aushebungsjahrgang von rund 550 000 Mann wurden durch Zurückstellungen soviel ausgeschieden, daß nur 436 000 zur körperlichen Untersuchung kamen, von denen 70 % den Klassen A und B, 30 % den körperlich Minderwertigen zugeteilt wurden. Die Zahl der im Dezember wirklich Eingestellten betrug dann gegen 80 000 Mann. Vorübergehende Störungen der Tauglichkeit entstehen besonders durch Trachom-Augenleiden und Geschlechtskrankheiten. Das deutsche Mindestmaß der Infanterie überschritten 72 %, das Gardemaß nur 2 %; Analphabeten gab es zwischen 4,3 und 5 %. Wegen physischer und intellektueller Entartung sind also Beklemmungen nicht am Platz, aber wegen moralischer sind sie nicht von der Hand zu weisen. Wird es gelingen, mit der vorwiegend auf der Gutartigkeit des Ersatzes beruhenden, stellenweise patriarchalisch laxen Disziplin weiter durchzuhalten? Der Volkscharakter zeigt eben doch gefährliche Gegensätze: neben Pietät und Opferwilligkeit stehen Neuerungslust und Wankelmut, sind einzelne Ausbrüche von wildem Radikalismus nicht zu übersehen, und der unberechenbare Einfluß einer zügellosen, leicht bösartigen, exzentrischen Presse, die vielfach in den Händen gescheiterter Existenzen liegt. Skruppelloses Großkapital, überstürzte Industrialisierung, Korruption und Trinkgeldwesen in einzelnen Beamtenkörpern und in der Volksvertretung haben wir als weitere Gefahrquellen kennen gelernt.

Das Offizierkorps als Ganzes hat sehr guten Geist, ist aber recht arm und hat nicht die feste, geschlossene soziale Stellung, die es haben müßte, um gegen andere Einflüsse auf die Dauer seine ehrenhaften Anschauungen führend zu erhalten. Ein Teil verscherzt sich auch die öffentliche Achtung durch eine gesuchte Rauheit und gegensätzliche Stellung zur Gesellschaftskultur und einen zu reichlichen Gebrauch von Geisha und Sake, obwohl man darin sehr viel verzeiht. Die überwiegende Mehrheit lebt aber mit spartanischer Einfachheit und geht ganz in ihrer Arbeit auf. Und doch tönen auch hier schon die Klagen über die bevorzugte Stellung und luxuriöse Lebensführung der Offiziere, und als Kehrseite über ihre wachsende Verschuldung, als deren Hauptgrund man, in völligem Gegensatz zu unseren sozialen Vorstellungen, das zu frühe Heiraten bezeichnet. „Sowie der junge Offizier aus der Kriegsschule und in den Besitz seiner Monatsgage von 84 M. kommt, mietet er ein Haus und nimmt ein Weib", klagt ein anonymer General im Nihon „und dann kommen die Schulden". Als Gegenmittel empfiehlt er längeres Unverheiratetbleiben und Zusammenleben im Kasino. Man sieht, auch hier schlägt der Osten andere Wege ein, als der Westen; und das hier den Witzblättern so geläufige Hilfsmittel der Rangierung

ist dort noch fremd. Die Einrichtung der Reserveoffiziere besteht, ähnlich wie bei uns, und die Berechtigung dazu wird auf ähnlichen Ausbildungswegen erlangt, nur ist das bei dem großen Bedarf leichter, wenn von einem Jahrgang von 3500 Einjährig-Freiwilligen 2000, von einem anderen von 2740 1500 sie erreichen konnten.

Neben einigen hervorgehobenen, grundverschiedenen Zügen begegnen wir vielen sehr verwandten, aus gleichen Ursachen und ähnlicher geschichtlicher Grundlage heraufgestiegenen: die in bezug auf soziale und finanzielle Bewegungsfreiheit knappe Haltung der Offiziere und Soldaten. Die Soldaufbesserung löste in Deutschland und Japan manche gleichklingenden Scherzworte aus, z. B. sie erlaube eine Zigarette im Tag; und dabei hatten sich einzelne politische Parteien mit solchem Pomp für sie eingesetzt! Nach der Aufbesserung erhält in Japan der Gefreite Kapitulant etwas mehr als die Hälfte, der Gefreite noch nicht ein Drittel, und der Mann etwas mehr als ein Viertel des Deutschen, bei allerdings viel größerer Bedürfnislosigkeit und, im Verhältnis zu seinen sonstigen Gewohnheiten, behaglicherem Leben und besserer Verpflegung in der Kaserne.

Noch einem anderen Bekannten begegnen wir im Osten, der trotz seiner Unscheinbarkeit im einzelnen Fall eine heerzerstörende Macht gewinnen kann und deshalb hier nicht zu übergehen ist, der uns von kleinen Friedenserlebnissen, aber auch von den durchgeputzten Gewehren vor Jena und anderem exakten Schlendrian in Nord und Süd vertraut ist: der Engherzigkeit, Kurzsichtigkeit und Knauserei in gewissen Verwaltungszweigen, der Sorte Finanzgebahrung, die der in langer Übersee-Erfahrung gewitzigte, aber, wie der Burenkrieg dartut, auch nicht von ihr freie Angelsachse „penny-wise and pound-foolish" nennt. Ich berufe mich auf die halboffizielle, von Japanern englisch geschriebene „Japan Times": „Es hat sich ein richtiger Wetteifer zwischen den Intendanturen herausgebildet, die höchsten Ersparnisse zu erzielen. Sie betragen zwischen 40 000 und 100 000 M. und belaufen sich daher insgesamt auf fast 8 Millionen Mark. Auskünfte darüber, wie diese Ersparnisse angelegt sind und wofür sie verwendet werden, sind nicht zu erlangen. Man will aber doch wissen, wie sie zustande kommen. Wenn sie aus den Ausgaben für Kleidung, Ernährung der Soldaten, Futter für Pferde herstammen, so kann der Fehler nur darin liegen, daß die Budgets entweder zu hohe Summen fordern, oder daß die Ersparnisse auf Kosten der Soldaten und Pferde gemacht werden. Es ist ganz klar, daß hier Anlaß zu Mißbräuchen aller Art, ja selbst zu Skandalen vorliegt." Pfennigfuchserei auf der einen Seite erzeugt eben die Budgetnotlüge auf der anderen; und tieffressende Schäden wachsen aus einem begründeten gegenseitigen Mißtrauen empor, das

sich dann im ungeeignetsten Moment zum Schaden des Vaterlandes entladet. Damit sind wir von einigen Außenwerken unvermittelt vor die Hauptfront eines Gebäudes gelangt, an dem uns vieles, nicht zuletzt die wunderliche Mischung aus großen, vornehmen und kleinlichen, verkniffenen Zügen an Wesensvertrautes gemahnt: der japanischen Heeres-Organisation.

Die Heeres-Organisation von heute ist vorwiegend die Lebensarbeit hervorragender Männer des Choshu- und Satsuma-Clans, aber ihr Anteil daran scheint nicht gleichartig: der nördlichere stellte mehr willensstarke und charakterfeste, aber auch kantige und schroffe Organisatoren, die das Werkzeug zum Bau Dai Nihons schufen; der südlichere mehr die genialen, menschenkundigen und weltgewandten Führernaturen, die das Werkzeug brauchten und verbrauchten; und die glücklichste Leistung erwuchs, wo eine über den Parteien stehende, weltmännisch sichere Hand ein Zusammenarbeiten beider reibungslos ermöglichte, wie Oyama das des stählernen Choshu-Mannes Katsura mit dem hochbegabten, schwungvollen Satsuma-Sprossen Kawakami.

Von allen diesen Männern haben sich die Fürsten Yamagata und Katsura am vielseitigsten als Staatsmänner in der Öffentlichkeit auswirken können und sind so am bekanntesten geworden; der geniale Generalstäbler Kawakami und Kodama, die Seele der Führung im großen Kriege, die nur Soldaten waren, sind tot, früh von der eigenen Flamme verzehrt. Aber wie der Charakter unseres Heeres in seinen großen Kriegen vielleicht mehr Züge von der langjährigen Feile von Kriegsministern und Chefs des Militär-Kabinetts trug, als von genialen Führernaturen, wie das Russenheer 1904 weit mehr vom Geist Kuropatkins hatte, als von dem Skobelews und Dragomirows, so trägt die mittlere Führung, der Durchschnitt, vielleicht mehr den Stempel des langjährigen Kriegsministers Grafen Terauchi. Er ist der internationalen Öffentlichkeit eigentlich erst bekannt geworden, als er in späten Jahren ein neues Lebenswerk in Korea aufgriff und als Kriegsminister für das Außenstehenden im Austrag lebte. Aber er ist für die von ihm nicht geschaffene, doch ausgefeilte Organisation so charakteristisch, daß wir bei ihm verweilen müssen; und selbst wenn wir nicht sein treffend umrissenes Bild von Hamilton besäßen, wäre ein in so vielen Ausstrahlungen zu beobachtender, im Gespräch eines Heeres lebender, ein scharf beleuchteter, in Licht und Schatten wohl zu erfassender Mann. Noch sehe ich ihn, der sich in der höfischen Menge unbehaglich fühlte und ungern in sie gestellt sah, beim Kirschblütenfest abseits über einen kleinen See wegträumen, am ehesten an einen alten, jetzt aussterbenden französischen Offizierstyp erinnernd (er war lange in Frankreich), sehe ihn mit der Freude des Connoisseurs mit spielenden Händen über die märchenhaft schönen Lacke der Kobodaishi-Ausstellung gleiten, und sehe denselben Mann mit stählerner Faust im Samthandschuh die letzten Zuckungen der sogenannten Unabhängigkeit Koreas erdrücken. Da er kein Redner und kein Blender war, hatte der Mann, dem später so dauerndes Wirken beschieden blieb, im Anfang keine schnelle Laufbahn; er war Major, als er 1877 nach Frankreich ging und er war es noch, als der Chinakrieg ausbrach. An die Spitze der Verkehrs- und Verbindungsabteilung gestellt, erwarb er in diesem Feldzuge das Vertrauen von Yamagata und Kodama und stieg als Mandatar des Choshu-Clans rasch zur Macht. Mehr das fügsame Talent und geschmeidige Organisationsmenschen begünstigend, als der geniale Kawakami, der mit Vorliebe starke Geister, die minder bequemen Führernaturen im Generalstab um sich sammelte, handhabte er diese Macht mit scharf angezogenen Zügeln im Zeichen hochgespannter Disziplin, straffer Zucht und Zentralisation in bürokratischem Geiste; und es ist kein Zweifel, daß er dem Durchschnitt des so lange von ihm beherrschten Heeres damit lange bleibende Züge aufgeprägt hat.

Sie werden vielleicht um so dauernder sein, als seine Nachfolger, von denen der erste bald ein Opfer des Konfliktes wurde, nur fortzuführen, nicht umzuformen haben, denn die Richtlinien stehen fest: einer Reform bedarf die Armee nicht, nur eines stetigen Ausbaues, entsprechend der wiederkehrenden staatlichen Leistungsfähigkeit, und eines ruhigen Durchhaltens, damit in der augenblicklichen Konflikt-Stimmung der abgeneigten Laune des Landes nicht solche Werte zum Opfer fallen, die sich nicht bei einem Umschlag zum Besseren alsbald ersetzen lassen.

Es scheint, daß man im Westen wie im Osten wirkliche Fugen und Sprünge im Bau nur von ferne sieht. Daß in einem Lande, das so viele westliche Einrichtungen eklektisch kopiert, auch der Schrei nach einem bürgerlichen Kriegsminister, nach mehr Öffentlichkeit und Sparsamkeit der Kriegsverwaltung nicht fehlt, ist nicht zu verwundern. Diesen Schrei vertritt u. a. Baron K. Den, der das Heer immerhin als die vollkommenste Maschine gelten läßt, die das Land besäße. Zivilkriegsminister und Öffentlichkeit würden wohl von allen Gegnern Japans freudig begrüßt werden und bei der Eigenart der zentralisierten Organisation, der im Kriegsministerium vereinigten Kommando- und Verwaltungsgewalt, ein schnelles Sinken ihrer Leistung herbeiführen.

Immerhin darf auch ein Freund des Landes sagen, daß das Wort „Himits", nicht das Geheimnis, das nötig ist, aber die Geheimtuerei, auch der Vollzug auf dem Papier eine zu große Rolle spielt, daß ein Wehrverein im europäischen Stil, solche Informationsämter, wie sie z. B. die deutschen und englischen Marineverwaltungen an der Seite

haben, überhaupt mehr Fühlung mit der öffentlichen Meinung, mehr Zusammenarbeiten mit der Presse nur nützen könnte.

Auch der bei Japans Lage sicher berechtigte Wunsch nach Sparsamkeit scheint dem Außenstehenden an falscher Stelle einzugreifen: welche unsinnige Forderungen im Namen kleinlicher, kurzsichtiger Knauserei gestellt werden an Verwaltungen, die in sachlichen Dingen so sparsam sind, wie die japanische und deutsche, das beweisen, ein Beispiel für viele, die Wünsche der Herren Katagiri und Nishimoto: da wird ein Betrag von nicht ganz 5 Pfennigen bemängelt für Reparatur von Uniformen, die auf drei Wochen eingezogene Reservisten getragen haben! Möchten sie doch selbst einen Rock drei Wochen, davon ein paar Nächte in Biwaks, im schlammigen Reisfeld tragen und dann den Schneider suchen müssen, der ihn für fünf Pfennige wieder so herrichtet, daß ihn ein anderer ohne Grausen anziehen kann! Dann will ein solcher Mann an der Verpflegung in Korea und Sachalin sparen, wo der Mensch, als reine Maschine betrachtet, eben in der Kälte und dem rauheren Klima mehr verbrennt. Wen erinnert das nicht an die Weisheit, die bei uns am heimischen Biertisch über Südwestafrika verzapft wurde, während die Helden dort in den Durststrecken den eigenen Urin trinken mußten.

Mögen die Tadler Recht haben, wenn sie Reisekosten und Gebühren zu hoch finden: es wird tatsächlich viel herum versetzt und amtlich kostspielig gereist. Aber solche Zahlen, wie die oben ausgeteilten, verdächtigen den, der sie vertritt, zum Schaden anderer berechtigterer Forderungen, denn an manchen Stellen wird wirklich verschwendet, nicht zuletzt durch zu viel Befehlen, Bevormunden, Telegraphieren und durch Viel-Schreiberei. So war die Telegraphen- und Post-Rechnung des Hauptquartiers in Formosa größer, als die des Kriegsministeriums selbst. Es gibt etwas viel hohe Stellen: ein General trifft auf 86 Offiziere, 148 Unteroffiziere und 1354 Mann. Aber Wladiwostok allein beherbergt mehr Admirale, als im ganzen Osten Kriegsschiffe die russische Flagge tragen; und für die Mobilmachung kennen wir den Wert zahlreicher bereit gehaltener Führer.

Wenn aber Japan, wie Herr Nishimoto rät, seine klugen, tüchtigen, aufmerksamen und bienenfleißigen Mil. Attaches bei den Botschaften aufheben wollte, so würden ihm die durch den Wegfall dieser emsigen Beobachter erleichterten Länder wohl gern eine reichliche Pension für den zahlen, der diese Maßregel durchsetzte. Ein anderer Tadler meinte wohl die Heeresverwaltung tief zu treffen, als er sagte, ihr glaubhaftes Ziel sei die Schaffung von 50 Linien- und Reserve-Divisionen. Jetzt sind, wenn auch nicht mit Stäben und dem Namen nach 42 erreicht; 4 Liniendivisionen kann in absehbarer Zeit der Festlandbesitz erhalten,

womit die gewünschte Zahl erlangt wäre. Die nötige Zeit ist da, der Wille auch, und das Geld liefern die Besiegten, von denen Korea allein in einer Zeit völlig zerrütteter Verwaltung doch 17 000 bis 18 000 Mann schlecht und recht unter den Fahnen hielt, also auch heute wird ernähren können. Eine Verwaltung, wenn sie ihren Namen verdienen soll, darf aber nicht von der Hand in den Mund leben, sondern sollte auf Jahre hinaus wissen, was sie will; an beschränkenden Faktoren wird es ihr nicht fehlen.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, scheint die Organistation der japanischen Wehrkraft ein solches Riesenwerk, daß für den Beobachter von ferne her die meisten ihrer heimischen Tadler zu tief stehen, als daß ihr Schatten wesentliche Teile des Baues zu verdunkeln vermöchte: gerade weil in vorbildlicher Weise alle Teile des Volksganzen organisch verwertet scheinen, weil keine nur einseitig militärisch vollendete Maschine vereinzelt und vereinsamt im Ganzen steht. Am lehrreichsten für uns ist freilich der Bau in dem, worin er anders ist, nicht in dem, worin er dem unserigen nachgebildet wurde.

Wenn wir unter den uns wesensfremden oder wesensverwandten Zügen nach solchen suchen, die uns als besonders markant, als schwache oder starke Seiten zur Belehrung dienen könnten, so steht zunächst vor uns eine schon einmal von der Kriegsgeschichte in Frankreich gerichtete und deutschem Wesen widerstrebende, übersteigerte, verwaltungsmäßige Zentralisation, die nicht nur dem französichen Vorbild, auch dem Tokugawa-Regime entstammt. Wir halten es für gefährlich, wenn eine Organisation die ihr naturgemäß innewohnende bureaukratische Grundstimmung so vollkommen ausgestalten kann, daß sie sich als Selbstzweck erscheint. Sie gewinnt dann leicht eine Neigung zur Auslese nach der mittleren Linie, wenn nicht zur Mittelmäßigkeit, wird starkem, persönlichen Leben und Leisten abhold zugunsten der fügsameren Erfüller eines fremden Willens. Die höchste, die Führerleistung im Kriege entstammt aber dem Gebiete der Kunst, der schöpferischen Phantasie, für deren Kraft zu gestalten ausgesprochener Charakter selbstverständliche Voraussetzung ist. Ohne Zweifel würde ein straff diszipliniertes und zentralisiertes Künstlervolk eine große Gewalt bedeuten, wenn eine solche Erscheinung nicht auf die Dauer zu groß für das Gleichgewicht der eben doch auf Durchschnittsmaße eingestellten Welt wäre. Ihre Extreme, die sie für die Umwelt unschädlich machen, heißen handwerksmäßiger Betrieb hier und geistreiche Bizarrerie, genialische Verstiegenheit dort; aber Handwerkerei ist häufiger und liegt dem Menschen handgerechter. Könnten überhaupt disziplinierte Tiger unten, eine geniale und doch in Zucht erhaltene Führung oben eine dauernde Erscheinung sein? die Gefahr für die Umwelt wäre groß. Aber

auf die Dauer drillbar, zentralistisch über einen Leisten zu schlagen ist doch wohl nur eine talentierte, aber keine geniale Volksnatur.

Hamilton und andere gute Beobachter haben im Kriege im Wunsch der japanischen Führung, alles sicher zu machen, nichts zu wagen eine ihrer Schranken erkannt: Abhängigkeit von geplanten Anlagen, vorgefaßten Meinungen und vorbereiteten Dingen, von systematischer und methodischer Durchführung, über der man selten souverän und leitend stand, sowohl im Ernstfall als im Manöver. Die Gefechtsausbildung der Führer war nicht immer auf der Höhe des Gefechtswertes ihrer Truppen und versagte in den überraschenden Wendungen des Begegnungsgefechtes (Shogusen), wo der Führerentschluß immer neu aus den rasch wechselnden Lagen schöpferisch in verantwortungsfrohen Seelen erzeugt werden muß. Die Truppe, namentlich die Infanterie und ihre niedere Führung ist zum wilden Draufgehen erzogen; aber wenn das vorsichtige Zurückhalten, die Unterschätzung der Zeit, die einem großen Teil der mittleren und oberen Führung eigen ist, einem nationalen Charakterzug entspringt oder doch jahrhundertelanger Anpassung, so ist nicht viel daran durch Erziehung zu ändern. Außerdem gibt es auch falsche Kriegserfahrung, so paradox das klingt.

Im Ringen mit einem initiativelosen Gegner scheinen viele japanische Führer (auch durch den trägeren Rhytmus des östlichen Lebens und durch das raschere Altern im japanischen Klima dazu verführt) zu einer falschen Auffassung vom Werte der Zeit im Kriege, zu einer falschen Vorstellung von dem gelangt zu sein, was ein schneller und initiativefroher Gegner einer allzu planmäßigen, methodischen und langsamen Fechtweise zu durchkreuzen vermag. Das geht durch alle Gespräche, Besprechungen, Übungsanlagen; daher die grenzenlose Zeitverschwendung, hervorgehend aus der Annahme, der aufgebaute Gegner werde warten, bis alles sicher und fertig ist; daher die Unbehilflichkeit im Begegnungsverfahren, trotzdem die Infanterie kampftechnisch zu ihm erzogen wird. Beim japanischen Vorgehen im Krieg und bei Übungsanlagen hat man den Eindruck, daß alles vom richtigen Ort aus, in geschickter und rechter Weise geschieht, aber nicht ebenso zur richtigen Zeit, und daß Schlachten-Eröffnungen, wie die von Spichern, Vionville oder Beaumont japanische Führer ebenso hilflos treffen könnten, wie die Marschälle des kaiserlichen Frankreich. Auch bei der Friedensausbildung scheint unser Begriff von Zeit-Ausnützung und Leistungs-Anspannung weniger maßgebend, was sich vor allem in der Länge und Breite der endlosen Besprechungen zeigt, ohne daß bei der nächsten ähnlichen Übung ein Versuch zur Anwendung des Gehörten gemacht würde. So wie Hamilton sie zum Teil im Kriege schilderte und andere sie seitdem sahen, fehlte der Führung wohl die Nervosität, aber auch der weniger zu entbehrende Nerv.

Mehr erkannte, und deshalb vielleicht mit der Zeit zu parierende Schwierigkeiten von andauernder Wirkung liegen in der Landesnatur des eigentlichen Japan, die sehr wenig große Übungsräume und ganz unzulängliche Manöver-Gelegenheiten bietet. Die Exerzierplätze sind, wie die unseren, durchgehend zu klein, das Land in ihrer Nähe ist schnell unerschwinglich teuer geworden. Abhilfe sollen die mit Energie neu geschaffenen Truppenübungsplätze bringen; und der Grundsatz, für jede Division einen zu erlangen, wird zäh verfolgt. Für Kavallerie und Feldartillerie findet sich in der Nähe der meisten Standorte keine, den heutigen Anschauungen entsprechende Übungsmöglichkeit: das richtige wäre, sie auf die Truppenübungsplätze zu legen. Aber alles das sind Hemmungen, mit denen auch wir beständig kämpfen; und so wenig, wie bei uns, wird die Erhaltung des Heergefüges im Training aus den Augen verloren. Kaisermanöver, größere Kavallerie-, Pionier- und Festungs-Übungen sorgen für größeren Rahmen, und noch auf lange Zeit stehen auf allen Posten Führer, die durch die Schule des großen Krieges gegangen sind.

Auch in der Landesnatur begründet ist eine gewisse Verständnislosigkeit für berittene Waffen in ihrer eigensten Art. Japan ist kein Pferdeland und treibt verständige Pferdezucht nur an vereinzelten Stellen, wo mühsame Arbeit an ihre Aufzucht gewendet wird. Der Schaden ist erkannt und wird mit aller Energie bekämpft. Immerhin wird es noch lange dauern, bis der erste, mit wirklichem Verständnis geführte und schlagfähig erhaltene größere japanische Kavallerie-Körper auftreten kann: bis auf zwei selbständige Kavallerie-Brigaden mit reitender Artillerie und Maschinen-Gewehren in Morioka und Toyohashi besitzt Japan nur Divisionskavallerie. Kavallerie-Divisionen sind teuer, für Japan wegen der Pferdefrage fast unerschwinglich, liegen dem Geist des Volkes nicht und finden in der Heimat kaum ein Übungsfeld. Das ist aber eine weitere Mahnung, nicht über das Liaoho-Tal nach Nordwesten hinaus zu gehen, wo ein ideales Feld für die Reiterwaffe beginnt, in deren Besitz zwar zur Zeit kein anderer Gegner in Ost-Asien ist, aber durch kluge Politik leicht kommen könnte. Es liegt nah, an die Zukunft der von den Russen geschulten Mongolen-Sotnien zu denken. Wird aber in die innere Mongolei, über den oberen Liaoho vorgegangen, so müßte eine bessere Ausgestaltung der Reiterwaffe folgen, die dann freilich in der Mandschurei ideale Entwicklungsbedingungen hätte. Die mandschurischen Provinzen haben — schlecht und unregelmäßig bezahlt — bis jetzt doch so viel Truppen erhalten, als die Kopfstärke eines deutschen Armeekorps ausmacht. In japanischer Zucht, regelmäßig organisiert und bezahlt, mit japanischer Führung würde die Südmandschurei aus ihrer Tasche allein die Sicherungs- und Vorhut-Truppen erhalten können, die Japan für sie braucht: ein Armee-

Korps und zwei leichte Kavallerie-Divisionen, und Japan billig zu dem kommen können, was ihm fehlt, wenn sich ihm andere, politisch weisere und noch gangbare Wege versagen. Das eine wie das andere könnte einen Ausgang aus inneren Verlegenheiten bieten.

Je schwächer ein Heer an aufklärender Kavallerie ist, um so mehr bedarf es der Ergänzung durch die vierte Waffe. Trotz seiner vielen technisch geschickten Hände und eines reichen Angebotes beherzter Männer (als es so weit war, konnte man nur fünf von je hundert Anmeldungen berücksichtigen) war Japan in Flugwesen und Fliegerausbildung zurückgeblieben und hatte sich auf Kopierarbeit verlassen. Es bildet nun seine Flieger in einjährigen, seine Beobachtungsoffiziere (nur Kriegsakademiker) in vierteljährigen Kursen im Flugplatz Nakano aus. Nicht technische Säumigkeit und Geldmangel allein stellen sich hier dem Schritthalten mit den anderen Mächten entgegen: die Kontraste warmer und kalter Meere und Meeresströmungen über der langgestreckten, schmalen, launisch, um nicht zu sagen genialisch-bizarr aufgebauten Inselgruppe haben sie mit einer sehr labilen, gefährlichen Lufthülle ausgestattet. Landungsgelegenheiten sind selten, Unfallerreger häufig, und eine Luftschiffer- und Flieger-Abteilung gehört nicht nach Tokyo, sondern auch Seoul oder in die Mandschurei, wo ihre Leute wenigstens nicht gleich in einem immer bewegten Meere oder auf Vulkan-Felsen liegen.

Wo im japanischen Heerwesen Quellen originaler Stärke sprudeln, haben wir im ersten Abschnitt zu ergründen gesucht; aber auch rein nach erprobten westlichen Mustern aufgebaute Einrichtungen, wie Generalstab und Kriegsakademie haben unverkennbar örtlichen Einschlag bekommen. Neben ihrem vornehmsten Zweck, der Erziehung von Gehilfen der oberen Führung dienen sie ausgesprochen der lehrhaften Durchdringung des ganzen Heeres mit den einheitlichen Anschauungen des leitenden Oligarchenkreises.

Auch die andere wichtige Arbeit des Generalstabs, das ganze theoretische Kriegsvorbereitungs-Wesen, Land- und See-Transporte, Nachrichten-Aufnahme- und Karten-Dienst ist in sehr gutem Stande, wenn man den großen Räumen billig Rechnung trägt, und durch die gewonnene Festland-Vormachtstellung vor neue, weite Aufgaben gestellt, denen sich auch das Volksinteresse zuwendet. Ich erinnere nur an die sehr hübschen Kartenwerke über Zentralasien, die Uchida Ryohei für die Amurgesellschaft gezeichnet hat, die Ortsverbindungen, Bergwerke, Telegraphen-Stationen und Grenzwachen zeigen, und an die unschätzbare Informationsquelle der buddhistischen Mission. In deren Dienst hat erst kürzlich der Fürstabt des Hongwanji einen jungen Mönch fünf Jahre lang Zentralasien durchwandern lassen, um auf dem Weg Kalgan—Uljassutai—Kobdo, durch den Altai, Hsinkiang (Ost-Turkistan) —Nordwest-Tibet die Rekorde Sven Hedins zu schlagen. Dabei standen die Ziele Dai Nihons sicher nicht hinter denen des Shakya Muni zurück.

Das Opfer von Überzeugung und andern persönlichsten Charakter-Gütern wird eben immer bereitwillig für Staatsaufträge auch heikler Natur gebracht, wodurch diese nicht wenig gefördert und erleichtert werden. Ähnliche intellektuelle und moralische Opfer, wie auf solchen Gebieten der Staat vom Einzelnen, forderte vom Staats-Ganzen sein fester Wille, sich soweit als irgend möglich in der Erzeugung von Heeresgerät, Waffen und Schiffen vom Ausland unabhängig zu machen. Diesem Bestreben ist auch die an anderer Stelle gewürdigte Leidensgeschichte des Stahlwerks Wakamatsu und mancher schwere Unfall entsprungen. Muroran war schon raffinierter: hier trug die englische Waffenindustrie die Kosten.

Daß man auch die Friedensbewegung prüfte, wie weit sie geeignet sei, die Last zu erleichtern, bis man wieder Atem schöpfen konnte, war begreiflich. Aber: „Wer behauptet, Schiedsgerichte könnten allgemein und dauernd die Beweggründe zum Kriege aufheben, der verkennt völlig die Lehren der Geschichte." So konnte Dr. N. Ariga seine Ausführungen über Schiedsgerichte gipfeln lassen, die eine Extranummer des Taiyo einleiteten (15. November 1911). Ihr Zweck war, die Ansichten führender Männer über die Frage „Frieden oder Krieg" zu sammeln. *Wenn auch einige, wie der politisch vielfarbig schillernde Bürgermeister Ozaki* von Tokyo, darin gegen die Ausdehnung der Rüstungen wetterten und behaupten wollten, der Schiedsgerichtsgedanke bräche sich gerade unter den großen Mächten Bahn, mündete die Bewegung in der Kiellegung von vier großen Schlachtkreuzern aus. Nicht Friedensliebe und Vertrauen auf den baldigen Anbruch des tausendjährigen Reichs, dessen Beginn namentlich in der Mandschurei weitab liegt, sondern die drückende Finanzklemme und das Vereiteln einer großen Anleihe durch die Geldmächte allein haben die japanischen Rüstungen eingeschränkt und der peinlichen Erkenntnis Bahn gebrochen, daß Land- und Seewehr nicht gleichmäßig weiter zu steigern waren, wenn nicht die finanzielle Kriegsvorbereitung völlig in die Brüche gehen sollte.

Für eine gleichmäßige Entwicklung von Land- und Seemacht reichen die Kräfte nicht aus, wenn das Land nicht verbluten soll; und so steht es am Scheidewege. Keine flottenmächtige Großmacht der Erde vermag mit zwanzig Armeekorps eine tötliche Stelle Japans zu erreichen, und sogar damit würde sie noch nicht überlegen, nur erst dem Angegriffenen gewachsen sein. Solange die Machtverteilung und die Spannungszustände der Großstaaten keine so grundlegenden Veränderungen erleiden, wie sie von heute auf morgen nicht erfolgen können,

solange die zwischen 36 und 80 Divisionen schwankenden militärischen Träume Chinas eben Träume bleiben, mit deren langsamer Verwirklichung die Organisationstätigkeit der organisatorisch vielleicht am straffsten gebauten Großmacht noch lange Schritt halten könnte: so lange ist das japanische Landheer in einer Gesammtstärke von etwa 20 Linien-, 20 Reserve- und 20 Landwehr-Divisionen, mit allen zugehörigen Formationen, nur zu schwachen berittenen Truppen, allen örtlichen Anforderungen gewachsen, das heißt: Allem überlegen, was in Ostasien ihm gegenübertreten könnte. Diese Stärke ist aber tatsächlich erreicht.

Der Wunsch ist begreiflich, daß ergänzend, solange bis Korea-Chosen eine dort zu unterhaltende, langsam mit der fortschreitenden Einverleibung aufzubauende Armee von zwei bis drei Divisionen ernähren kann, eine solche Truppenmacht aus japanischen Mitteln hinzutrete, schon damit sie bis zum Ausbau des zweiten Geleises der sibirischen Bahn bereit sei. Unerläßlich aber, eine Lebensfrage, scheint dem Beobachter von außen her nicht einmal diese Vermehrung, gegenüber weit dringenderen Auslagen. Eine größere Leistung, als etwa die Kopfstärke der englischen Ausfall-Armee wird der Steuerkraft auch eines wesentlich vergrößerten Festlandbesitzes innerhalb einer Generation kaum zuzumuten sein. Alle über diesen Rahmen hinaus verfügbare Kraft des Inselreichs muß wohl seiner Seegeltung zugute kommen.

Damit steht die Armee vor der entsagungsreichen Aufgabe, trotz ihres Ruhmes, trotz der glänzenden Verwendungsmöglichkeiten, die sich in naher Zeit in Südmandschurei und innerer Mongolei ergeben könnten, in der weiteren Entwicklung hinter die Seemacht in zweite Linie zurückzutreten, und doch nicht zu verdorren, doch die ausgezeichnete Qualität aufrecht zu erhalten, auch wenn die Offiziere in bescheidenen Stellen länger ausharren und älter werden müssen, wenn nicht mehr Mindestzeiten für das Aushalten in allzu flüchtig durcheilten Dienstgraden nötig sind, und wenn neue Aufgaben auf dem Festlande eine unübersteigliche Grenze, nicht an fremder Stärke, sondern an der Unlust des Nationalcharakters zum Weitergehen landeinwärts, gegen den kalten, frostigen Winter der nordwestlichen Grenzländer zu, finden sollten.

Dem im Jiujitsu erzogenen Erben der Samurai wird der Schritt zurück leichter, als seinen Kameraden in anderen Ländern, und vielleicht gibt ihm ja ein unbedachter Eingriff in die sich neu kristallisierenden Verhältnisse Ostasiens die Gelegenheit, die er selbst nicht sucht, aber freudig ergreifen wird, eine mehr maritime Entwicklung hinauszuschieben, die sein Volk in steigendem Maße wünscht.

Wer diesen Griff wagt, muß sehr stark oder sehr unvorsichtig sein,

namentlich seit Rußland mit staatskluger Abschätzung des Möglichen, sich mit der Vorhand in äußerer Mongolei und Mandschurei begnügend, neben Japan in eine Stellung getreten ist, die einen Wüstengürtel und den tätigen, des Ostens kundigen Kompagnon zwischen sich und die überlegene wirtschaftliche Expansion der Chinesen schiebt. Gegenseitige Rückendeckung, vielleicht das Gefühl eines gemeinsamen Wächteramtes ist an Stelle eines gefährlichen Spannungszustandes getreten; und damit haben Aufgaben der Militär- und Wehrpolitik, Okkupationen und Polizeizwecke, Expeditionen und wie man alle die Verwendungen mit „restringierten“ Zielen heißen mag, wahrscheinlich für lange Zeit den großen Krieg mit seinem Vernichtungsziel aus dem Tätigkeitsbereich der japanischen Armee verdrängt. Dann steht sie, wie wir, vor der schweren Pflicht, mit dem Geiste sein mächtiges Wesen festzuhalten, wenn die Erinnerung an sein von den Vätern vererbtes Bild dem Besitz der Söhne, die es erwerben sollten, mit jedem neuen Geschlecht mehr verblaßt und entschlüpft.

XIII. Die neue Seegeltung.

„Nach dem Siege binde den Helm fester!"
Tokugawa Iyeyasu an seine Unterführer nach dem Sieg bei Sekigahara.



ai-riku-gun, statt: Riku-kai-gun, See- und Landmacht, statt: Land- und Seemacht, die unvermeidliche Umstellung klingt schmerzlich in die Ohren meiner japanischen Kameraden und stellt die Bedeutung der Seewehr wieder der Landmacht voran. Aber was für Deutschland ein Absägen des Astes wäre, auf dem es sitzt, scheint für Japan ein unvermeidliches Gebot: der Ausbau seiner Seerüstung selbst auf Kosten einer weiteren Entwicklung des Landheeres. Nur überlegene Seemacht kann in Japan einen Stoß ins Herz führen oder abwehren, nur überlegene Landmacht in Deutschland das gleiche tun.

Im Gegensatz zu unseren Verhältnissen ist aber auch hier das Problem für das östliche Inselreich verblüffend einfach und zahlenmäßig rein gestellt, der örtlichen Geschlossenheit seiner Interessen entsprechend: es muß dem mächtigsten Seegegner im stillen Weltmeer gewachsen sein und bleiben. Der Maßstab seiner Kraftanspannung ist damit die „abkömmliche" Seestreitmacht der Vereinigten Staaten. Es ist nichts Geringes, was die bei Tsushima erworbene Seegeltung damit fordert.

Mit dem Weiterbau und der Erneuerung seiner Hochseeflotte konnte Japan nach dem Siege zuwarten — dank dem Zuwachs aus russischem Besitz, der augenblicklichen Gunst der politischen Lage und dem gewonnenen Ruf —, bis die Kriegserfahrung ihre Folgerungen bei den anderen Seemächten gezeitigt hatte, um dann deren Erkenntnisse, auch aus Baufehlern, mit den sorgfältig gehüteten eigenen Schlüssen zusammen beim weiteren Ausbau verwenden zu können. Fünf Jahre hat die „Satsuma" als Studienschiff auf Helling gelegen: 61 % an ihr waren außer Landes gearbeitet, dann folgte die „Kurama" mit 58 %, „Kawachi" mit nur 20 % Werkanteil fremden Ursprungs. Noch weniger hat die „Settsu", und so geht es fort in absteigender Reihe: so vorsichtig war Japan mit seinen großen Kampfeinheiten, und bei den Schlachtkreuzern hat es denselben Weg beschritten.

Die als Lebensbedingungen einer Zukunfts-Schlachtflotte erkannten überlegenen Geschwindigkeiten, großen Schußweiten mächtiger Kaliber um jeden Preis anzustreben, und die damit verbundenen großen Ausdehnungen und — Kosten in den Kauf zu nehmen, dazu konnten sich

nur die Staaten, denen es wirklich ernst war, entschließen, aber Seegeltung besitzt nur mehr, wer sich zu diesem Entschluß durchgerungen hat. Für die Zukunft zählen nur mehr die Linienschiffe um 20 000 t herum und darüber, die Schlachtkreuzer zu 25 000 und 30 000, und was von beiden Geschütze über 30 cm trägt. Die im Augenblick geltenden Zahlen gibt jedes Flottenhandbuch. Kennzeichnend ist, daß Japan nach einigem Schwanken der alten Vorliebe für große typgleiche Schlachtkreuzer folgte und die Linienschiffe zurückfallen läßt. Das kann — es muß nicht — ein offensives Zeichen sein. Wenn es angreifen will, braucht Japan für das Schwergewicht seiner Flotte große Fahrtbereitschaft für weite Wege und reiche Brennstoff-Vorräte. Es ist auf der anderen Seite gewiß, wenn seine Seestrategie seinem Gegner die weiten Wege zuschieben will, daß dies in seinem Belieben liegt, und daß dieser Gegner dann durch Reibungen und Entfernungen verbraucht herankommt, so daß auch „altes Eisen" ihm noch furchtbar genug werden kann: es hatte also mehr Bewegungsfreiheit, einen Überschuß an Zeit und Raum vor vielen Anderen voraus und konnte so zuwarten und sparen. Aber auch für den Sieger von Tsushima hatte diese Frist des Zuwartens und Sparens eine Grenze, die der Termin der Eröffnung des Panama-Kanals drohend von rückwärts beleuchtete. Bis dahin mußte, wie die Orientierung der Politik, der Entschluß zum Flottenausbau festgelegt sein. Nach dem Kriege hatten sich die Führer der leitenden Clane auf ein Post-bellum-Programm geeinigt, wonach das Landheer auf 25 Divisionen, die Schlachtflotte auf 500 000 t gebracht werden sollte. Aber die Folgerungen anderer Mächte aus Japans Schlachterfolg und der Zwang, sich ihnen anzupassen, brachte die Flotte 1913 (Neubauten eingeschlossen) auf 194 Fahrzeuge mit 677 537 t (15 Linienschiffe 232 980 t, 14 Kreuzer 1. Klasse 165 983 t, 12 Kreuzer 2. Klasse, 8 Kreuzer 3. Klasse, 7 Küstenverteidiger, 4 Kanonen-, 6 Depeschen-Boote, 2 Torpedo-Depeschen-Schiffe, 57 Zerstörer und 57 Boote, 12 Untersee-Boote). Ein recht treffendes Bild des Wachstums der Flotte gibt ein Streifblick auf ihre Kaiser-Paraden: 18. 4. 1890, Kobe, 30 Fahrzeuge mit 34 382 t; 10. 4. 1903, Kobe, 49 Fahrzeuge mit 129 601 t; 23. 10. 1905, Kobe, 60 Fahrzeuge mit 213 121 t; endlich die erste des jungen Kaisers: 15. 11. 1912, Yokohama, 113 Fahrzeuge mit 443 838 t.

Ein kurzer Blick auf den Stand des Flottenbaues und die flüssigen Zahlen der Bauprogramme, auf die überholten und die neuen Typen der Flotte ist kaum zu ersparen. Noch ragt mit einigen Bauten das sogenannte dritte Flotten-Ausdehnungsprogramm von 1903 in die Gegenwart herein: Linienschiffe mit über 16 000 t, Panzerkreuzer mit 15 000 t herum vorsehend. Dann kam ein 1904 während des Krieges angenommener Ergänzungsentwurf: ihm entstammen die Linienschiffe „Satsuma"

und „Aki“, denen die Kriegserfahrungen zunächst zugute kamen, mit nahezu 20000 t und die Panzerkreuzer „Tsukuba“, „Ikoma“ und „Kurama“, im wesentlichen Schwesterschiffe von „Ibuki“. Aus einer weiteren Ergänzung von 1907 rühren die beiden neuen großen Linienschiffe „Kawachi“ (Yokosuka) und „Settsu“ (Kure) her, dann die Bestellung eines großen Muster-Schlachtkreuzers, der unter dem Namen „Kongo“ mit 27500 t, 64000 P. S., 8 großen und 16 mittleren Geschützen seine englische Werft verlassen hat, und von dem 3 Schwesterschiffe „Hiei“, „Haruna“ („Asama“?) und „Kirishima“ nach seinem Muster auf japanischen Werften in Bau gegeben sind. Daneben sind eine Reihe kleine Kreuzer von ungefähr 5000 t im Bau, und zu diesen für einige Zeit wohl festgelegten Typen soll von nun ab, den amerikanischen Riesenbauten entsprechend, ein Linienschifftyp von ungefähr 30000 t treten.

Durch seine Politik des Zuwartens war das finanziell so schwer belastete Reich mit seinen Ausgaben auf die sechste Stelle unter den großen Seemächten herabgeglitten. Das liberale Ministerium hätte noch gerne weiter gespart und gewartet, um das Odium des großen Flotten-Ergänzungs-Baugesetzes einem konservativen zu überlassen. Aber die Gefahr, unter den Getreuen der Admirale Saito und Yamamoto keinen Seemann zu finden, der die Verantwortung für ein Abfallen der Marine übernahm, und die Furcht, die ungeheure Popularität des Siegers der Japan-See gegen sich aufstehen zu sehen, hat auch die Seyukai-Minister den Marineforderungen gebeugt. Noch schneller als beim Landheer wird Japan anscheinend beim Flottenbau ein Ausscheiden des sachlich Notwendigen aus den Händeln des Parteigetriebes erleben, woran auch die menschenkundige, schmiegsamere Führung der inneren Marinepolitik durch die urbaneren Satsuma-Leute im Gegensatz zu dem schrofferen Choshu-Clan in den leitenden Stellen des Landheeres ein großes Verdienst hat. 700 Millionen Mark in etwa 7 Jahren ist eine schmerzliche Ausgabe, aber recht viel wird sich daran gegenüber den Forderungen der Marine und der Lage nicht sparen lassen. Zuviel Verlassen auf verbündete Seerüstungen ist dem westlichen Inselreich nicht weniger unbehaglich als dem östlichen: beiden Flotten saß das anglo-japanische Bündnis nicht mehr so recht auf dem Leib wie in seinen guten Tagen. Zu laut war in Singapore Togo bejubelt und der malayische Ursprung seiner Familie betont worden. Zu deutlich sagte die japanische öffentliche Meinung, daß von allen Mächten allein England höchstens die Hälfte seiner Flotte nach dem Pacific entsenden könnte. Zu vernehmlich stöhnten Australien und Kanada unter ihren japanischen Beklemmungen, zu deutlich sagten sie, daß niemals der Union Jack neben einer rassenfremden Flagge gegen das Sternenbanner kämpfen dürfte.

Damit bildeten den Maßstab im Osten solche Flotten, die stärker

sind als die halbe britische in dem ersten Meer, in dem seit Trafalgar das Georgskreuz nicht mehr eine vorherrschende, nur mehr gleichberechtigte Geltung besitzt, neben dem Sternenbanner und der roten strahlenden Sonne. Da Japan von vornherein verzichten mußte, eine solche Flotte je an Masse und Zahl zu erreichen, war es noch mehr darauf angewiesen, seine Stärke in der erlesenen Beschaffenheit seiner Kampfeinheiten zu suchen, und damit für seine Muster von dem verbündeten England doch wieder abhängig, das sich den gewaltigen, neuen Schlachtkreuzertyp mit Recht wenigstens teuer bezahlen ließ.

Aber auch die drei weiteren Schlachtkreuzer, die — nach altem japanischen Rezept — genau nach dem Vorbild ungefähr gleichzeitig im Arsenal von Yokosuka, dann auf den Werften von Mitsubishi (Nagasaki) und Kawasaki (Kobe) gebaut werden, kommen teurer, als wenn sie im Ausland gebaut würden; das gleiche gilt sicher von den Linienschiffen und — trotz der billigeren Löhne — wohl auch von den kleinen geschützten Kreuzern (5000 t und 26 kn) und großen Zerstörern (1150 t und 35 kn), die außerdem noch auf heimischen Werften hergestellt werden. Der erste in Japan gebaute Schlachtkreuzer ist am 20. 11. 1912 in Yokosuka vom Stapel gelaufen, wo er nur seit 4. 11. 1911 gelegen war, und wird 1913 seine Ausrüstung beendet haben.

Da nach den beabsichtigten Streichungen von der Flottenliste die Admiralität entschlossen ist, das Durchschnittsalter ihrer Schiffe auf nur 13 bis 15 Jahre herabzusetzen, bedeutet der Entschluß, am Eigenbau festzuhalten, keine geringen Opfer. Doch ist, wenn auch mit großen Kosten und längeren Bauzeiten, auch hier die Unabhängigkeit vom Ausland wenigstens für Ersatz- und Ergänzungsbauten erreicht.

Die Wartefrist ist den Vorbereitungen an Land zugute gekommen, die unbehindert durch starke, örtliche Überlieferungen rein nach see- und küstenstrategischen Erwägungen erfolgen konnten.

Von den wichtigsten Baustellen und Werkstätten der Flotte sind vier in gut befestigten Kriegshäfen gelegen: Kure (L. S.), dessen Gewässer mit Hiroshima zusammen eine große, befestigte Zentral-Befehlsstelle des Reiches bilden, Yokosuka (L. S. u. S. Kr.); Maizuru (Z.), Sasebo (Kl. Kr.), dann die Werft Kawasaki in Kobe an der durch Küstenwerke geschützten Binnen-See und die Werft Mitsubishi an dem gleichfalls befestigten Hafen von Nagasaki (beide auf S. Kr., Kl. Kr. u. Z. eingerichtet). An Stützpunkten für den Küstenkrieg dienen außerdem noch Befestigungen an der Tsugaru-Straße: Hakodate und Ominato, die befestigten Eingänge der Binnen-See beiderseits der Insel Awaji, südlich von Kure und an der Straße von Shimonoseki, in deren Schutz das nach Krupps Vorbild aufgebaute Staats-Eisenwerk von Wakamatsu liegt, das teuer, aber für die Unabhängigkeit im Kriege wohl unentbehr-

lich ist. Das uns bekannte Seitenstück dazu, Muroran, das neue, mit Hilfe der englischen Waffenindustrie auf die Beine gestellte Werk im Hokkaido, das vor allem die neuen 35,6 cm-Kanonen der Marine liefern soll, ist zur Zeit nur durch die vielen darin investierten Gelder der englischen Waffenfabriken gesichert.

An der Straße von Korea liegt endlich die berühmt gewordene Ausgangs-Stellung für die Schlacht in der Japan-See Sasebo-Tsushima (Takeshiki, jetzt nur mehr Torpedostation)-Chinkai-Bucht, und schützt die Verbindung mit Korea, mit ihren vier Kabeln und dem Trajekt-Verkehr Fusan—Bakan (Shimonoseki).

Im Kriegshafen an der Chinkai-Bucht liegt das jüngste Ziel des Ehrgeizes der japanischen See-Behörden: ein Seitenstück zu dem Werk der deutschen Marine in Tsingtau zu schaffen, aber nicht fünf Wochen, sondern eine Tagfahrt von den Quellen ihrer Kraft. Schon steigt die neue Stadt empor, von allerhand Grundspekulation umspielt, bis jetzt anscheinend, ohne das benachbarte Masampo zu töten: der Ersatz für Port Arthur, den sich Rußland schon 1894 von Korea pachten wollte. Neben Chinkai ist noch die Bucht von Yöng-Heung (Eiko) in Korea zum Kriegshafen erklärt worden.

Was ein kurzsichtiger Kritiker, Kapitän Ota, der japanischen Marineverwaltung besonders vorwirft, das ist es gerade, was dem militärisch geschulten Auge als Vorzug auffällt: die vortreffliche Vorbereitung an Land, der angeblich zu viele Mittel zugeflossen sind. Die an sich schon strategisch denkbar günstigen Küsten sind im großen und kleinen für ein Zusammenwirken von See- und Landstreitkräften in der Abwehr so ausgestaltet, daß mit den eigentlichen Kampfschiffen möglichst nicht dabei gerechnet wird, diese also für aktive, einheitliche Verwendung im großen Stile frei bleiben. Wenn sie aber vorziehen, mit einem vorbereiteten Kampffeld zusammen zu arbeiten, dann steht es zur Verfügung. Ist die Küste wehrlos, dann besteht leicht die Gefahr, daß die Flotte an ihr festgehalten wird.

Einer solchen selbständigen Abwehr und dem mit ihrer Gewißheit wertvollen strategischen Sicherheitsgefühl an Stellen, die sonst Kräfte von ihren eigentlichen Zwecken abziehen, dienen die vielen kleinen Torpedo- und Signalstationen, die Minenvorbereitung, eine zahlreiche, in gut gewählten Stellungen untergebrachte Küstenartillerie und natürlich auch — entsprechend der reichgegliederten Küste — eine größere Zahl von Marinestationen und Hafenkommandanturen, die eben nichts anderes sind, als eine geschickte Organisation günstiger natürlicher Verhältnisse durch lebende Kräfte. Wie gerne wollten wir in Deutschland die Kosten dafür tragen, wenn wir uns um diesen Preis die Gunst der japanischen Küstenentwicklung kaufen könnten!

Berechtigter ist vielleicht der von überkritischen japanischen Stimmen (Katagiri, Ota) erhobene Vorwurf daß der Personal-Aufwand an einzelnen anderen Stellen von Heer und Flotte allzu reichlich sei. Aber freilich: zur Entfaltung der nationalen Kräfte, zur Bildung von Improvisationen sind diese Stäbe und Offiziers-Cadres unschätzbar; und sicher ist das letzte, woran zu sparen wäre, der so viele Reibungen ausschaltende oder im Keim erstickende gemeinsame Oberbefehl für Heer und Flotte und seine Werkzeuge, selbst wenn einzelne Mitglieder dieses Stabes im Kriege nicht viel anderes getan hätten als im Frieden auch. Das wird auch anderswo nicht verwundern, da die Tätigkeit des Gehirns sich nach außen nicht so weithin erkennbar darstellt, wie die der Arme und Beine.

Wenn endlich behauptet wird, daß ein Angriff einer feindlichen Flotte von Südwesten kommen müsse, so ist doch zweifelhaft, ob die Erfahrungen der Russen mit der Japan-See nicht davor warnen werden; und wenn eine amerikanische Flotte die ihr natürlichere Anfahrt von Südosten vorziehen sollte, dann könnte Yokosuka, dem die strategische Bedeutung abgesprochen wird, im Verein mit einem Provisorium bei Toba (Ise) doch recht wichtig werden. Daß Torpedo-Stationen und Minenwesen einheitlich zusammengefaßt sind, scheint eher ein Fortschritt; und wenn viele Offiziere durch die Marineakademie gehen, ohne alle Seestrategen zu werden und ein Tsushima an ihren Namen zu knüpfen, so schadet ihnen die vertiefte Berufsbildung auch auf bescheidenen Posten sicher nicht. Sie teilen ein solches Los mit vielen Berufsgefährten im Abendlande.

Mit welcher Art Kritik auch die japanische Admiralität schon eine für kostbarere Dinge zu verwendende Zeit verlieren muß, davon einige Proben, die von der öffentlichen Meinung und politischen Parteien, denen sie gerade passen, aufgegriffen, in West und Ost weiter hallen, als sie es an sich verdienen: „Nur die Taktik (Senjitsu) umfasse wirkliche Kriegsgeheimnisse und sei deshalb besser den Händen Berufener anvertraut. Ganz anders stände es mit der Strategie (Gunryaku), die allein durch politische Fragen, das Freundschafts- oder Feindschaftsverhältnis zu diesem oder jenem Staat bestimmt werde und deshalb von der Politik untrennbar sei. Deshalb sei es völlig absurd, strategische Fragen zu einem Monopol von Soldaten und Seeleuten zu machen. In so fortgeschrittenen Ländern wie England und Frankreich setzten oft Parlamentsmitglieder, die weder dem Heer noch der Flotte angehörten, sogar in Fragen der Taktik ihre Meinung durch."

„Die politischen Parteien sollten selbst strategische Fragen studieren, statt sie ausschließlich Soldaten und Seeleuten zu überlassen und so die Idee der nationalen Wehrpflicht verwirklichen, Heer und

Flotte zu einem wahren Teil des Volkes machen, statt zu Anhängseln der Clanherrschaft." Der Schluß aus solchen Anschauungen, mit denen sich aber immerhin drei Viertel der Volksvertretung mehr oder weniger befreundet haben, ist dann die Forderung nach einer bürgerlichen Spitze der Marine- wie der Heeresverwaltung. Gerade die bewunderten Vorbilder, England und Frankreich, könnten aus vielen entscheidenden Blättern ihrer Geschichte Aufschluß geben, wieviel sie der Dilettantismus solcher Spitzen schon gekostet hat, und daß schließlich eben doch, nur oft zu spät und zu beschränkt, die Last auf solche fällt, die die Sache verstehen. Aber wann hat je ein auf Parteilehren eingeschworener Streiter sich durch sachliche geschichtliche Erfahrung überzeugen lassen?

Trotz solcher Sturmläufe gegen sie hat es die Marineverwaltung doch verstanden, mit der öffentlichen Meinung weit besser auszukommen, als die Organisatoren des Heeres und hat bei ihren weit größeren Forderungen mehr lebendigen Anteil im Volke hinter sich. Sie hat sich auch dem Rufe nach Sparsamkeit anscheinend schmiegsam gefügt, mit dem das Seiyu-kai-Ministerium alle Zweige des Staatshaushaltes erfüllte, während das Kriegsamt harthöriger gegen ihn war. Man machte seine Abstriche aber nicht da, wo sie manchem angebracht schienen, beim Personalaufwand und bei allerlei nicht ganz einwandfreien Arsenalausgaben, sondern bei Schießbedarf und Kohlen, auf Kosten unumgänglicher Übungen, wohl in der Überzeugung, dadurch seinen guten Willen darzutun und alsbald von der öffentlichen Meinung zum Aufgeben einer so gefährlichen Sparsamkeit gezwungen zu werden. So ist es durch das große Geschick in der Menschenbehandlung, das die führenden Satsuma-Admirale bewährten, gelungen, die Weiterentwicklung der Marine von den Hemmungen frei zu halten, die sich die Verwaltung des Landheeres zum Teil selbst geschaffen hat. Versuchen wir, auf dieser Bahn Zukunftslinien zu zeichnen, so darf also unser Ausgangspunkt sein, daß der feste Wille, die bei Tsushima erworbene Seegeltung irgendwie festzuhalten, im ganzen Volke lebendig ist, weit lebendiger als das Verständnis für die Bedürfnisse des Heeres. Der Maßstab, woran die Kraftanstrengungen bemessen werden müssen, ist ebenso allgemein bekannt. Da man sich aber klar ist, ein Rennen mit dem so viel geldmächtigeren Rivalen in Bezug auf Zahl und Masse nicht durchhalten zu können, sucht man durch Qualität zu ersetzen, was an Quantität mangeln muß, und scheint sich, wenn auch nicht ein Zahlenverhältnis, so doch ein Wertverhältnis von drei zu vier als höchstes erreichbares Ziel für 1920 vorgesetzt zu haben.

Über die Ausgangslage dieses Rennens hat sich Graf Reventlow in einem ausgezeichneten Artikel der „Deutschen Tageszeitung" geäußert, und ich möchte den Teil seiner Schlüsse, mit dem ich mich vollkommen einig weiß, im Wortlaut wiedergeben:

„Der Zahl nach kann man also die Flotte Japans nicht gerade als imponierend ansehen, besonders nicht im Verhältnis zu der ihres mutmaßlichen Zukunftsgegners, der Vereinigten Staaten. Dem gegenüber darf aber nicht außer Acht gelassen werden, daß, wenn die japanische Flotte an der ostasiatischen Seite des Stillen Ozeans zu kämpfen hat, sie alle Vorteile und den vollen Rückhalt der heimischen Gewässer genießt. Auf den japanischen Inseln, auf Korea und auf Formosa, befindet sich ein wohl vorbereitetes System von Flottenstützpunkten und permanenten Kohlenlagern, dazu kommen die großen Arsenale des eigentlichen Japan. Der Wert einer Flotte wächst in außerordentlich hoher Progression mit ihrer Nähe an solchen Stützpunkten, und um so mehr, je größer deren Zahl, je besser ihre Beschaffenheit ist, und wenn ihre Entfernung untereinander ein gewisses, vom Aktionsradius der Flotte abhängiges Maß nicht überschreitet. Umgekehrt, wenn die japanische Flotte offensiv gegen die amerikanische Küste des Stillen Ozeans vorginge, so würde sie der amerikanischen gegenüber den großen Vorteil haben, daß sie sich auf der großen Fläche des Ozeans und der außerordentlichen Länge der amerikanischen Küste Richtung und Punkt ihres Angriffes bis zum letzten Augenblicke frei wählen könnte und durch Diversionen usw. in der Lage wäre, die amerikanische Flotte zu täuschen, zur Teilung zu zwingen oder sonst indirekt zu schwächen. Die Flotte der Vereinigten Staaten besitzt anderseits jetzt nicht und auf Jahre hinaus auch nicht jene Vorteile der heimischen Gewässer, denn an der pazifischen Küste steht es mit Stützpunkten, Arsenalen usw. recht trübe. Man muß also hier bei Vergleichen mit sehr großer Vorsicht urteilen, und auf die Zahl zu schwören, würde unter allen Umständen zu starken Rechenfehlern führen. Dasselbe gilt auch für die Einschätzung der persönlichen Leistungsfähigkeit und der Ausbildung. Daß letztere bei den Japanern systematisch schon seit vielen Jahren betrieben wird, daß sie den hohen Vorteil der Kriegserfahrung besitzen, kann niemand bestreiten. Anderseits glauben wir, daß die absolute Minderwertigkeit der Russen als Folie zu einer gewissen Überschätzung der japanischen Leistung geführt hat, die im übrigen natürlich keineswegs verkleinert werden soll. Was die Amerikaner anlangt, so dürfte die Ausbildung, wenn auch seit ein paar Jahren viel Mühe darauf verwandt wird, doch wohl hinter der japanischen zurückstehen. Daß die amerikanischen Mannschaften in der Schlacht ihr Bestes hergeben werden und ihre angeborene Fixigkeit manches nicht Erlernte wird ersetzen können, ist sehr möglich, daß aber die japanische Ausbildung und das bei den Japanern so stark ausgebildete Einheitsgefühl wie das immer lebendige Bewußtsein, für eine große Idee zu kämpfen, dadurch aufgewogen werden könnte, ist nicht ganz wahrscheinlich. Die japanischen Offiziere, besonders in den leitenden Stellen, sind zudem erheb-

lich jünger als in den Vereinigten Staaten, also mutmaßlich nach jeder Richtung hin leistungsfähiger."

Im Anschluß an dieses Urteil kann ich eine ketzerische Schlußfrage nicht unterdrücken: darf man Seestreitkräfte überhaupt so ausschließlich zahlenmäßig vergleichen, wie das jetzt in unseren langen Friedenszeiten geschieht? „Während des russisch-japanischen Krieges war nicht nur zu Anfang, sondern lange Zeit die zahlenmäßige Überlegenheit an Schiffen durchaus auf Seiten der Russen." Die Zahl ist das einzig Sichere im Kriege, aber wie unsicher auch sie ist, davon doch ein Beispiel! Mit meinen Augen habe ich an elf Kriegsschiffen russische Namen, zum Teil noch durchscheinend, mit japanischen Zeichen übermalt gesehen. Die moralische Forderung, der kategorische Imperativ des Seekrieges ist doch, daß ein Kriegsschiff am letzten Ende seiner Leistung, wenn es schon nicht siegt, und sei es mit dem letzten Schuß und dem letzten Torpedo, mit wehender Flagge und dem Kommandanten auf der Brücke untergeht. Diese 98 692 t schwammen heil unter die fremde Flagge hinein und wechselten die ihrige so unversehrt, daß sie mit dem gleichen Zahlenwert auf der Gegenseite weiterdienen konnten. Das ist ein Wertunterschied von fast 200 000 t, gleich zehn Dreadnoughts oder einer halben Milliarde Mark!

Wo bleibt da die Sicherheit der Zahl? wie war zu berechnen, um wieviel fester die rote Sonne an das Stänglein gebunden war als das Andreaskreuz?

Wer kann in Zahlen ausdrücken, was in verzweifelter Abwehr in den vertrauten heimischen, für andere so schwierigen Gewässern der Binnensee um Kure, vor Yokosuka, mit Kaiserschloß und Fujiyama im Hintergrunde, zwischen Chinkai und Sasebo unter den Augen der Kami von Tsushima, die japanische Torpedowaffe im Zusammenwirken mit einer guten Küstenartillerie und zwanzig Landwehrdivisionen leisten würde, auch wenn Heer und Flotte anderweitig beschäftigt sein sollten? So ist also, gerade dank der geschmähten sorgfältigen Vorbereitungsarbeit an der Küste, auch der letzte, älteste Kiel, der schweres Geschütz tragen kann, für den Offensivstoß auf kurze Entfernung frei, mit dem ein von stärkerer Seemacht bedrohtes Japan seine Abwehr nach dem Muster von Tsushima führen würde, blitzschnell wie damals, mit ungewöhnlich guten Chancen für einen Sieg gegen Überlegenheit. Vieles, was jetzt schon zum alten Eisen gerechnet wird, kann dabei nützliche Dienste leisten. Für die spätere Entwicklung ist es aber sicher ein guter Grundsatz, lieber eine beschränkte Anzahl von Schiffen zu unterhalten, aber in jeder Einheit gleich ausgezeichnet an Geist und Stoff.

XIV. Auswanderung und Ausdehnung.

„Eines bist du dem Leben schuldig,
Treib' dich um oder halte Ruh'.
Bist du Ambos, dann sei geduldig,
Bist du Hammer, dann schlage zu."

Paul Heyse.

Unbegreiflich erschiene es dem unbefangenen Beobachter, daß der Beifall in Presse und öffentlicher Meinung des eigenen Landes einer auswärtigen Politik versagt blieb, die innerhalb eines Menschenalters Jahrhunderte lang erstrebte Ziele reifen sah und ergriff, die mit einer dem urteilsfähigen Ausland unheimlich scheinenden Folgerichtigkeit an weitausschauenden Richtlinien festhält und Ausgänge für Zukunftsentwicklungen öffnet, — wenn nicht zwingende Erfahrung der Geschichte lehrte, daß jede wahrhaft großzügige auswärtige Politik, die aus der Vergangenheit lernend der Zukunft dienen will, den Beifall der Gegenwart entbehren muß, zugunsten volkstümlicher Augenblickserfolge, die von der Hand in den Mund leben, und bequemer Gelegenheitsfahrten, die sich fester Ziele entschlagen.

Dem A u s l ä n d e r scheint in Japan von 1869 bis zum Tode des Meiji-Kaisers vorbildlich gelungen, was für den Staatsmann eine so unendlich schwierige Aufgabe ist: durchgreifende innere Um- und Neugestaltung eines Volksgefüges, unter möglichster Schonung der überlieferten Werte, ohne gleichzeitige Einbuße, ja sogar unter Hinausschiebung der äußeren Sprach- und Einflußgrenzen. Freilich wurden die Führer dabei von der beispiellosen Gunst der geographischen Lage und von der großen Opferwilligkeit des Volkes unterstützt, so daß die Lösung des japanischen Problems mit Wahrung weit größerer Zukunftsmöglichkeiten gelungen ist, als z. B. die der deutschen Frage, die annähernd gleichzeitig erfolgte, aber durch die Umwelt und die innere Struktur so viel mehr erschwert wurde.

Mit dem Vorgang der inneren Festigung und Steigerung der abstoßenden Kraft an den Grenzen ist in Japan eine A u s d e h n u n g Hand in Hand gegangen; von jenen Landesteilen, die dem ursprünglichen Sprachgebiet hinzugefügt wurden, kann nur etwa Formosa als Kolonialland gelten, und kaum dieses; denn auch diese Insel ist, wie alle übrigen Erwerbungen, einer wirklichen Durchdringung mit japanischen Volkselementen und japanischer Sprache, nicht nur einer Angliederung, sondern einer organischen Einfügung in den eigentlichen

Staatskörper zugänglich, — ein Vorgang, der an der einzigen verschiebbaren Festlandgrenze im Nordwesten durch klug gewählte Außenstellungen geschützt wird.

Daneben ist der innerhalb gewisser Grenzen vom Staate beherrschten Auswanderung der Schutz der Flagge wirksam genug gefolgt und in zähem Ringen, nicht zuletzt unter dem Eindruck der blendenden Kriegserfolge, wenigstens äußerlich die Anerkennung der Rassenebenbürtigkeit erlangt worden, deren Verweigerung von dem stolzen und ehrgeizigen Volke am härtesten empfunden worden war. Diese Anerkennung ist formell selbst da gewonnen worden, wo ihr die stärksten Widerstände begegneten, auf dem Boden des angelsächsischen Amerika. Die Gegenleistung freilich war, daß man sich mehr oder weniger verpflichtete, soweit die Auswandererströme lenkbar waren, der Abneigung der amerikanischen Weststaaten Rechnung zu tragen. Ein schwieriges Kompromiß!

Für die Tatsache einer gewissen Lenkbarkeit der japanischen Auswandererströme gibt es zwar keine Beweise, aber doch tatsächliche Anhaltspunkte. Natürlich streben die wagemutigsten, hochwertigsten Arbeiter den Arbeitsmärkten mit den höchsten Löhnen, aber auch dem schärfsten und rücksichtslosesten Wettbewerb zu, wo sie fremdem Widerstand begegnen und wo der eigene Staat keine Verantwortung für sie übernimmt; während diejenigen, die des Schutzes national gefügter Staatskraft mehr bedürfen, jene Stellen suchen, wo die Widerstände geringer sind, wo ihre Arbeitskraft und Eigenart geschätzt wird und wo ihnen Schutz durch starke Gemeinden von Volksgenossen oder direkt vom eigenen Staat gewährt werden kann.

Nach diesem Gesichtspunkt ließen sich die Haupt-Auswanderungsgebiete folgendermaßen übersichtlich abstufen:

1. Die Westküste von Nordamerika, die Vereinigten Staaten und Kanada, dazu Australien, wo die japanische Einwanderung von den Wirtsvölkern gefürchtet und befeindet, aber aus diplomatischen Gründen und Bedürfnissen des Arbeitsmarktes in beschränktem Umfang geduldet wird. — 2. Chile und Argentinien, wo sie bisher mit Erfolg abgewehrt werden konnte und deshalb noch nicht in der internationalen Öffentlichkeit bekämpft wird. — 3. Die Südseekolonien und die chinesischen Häfen, wo man sie fürchtet, aber ohne Macht zur Abwehr ihrem Einströmen zusehen muß. — 4. Mexiko, Mittelamerikanische Kleinstaaten und Peru, wo man in ihr Gegengewichte gegen anderwärtige Vergewaltigung und geschätzte Arbeitskräfte heranzieht. — 5. Brasilien, das noch jüngst mit Japan zusammenwirkte, um die beiden wirtschaftlich erwünschte Einwanderung zu fördern. — 6. Hawai, Philippinen, Java, Wladiwostok, wo sie, auf starke japanische Gemeinden gestützt, vom Heimatstaat mit einem offiziellen Auge verleugnet, mit einem unoffiziellen liebevoll überwacht und von den Wirtsvölkern aus Furcht geduldet wird. — 7. Die Südmandschurei, wo sie von starken Gemeinden und dem Staat unverhohlen organisiert wird. — Die Abwanderung nach Formosa, Korea und Sachalin darf heute schon nicht mehr als Auswanderung betrachtet werden, sie ist Befestigungsarbeit im eigenen Besitz.

Auswanderung wie Besitzbefestigung finden ihre stärkste Stütze für die Festhaltung der Volksgenossen bei der Flagge in den ausgeprägten nationalen Eigenheiten und Gewohnheiten, in dem natürlichen Zusammenhalt der Landsleute, sowie ihrer absoluten Anhänglichkeit und Treue gegen Heimat und Sprache. Einige Verhältniswerte von Zahlen mögen angeführt werden, obschon sie an sich einem starken Wechsel unterworfen sind. Ein Lustrum nach dem Kriege wurden (abgesehen von den etwa 200 000 in Korea) außerhalb des eigentlichen Japan und seiner Kolonien, japanische Staatsangehörige auf fremdem Boden ernährt: in den Vereinigten Staaten mindestens 150 000, davon allein 90 000 im Westen, etwa 70 000 auf Hawai und einige 2000 auf den Philippinen; in Kanada gegen 10 000 und in Australien gegen 4000; in Chile und Argentinien keine nennenswerte Anzahl, dagegen in Peru etwa 5000 und Brasilien gegen 3000; auf chinesischem Boden, im Pachtgebiete Kwantung 55 000, in der Mandschurei mindestens zwischen 30 000 und 40 000, wahrscheinlicher 60 000; auf eigentlichem chinesischen Gebiet etwa 16 000, in der südostasiatischen Inselwelt einige 20 000, davon in Java 2000, in Penang 800, auf Malakka 2000, in Singapore 1300 (darunter leider 800 Prostituierte, von denen ein guter Teil der übrigen japanischen Kolonie in wenig ehrenvoller Weise lebt). In diesem Teil von Südostasien tritt die Bedeutung der Japaner ganz in den Schatten gegenüber dem politischen und wirtschaftlichen Übergewicht der Chinesen, die mit 210 000 Köpfen unter einer Gesamteinwohnerzahl von 270 000 in Singapore den entscheidenden Teil der Bevölkerung ausmachen. In der Südsee ist der japanische Bevölkerungseinschlag sehr ungleichmäßig, die kleine französische Inselgruppe Neukaledonien beherbergt z. B. einige 2000 Japaner, andere weite Inselgebiete sind ganz frei geblieben. Im ganzen dürfte die Zahl der unter fremder Flagge lebenden, aber fast durchweg nicht nur volkstreuen, sondern auch staatstreuen Japaner zwischen 300 000 und einer halben Million betragen.

In einer großen Rede gegen einen fortschrittlichen Führer hat Graf Komura als verantwortlicher Minister des Auswärtigen als Ziel der gegenwärtigen japanischen Auswanderungspolitik hingestellt: Japan habe im Westen die 400 (wohl um 150 zu viel!) Millionen des chine-

sischen, im Norden die 160 des russischen Reiches, im Osten die 100 der nordamerikanischen Republik. Von solchen Riesenreichen umgeben, müsse man es als Lebensfrage betrachten, so bald als möglich auch auf etwa 100 Millionen zu kommen, die aber nicht über die halbe Erde zerstreut sein dürften, sondern in einem Viertel zusammengehalten werden müßten. Dieses große Ziel verfolgend, ermuntere man die Einwanderung in Korea und der Mandschurei, wo sich reichlich Raum für 20 bis 30 Millionen finde.

Diese Rede sollte nebenbei alle Furcht vor jetzigen oder künftigen Ausdehnungsabsichten in der Richtung auf Hinterindien, Niederländisch-Indien, die Philippinen und Hawai endgültig beseitigen. Schade nur, daß der natürliche Drang der Volkswünsche nach Süden geht. An sich kann man die von der Regierung des Katsura-Kabinetts angestrebte Ablenkung des Einwanderungsstromes nach Nordosten wohl verstehen. Wenn diese Richtung auch nur von dem größten Teile festgehalten würde, wäre die von Graf Okuma 1910 ausgesprochene Hoffnung nicht zu kühn: Japan werde in absehbarer Zeit die Bevölkerung von Korea und Formosa dem eigenen Volkskörper eingefügt haben und mit diesen Gebieten als eine einheitliche Macht unter der Sonnenflagge in den Wettbewerb der Mächte eintreten. Bleibt der Bevölkerungszuwachs mit je 500 000 bis 600 000 Köpfen jährlich annähernd im gleichen Gange, so können bei einer Ausgangszahl von 52 Millionen für Japan, 13 für Korea und 3 für Formosa, also 68 Millionen Menschen, in knappen zwei Generationen die 100 Millionen, von denen Graf Komura träumt, nahezu erreicht sein.

„Japans Bevölkerung betrug nach den amtlichen Berichten am 31. Dezember 1910 rund 53 877 000 Personen, bei einer Flächenausdehnung von rund 450 000 qkm, d. h. sie steht, soweit europäische und amerikanische Staaten in Betracht kommen, der Bevölkerungsdichtigkeit nach mit dem Deutschen Reiche an sechster Stelle. Das Hauptland allein zählt etwa 165 Einwohner auf 1 qkm, Kyushu deren 178, Formosa 84, der Hokkaido 15, Sachalin, soweit diese Insel japanischer Besitz ist, noch nicht eine Person auf 1 qkm. Wenngleich Zentraljapan verhältnismäßig hohe Einwohnerzahlen aufweist, so zeigen doch die diesbezüglichen Zahlen für Belgien (246), für Sachsen (301), für Reuß ä. L. (223), um nur europäische Einzelstaaten zum Vergleich heranzuziehen, daß es Länder gibt, die sehr wohl noch eine höhere Zahl von Personen zu ernähren in der Lage sind. Die geringe Bevölkerungsdichtigkeit aber der peripherischen Gebiete Japans beweist, daß weder Regierung noch Volk diesen Landesteilen die wirtschaftliche Bedeutung zuerkannt haben, die ihnen unbedingt gebührt. Bei Sachalin muß allerdings in Betracht gezogen werden, daß diese Insel erst seit kurzer Zeit

zum Besitzstande Japans gehört, auch in bezug auf Formosa kann die politische Lage entschuldigend mitsprechen. Aber wir können nicht das gleiche für den Hokkaido gelten lassen, der seit langem unbestreitbarer Besitz Dai Nippons war und ist. Er ist nach übereinstimmenden Berichten einheimischer und ausländischer Kenner in wirtschaftlicher Beziehung gegenüber anderen Landesteilen des Kaiserreiches noch arg im Rückstande." — (Deutsche Japan-Post.)

Es ist sicherlich ein großer Gedanke, die Auswanderer nicht dauernd unter fremde Flagge geraten zu lassen, und nötigenfalls mit einem sanften Zwang auf sie zu wirken, damit sie dahin gehen, wo die eigene Flagge weht, wie in Formosa und Korea, oder wo sie in absehbarer Zeit wehen soll. Wie verträgt sich aber diese Tendenz mit anderen offiziellen Äußerungen, wie z. B. der von Eki (Vorstandes einer Abteilung im Kolonialamt), daß Sachalin höchstens 200 000, mit dem Hokkaido zusammen $2\frac{1}{2}$ Millionen, Korea $3\frac{1}{2}$ Millionen und Formosa zu seinen 3 Millionen Einwohnern allenfalls einige 200 000 Japaner aufnehmen könne? Und warum soll ein Land, auf dem bei härterer Arbeit in Europa 6 Millionen leben müssen, wie in Bayern, das die Größe von Sachalin hat, oder 37 Millionen, wie in Italien, das die von Korea hat, im Osten nur Raum für 200 000 oder $16\frac{1}{2}$ Millionen haben?

Die Beeinflussung der Auswandererströme durch das Auswärtige Amt findet eine weitere Erklärung darin, daß die Auswanderung nach den asiatischen Küstenlandschaften zwar zahlreiche innerpolitische Reibungen schafft, die wir im 10. und 11. Kapitel kennen gelernt haben, die über den Stillen Ozean gerichtete aber fortwährende Gefahren für den ruhigen Gang der auswärtigen Beziehungen heraufbeschwört. Denn trotz aller staatsmännischen Rücksichten auf die Sieger von Tsushima und die ergiebigen Handelsbeziehungen, trotz aller aufrichtigen Bemühungen derer, die, die ungeheure Verantwortlichkeit überblickend, wenigstens einen höflichen Verkehr aufrecht zu erhalten und das Unvermeidliche mit Würde zu tun streben, lehnt die öffentliche Meinung der amerikanischen Weststaaten, neuerdings auch die der östlichen, die japanische Einwanderung ab, und zwar nicht selten schroff und verletzend. Die arbeitenden Klassen in Nordamerika stehen dem Wettbewerb durch die Japaner feindselig gegenüber, sie sehen in dem billiger lebenden Japaner den rassefremd bleibenden, die Lebenshaltung der Gesamtheit herunterschraubenden Lohndrücker. Auch erlahmt die assimilierende Kraft der Union an sich schon gewissen geschlossenen fremdartigen, zusammenhaltenden Volksbestandteilen der eigenen Rasse gegenüber; am vollständigsten aber vor den als Rasse so vollendet durchgeschweißten Japanern. Wenn sich Roosevelt im „Outlook" beklagt, die Japaner blieben immer Japaner und seien nicht zu assimi-

lieren, so trifft er den Kern der Frage; und aus diesem klar erkannten Grunde ist die Abneigung gegen die japanische Einwanderung als Furcht vor dem rassestärkeren Element unüberwindlich, und weder durch religiöse Satzungen noch durch weltbürgerliche Humanitätsideale zu besiegen. Naturgemäß wird sich die Abneigung in immer ungerechter erscheinenden, die internationale Stimmung trübenden Ausbrüchen zeigen, je mehr sie an kultureller Berechtigung verliert. Schon jetzt erscheint sie ja, vom abstrakt-ethischen Standpunkt betrachtet, als eine Ungerechtigkeit gegenüber den politisch und sozial geschulten Angehörigen einer Großmacht mit immer ebenbürtiger werdender wissenschaftlicher und vielfach besserer moralischer Erziehung und wird, rein menschlich betrachtet, immer ungerechtfertigter erscheinen, je mehr sie ihre Quelle in Rassenantipathie und Erwerbseifersucht, also in rein gefühlsmäßiger Abneigung oder gar im Brotneid haben, je stumpfer die kulturell zu rechtfertigenden Abwehrmaßregeln gegen eine solche unerwünschte Einwanderung werden.

Eine stumpfe Waffe gegen sie ist z. B. die sogenannte Erziehungsprüfung. Der Bruchteil von Analphabeten unter den japanischen Auswanderern nach Amerika ist im Vergleich mit dem in anderen Völkern, aus denen hauptsächlich die Einwanderung fließt, kaum nennenswert. Wenn die fremde Presse eine Zusammenstellung bezweifelt hat, nach der unter 20 000 Italienern 8500, unter 4600 Polen 1400, unter 1200 Angehörigen der Balkanhalbinsel 438, unter 4600 Chinesen 500, unter 1100 Japanern aber nur 23 gewesen seien, so scheint sie mir bestätigt durch die Erwägung, daß die Aushebung des Heeres zur Zeit mit höchstens 5 % Analphabeten rechnet, und daß aus den schon erwähnten Gründen im allgemeinen die wirtschaftlich am besten ausgerüsteten Auswanderer nach Amerika gehen, die auch meist die beste Schulbildung genossen haben; wie ja überhaupt das gebildete Proletariat in Japan jetzt schon unheimlich zunimmt. Wer die oben genannten Ursprungsländer der Einwanderung und den nur elementar gebildeten Teil ihrer Bevölkerung kennt, dem werden diese Verhältniszahlen ganz glaubhaft scheinen.

Allerdings erzeugen Fragen der Expansion, der Aufnahmefähigkeit fremder Länder, der Kolonien und des Mutterlandes, der Bevölkerungszunahme und Verbreitung in Japan noch mehr als anderwärts Verschleierungsversuche und kühnes Spiel mit großen und kleinen Zahlen: je nachdem der politische Augenblickszweck ihre Vergrößerung oder Verkleinerung erwünscht macht. Zu Beginn der Aufklärungsperiode betrug die Volksvermehrung ziemlich sicher zwischen 300 000 und 400 000 jährlich und stieg mit starken Schwankungen bis zum Ende dieser Periode auf durchschnittlich 560 000, höchstens 590 000. Auch

die militärische Aushebung zeigt große Ungleichmäßigkeiten in Umfang und Güte der einzelnen Jahrgänge.

Sicher ist, daß die Durchschnittsdichte der Bevölkerung nicht die Hälfte der am dichtesten bevölkerten Gebiete Europas erreicht, und schon weisen einzelne Anzeichen auf das Wachstum bremsende Einflüsse hin: spätere Eheschließung und wirtschaftliche Hemmungen, die schon im 5. und 6. Kapitel berührt sind. Aber man will eben, und zwar in w e i t e n Kreisen, nicht nur Ausbreitungsmöglichkeiten an sich, wie vorerst viele slavische und mongolische Rassenteile, sondern eine Ausbreitung in Herrenstellungen. Den wundervoll dehnbaren Begriff der friedlichen Durchdringung hat man sich deshalb in Japan mit lebendigem Verständnis angeeignet. Man höre nur Graf Okuma: „Wenn ich von der Ausdehnung der Yamato-Rasse spreche, gebe ich diesem Ausdruck nicht einen Augenblick die Bedeutung von Unterjochung oder Aufsaugung einer schwächeren durch eine stärkere Nation, mit Waffen in der Hand, sondern ich meine Ausdehnung durch die Mittel wirtschaftlichen Wettbewerbs und kommerziellen Fortschritts der allerfriedlichsten Natur. Mit diesem Ziel im Auge wandert unser Volk ein oder investiert sich in verschiedenen Industriezweigen. . . . Das wird nur mißverstanden, und solche Mißverständnisse werden dann oft von Fremden großgezogen, stören die entente cordiale und mögen schließlich im Laufe der Zeit zu einem Waffengang führen — ein fataler Stein des Anstoßes, in den Pfad der friedlichen Ausdehnung geschleudert."

Einige unserer späteren Untersuchungen werden uns an Stellen führen, wo solche Steine in labilem Gleichgewicht herumliegen.

Die Rasse, der jetzt diese Lage beschwerlich fällt, darf nicht vergessen, daß sie es war, die gewaltsam, von außen her, Anfang der sechziger Jahre das Inselreich aus seinem Gleichgewicht aufgestoßen hat. Schon 1873 kam dann seine erste „Ausdehnung", die Einfügung der südlichen Luchu-Inseln, deren Volkszahl sich seitdem fast verdoppelt, deren Einnahme sich vervierfacht hat. Ihr folgte 1895 das den Chinesen abgenommene Formosa (Taiwan) dann, was wir als „neues Land" bereits betrachtet haben. Das erworbene russische Pachtgebiet soll angeblich in zehn Jahren an China heimfallen; die Südmandschurei gehört China noch. . . . Aber alles das sind keine Kolonien im europäischen Sinne, wie Graf Hayashi mit Recht betont, sondern Außenteile des Reiches, von denen einzelne, wie Formosa und die Nordinseln, zwar einer inneren Kolonisation, aber nicht dessen bedürfen, was man eigentlich unter Kolonialpolitik versteht. Immerhin ist man bei den Studien zur Verwaltung dieser Außenprovinzen eklektisch verfahren und hat sich aus der Praxis der großen Kolonialreiche alles mögliche angeeignet, aber nichts ganz oder etwa gar urteilslos kopiert.

So interessant die freimütigen japanischen Urteile über das englische, deutsche, niederländische und französische Kolonialsystem wären, und noch mehr eine Prüfung dessen, was daraus übernommen oder abgelehnt wurde, müssen wir uns doch das Eingehen darauf versagen. Nicht zu übergehen aber ist die für uns wichtige Frage des Wertverhältnisses von Chinesen und Japanern als Kolonisten. Physische Stärke, Ausdauer, bescheidenste Lebenshaltung, Fügsamkeit in gegebene Arbeitsverhältnisse und Auslese der Lebenszähesten durch unhygienische Daseinsbedingungen geben den niederen chinesischen Klassen eine so ungeheure wirtschaftliche Überlegenheit über Japaner und Russen, daß diese beiden ohne den Schutz ihrer staatlichen Organisationen gar nicht gegen sie aufkommen könnten. Etwas besser, aber nur wenig, steht es mit den Chancen der gebildeten Klassen. Das wird von den besten japanischen Kennern wie Netsu, Tomitsu, Okuma eingeräumt. Überlegen aber ist der Japaner, wo er mit den lässigeren Zweigen der in seinem eigenen Blute vorwaltenden Malayenrasse zusammenkommt (auf den Philippinen z. B.). Unter seinen weniger menschlich sympathischen, als für koloniale Ausbreitung nützlichen Eigenschaften steht obenan die Fähigkeit, sich geschickt und unter Wahrung des nationalen Haltes fremde Leistung nutzbar zu machen. Unter den Fehlern nennt Sawayanagi Mangel an Ausdauer und „Zivilcourage" im Gegensatz zu dem bewährten kriegerischen Mut; dann ein Sichbegnügen mit kleinen Erfolgen; wenn er weiter sagt, die praktische Abenteuerlust sei nicht verbreitet genug, wie auch der Geist des Zusammenwirkens und Vereinigens der Kräfte, so spricht allerdings wohl der unersättliche Wunsch des Erziehers mit, denn gerade die letzten Eigenschaften finden die anderen Randvölker des Stillen Ozeans reichlich genug in Japan vertreten.

1911 versuchte das Kabinett Katsura, diese Abenteuerlust von fernen Ländern abzulenken und durch Auswanderungsgesellschaften und andere Behörden einen amtlichen Druck auszuüben, damit sie sich auf Korea, Formosa und die Mandschurei werfe. Die beiden hervorragendsten Diplomaten Japans, Komura und Hayashi, waren Vorkämpfer der Bewegung, die um jeden Preis auswandernde Landsleute unter der Sonnenflagge angesiedelt wissen wollte. Im Gegensatz zu ihnen erklärt die Mehrheit der japanischen Publizisten, daß es für japanische Arbeiter oder Bauern nur Fehlschläge bringen könne, wenn sie sich dauernd unter Chinesen, Koreanern oder Formosanern niederlassen. „Japan verlassen, um zu arbeiten, wo Arbeit billiger ist als zu Hause, heißt, aus der Bratpfanne ins Feuer springen."

Gebildete Japaner wären in Südamerika und manchen anderen fremden Ländern willkommen, behaupten diese Stimmen, wenn ihre Erziehung nicht einen zu nationalen Charakter trüge. Sie drängen auf eine radikale Änderung im Erziehungssystem und behaupten, Zöglinge privater Schulen und Universitäten seien besser zur Niederlassung in Ländern der weißen Rasse geeignet (natürlich, weil sie national charakterloser und deshalb für die Wirtsvölker bequemer sind!). Um die entgegengesetzten Strömungen, die in Ausdehnungsfragen um die Herrschaft ringen, gerecht zu kennzeichnen, lassen wir hier drei angesehene Gegner des offiziellen Druckes nach Nordwesten zu Wort kommen: die schon vielgenannten Herren Y. Ozaki und Graf Okuma und D. Tagawa, Herausgeber einer Zeitung und Mitglied des Gemeinderates von Tokyo, deren Aussprüche der Reihe nach lauten:

„Die Japaner waren ursprünglich sehr geneigt zur Auswanderung, der Wagemut war stark bei ihnen entwickelt. (Man beachte den Gegensatz zur konservativen Stimme von Sawayanagi.) Schon die leichte Bauweise beweist die Gewohnheiten eines Volkes, das sich nicht zu fest an eine Wohnstätte binden wollte. Eigentlich ist Mangel an Seßhaftigkeit und Ausdauer ein nationaler Charakterzug, und nur die dreihundertjährige Erziehungspolitik der Tokugawa-Zeit hat ihn unterdrückt. . . . Eins ist sicher, und das ist, daß unser Volk niemals in größeren Massen sich in kalten Gegenden niederlassen wird. Deshalb das Scheitern der Regierungsversuche, den Hokkaido zu kolonisieren.... Kolonien, die ihr Wachstum der Regierungshilfe verdanken, sind wie Treibhauspflanzen, der erste kalte Windstoß tötet sie. Ein erfolgreicher Kolonist ist nur, wer bereit ist, sein Leben im fremden Lande zu verbringen und sich dort begraben zu lassen. Dieser Geist ist in unserem Volke noch unentwickelt." „Da die einzige Volksklasse, die unsere Gestade in größerer Zahl verläßt, die der Arbeiter ist, sollte sie weder nach China noch nach Korea gehen. . . . Seit Urzeiten hat unser Volk Abneigung gegen kalte Länder gezeigt, und über vierzig Jahre haben wir vergeblich versucht, Menschen in den Hokkaido zu bringen. Die Länder, die uns taugen, sind die Inseln der Südsee, Nord- und Südamerika und Südafrika, und vor allem auf den Südseeinseln müßte unsere Regierung Raum für Ansiedlung unserer arbeitenden Klassen schaffen. Wenn wir uns überall heimisch machen wollen, brauchen wir einen starken kosmopolitischen Geist und müssen unseren engherzigen Nationalismus und Konservatismus verlassen. . . ."

„Unsere wirtschaftliche Kraft, uns durchzusetzen, steht nicht auf der Höhe unserer Volksvermehrung, namentlich seit sie von zwei Haupthemmungen befreit ist, der großen Kindersterblichkeit und der Sitte der Heirat unter Blutsverwandten. Seitdem ist eine ausgesprochene Rassenverbesserung eingetreten. Aber mit der Befreiung aus politischer Unterdrückung hat die aus wirtschaftlicher nicht Schritt ge-

halten, und der ökonomische Druck droht unsere Ausdehnung einzuschränken, für die wir zwar physisch jetzt besser ausgestattet sind als früher, aber mit einer ungeeigneten Schulbildung und einer ungenügenden kosmopolitischen Gesinnung."

Zwei große Richtungen sehen wir um die Entscheidung in der japanischen auswärtigen Politik ringen: die nationalistisch-konservative und die kosmopolitisch-liberale. Aber es ist wenigstens anerkannt und im ganzen Volke begriffen, daß die Frage der Lenkung des Volksüberschusses entweder in Gebiete der eigenen Flagge unter völliger Erhaltung für das Volkstum oder wenigstens in möglichst günstige Siedlungsgebiete in zusammengehaltenen Landsmannschaften die schlechterdings entscheidende der auswärtigen Politik ist; und um das in breiten Schichten lebendige Verständnis dafür könnte man das japanische auswärtige Amt beneiden.

Ein guter Ausgangspunkt zur Betrachtung der japanischen Kolonialpolitik ist die Studie von Dr. F. Wertheimer darüber; eine besonders treffende Prägung hat darin der Begriff des „großjapanischen Agrarprogramms" gefunden, womit das bewußte Hinzielen auf ein geschlossenes autonomes Wirtschaftsgebiet gemeint ist.

Ein Wirtschaftsgebiet, das im Norden die Erzeugnisse der nördlichen gemäßigten Zone, im Hauptraum das Hauptvolksnahrungsmittel, den Reis, im Süden vor allem Tee und Zucker und eine Reihe von Tropenprodukten liefern soll, wäre so ganz unabhängig von fremder Nahrungsmittel- und Rohstoff-Einfuhr und, also von einer Flotte schon in der augenblicklichen Stärke geschützt, nicht auszuhungern, — im buchstäblichen und übertragenen Sinne. Es bestehen Anzeichen dafür, daß ein solches autonomes Wirtschaftsgebiet die Voraussetzung einer künftigen Weltmachtgeltung ist, die örtlich um so schwerer ins Gewicht fällt, für Allianzen und Konzerne um so gesuchter ist, je konzentrierter sie ist, je weniger ihre Interessen durch wirtschaftliche Maßnahmen, friedliche Durchdringungen und Abschneidungen unterbunden werden können. Da ist denn der Ausbau eines solchen Wirtschaftsgebietes in einem Menschenalter trotz aller Unvollkommenheiten, wenn auch nicht eine originale, so doch eine sehr achtungswerte Leistung die dem verständnisvollen kolonial- und auswanderungspolitischen Eklektizismus der Erbauer alle Ehre macht.

Das vornehmste Werkzeug des Landes, seiner Ausdehnung Raum zu schaffen, sein auswärtiger Dienst, unterscheidet sich in einigen wesentlichen Zügen von dem in jüngster Zeit mehr durch öffentliche Angriffe als durch glückliche Verteidigung vertraut gewordenen internationalen Diplomatenbilde; zu seinem Vorteil und zu seinem Nachteil, vor allem infolge der größeren nationalen Abgeschlossenheit. Uns erschien als seine schwierigste Aufgabe die Auswanderungspolitik, das Gebiet, auf dem zwei gegenläufige, fast gleich starke Volksbestrebungen versöhnt oder doch abgeglichen werden mußten, und zugleich die Saat für weitere Ausdehnung gestreut werden sollte, ohne Argwohn und Abwehr wachzurufen. Daneben war es nichts Kleines, in den letzten Jahren entscheidende Option zwischen dem verbündeten England, dem interessenverwandt gewordenen Zarenreiche, dem tiefen Mißtrauen Chinas und den unbekümmerten Übergriffen der Vereinigten Staaten zu vermeiden.

Die europäischen Erschütterungen des Entente-Systems, dem Japan eingefügt ist, berühren es ja meist nur mittelbar, schaffen ihm sogar in Ostasien mancherlei Entlastungen, wie der deutsch-englische Flottengegensatz. Nur ein Ausläufer davon, die Vollendung der Bagdad-Bahn, zittert bis an das fernöstliche und indische Interessengebiet hinüber, auf das die anglo-japanische Allianz beschränkt ist. Aber ich brauche nur eine Reihe von „Terminen" aufzuzählen, die das nächste Jahrzehnt unvermeidlich heranführt, um ein Bild davon zu geben, welche Fragen der auswärtige Dienst neben der beherrschenden Auswanderungspolitik zu lösen hat, ganz abgesehen von der Entwirrung des Verhältnisses zu China. Da gefährdet der Ausbau des zweiten Geleises der sibirischen und die Vollendung der Amurbahn, das eurasische Kanalprojekt Rußlands und seine diplomatische Operation in der Mongolei die Aufrechterhaltung der so mühsam gewonnenen Grenze der Interessensphären im Nordwesten; der Panamakanal wirft in zwei Jahren das Gleichgewicht der Seestreitkräfte im Großen Ozean um; 1921 geht die ohnehin stumpf gemachte anglo-japanische Allianz zu Ende, und 1923 die Pachtung des Kwantung-Gebietes. Handels- und Kriegsflotte sollen bis dahin gewachsen sein, die Verbindungen mit Südamerika, damit aber die Reibungsflächen mit dem Norden intensiver gestaltet werden, in der Mandschurei soll möglichst viel Kapital und Unternehmung investiert sein, ehe die Pacht abläuft, und der Eisenbahnumbau auf weitere Spur im Inselreich ist eigentlich auch eine Voraussetzung aktiver Politik in diesem terminreichen Jahrzehnt. Endlich bringt der demokratische Wahlsieg in Amerika das Philippinen-Problem in eine ganz neue Phase, und es ist sehr die Frage, was für Japan den Vorzug verdiente: das in Ostasien aktivere Amerika unter dem dort persönlich bewanderten Taft, oder eine Partei, die um 1920 freie, sich selbst verwaltende Philippinen schaffen will, nur von einem dichten Netze amerikanischer Geldmacht umwoben und durch Marinestationen verstärkt.

Das ist eine kleine Auslese der Sorgen eines Dienstes, der viele Vorwürfe ertragen muß, aber auf e i n e s stolz sein kann: auf seine

vorzügliche Information und die schlechte seiner Feinde. Aus den ersten Tagen der Meiji-Zeit ist eine treffliche Einrichtung übernommen worden: das Heranziehen aller im Auslande lebenden Volksgenossen zum Informationsdienste. Man muß nur in Erinnerungen aus den Anfängen der Erneuerung lesen, mit welchen Aufträgen damals junge Studenten, Seekadetten und Offiziere nach Europa und Amerika gingen, wie Ito, Togo, Hayashi, von denen sie zufällig bekannt geworden sind, und damit vergleichen, wie die japanischen Studienkolonien noch jetzt straff zusammengehalten werden, wie vorbildlich ihre Mitglieder sich gegenseitig unterstützen, wie jedes von ihnen berichten muß, um zu verstehen, welche ausgezeichnete Quelle der Kenntnis hier immer noch fließt, welche Erweiterung der amtlichen Vertretung eine solche Einrichtung bedeutet. Nur Rom (auch das päpstliche), Venedig und England in ihren besten Zeiten verfügten über ähnliches. Die Eigenart einzelner deutscher Staatseinrichtungen böte wohl Handhaben dazu, aber die Juristenstarre und Ressortspaltung legt sie wieder lahm. Den Begriff der Ressortspaltung, der Kampfstellung nebengeordneter und nachgeordneter Stellen zueinander kennt das bureaukratische Japan zwar unten, aber nicht ganz oben, wo im Genro eine überlegene, alle Staatsfunktionen ganz anders, als etwa unser Bundesrat und nach einer capitis diminutio das englische Oberhaus, überschauende und zusammenfassende Spitze geschaffen ist. So kommt es, daß in Mitteleuropa die ganze Erfahrung alter Staatsmänner und der hervorragendsten Heer- und Flottenführer in dem Augenblick, wo sie aus dem aktiven Dienste scheiden, meist lahm gelegt und für die Gesamtheit verloren ist, während sie Japan, wie auch England in seiner guten Zeit, gerade in ihrem besten Wert, ihrer Erfahrung sine ira et studio, bis ans Ende zu wahren und zu nützen versteht.

Das auswärtige Amt in Japan (Gwaimusho) hat sich nach dem Zusammenbruch seines Vorgängers in der Shogun-Regierung (Bakufu) erst ganz allmählich aus einer unterdrückten Rolle, gegenüber der überwältigenden Stellung der Ämter des Krieges und des Innern losgelöst und aufgerichtet. Marquis Inouye, Graf Okuma, dann Aoki und Enomoto bauten mühsam empor, konnten aber die Höhe noch nicht erreichen. Eine erste Wendung zu ihr brachte die Vertragsrevision unter Graf Mutsu und der chinesische Friede. Dann treten die Grafen Hayashi und Komura in der auswärtigen Politik in den Vordergrund und mit ihnen die anglo-japanische Allianz. Da diese Allianz für die nächsten acht Jahre den Angelpunkt der auswärtigen Politik Japans bilden soll, ist der englische Text des Vertragsinstruments in der abgeänderten Form von 1911 als Anhang abgedruckt.

Die anglo-japanische Allianz ist eine ausgesprochene Vernunftehe und leidet deshalb unter den schwankenden Stimmungen der Völker weniger, als andere, mehr auf wirkliche Sympathie gegründete Verbindungen. Sie ist viel früher angebahnt worden, als man sich durchschnittlich in Europa davon Rechenschaft gibt, König Eduard VII. fand das Eisen längst im Feuer. Schon vor dem chinesisch-japanischen Krieg 1894 warnte die englische Regierung Japan freundschaftlich vor einem von Rußland drohenden Weltkongreß zur Schlichtung der chinesischen Wirren und verwies die Japaner darauf, vorher zu einer Auseinandersetzung mit China zu gelangen. Dann erst ließen der Eingriff von Shimonoseki im Osten und das schlimme Gewährenlassenmüssen von allerhand unliebsamen Dingen während des Burenkrieges im Westen die Neigung zu gegenseitiger Interessenversteifung reifen. Aber volkstümlich war das Bündnis in England nie, in Japan nur kurze Zeit.

Es ist das allerpersönlichste Werk eines kleinen Kreises weitschauender Männer. Sein Schöpfer auf japanischer Seite, Graf Komura, kannte Amerika, London und Petersburg und knüpfte nicht nur die folgenschwere Allianz, sondern schloß auch den Frieden von Portsmouth und erfuhr gleichmütig Gunst und Haß der großen Menge, nur niemals einen Wechsel im Vertrauen seines Herrn und der alten Staatsmänner. In asiatischer und europäischer Staatskunst erfahren, vereitelte er das russenfreundliche Gegenspiel von Inouye und Ito gegen „seine Allianz" durch ein gewagtes Spiel mit plötzlicher Veränderung in Chiffre des Auswärtigen Amtes, wodurch er Fürst Ito in Rußland lahmlegte, also durch einen Streich, der später sein Gegenstück fand in der Mattsetzung der russischen Diplomaten im Osten bei Beginn des Krieges durch überlegene Handhabung des Kabels. Als er von Portsmouth zurückkam, war er bei der Volkswut über die Friedensbedingungen auf ein politisches Attentat gefaßt und traf kaltblütig alle Anordnungen, daß mit ihm keine wichtigen Staatsakten zugrunde gehen konnten. Der Ausbruch des Volkszornes verschonte aber ihn persönlich und traf nur den armen Hibiya-Park, die Fensterscheiben eines unschuldigen Ministeriums-Gebäudes und andere öffentliche Besitztümer. Wenige Jahre später erlebte er noch die Genugtuung, im Volke das Verständnis für seine Politik aufkeimen zu sehen und starb, auch darin ein typischer Vertreter der Meiji-Ära, vor dem natürlichen Ziel seiner Jahre, vom Dienste fürs Vaterland verzehrt.

In einer Besprechung der schon einmal erwähnten Broschüre von Dr. F. Wertheimer schreibt eine sehr kundige Feder: „Es wäre eine so verlockende wie lohnende Erweiterung dieser Studien gewesen, die auf nahe Nachbarländer des japanischen Kernlandes beschränkte Kolonialpolitik einmal im Rahmen der auf viel weiter entfernte Erdgebiete sich ausdehnenden japanischen Auswanderungspolitik zu beleuchten.

Unseres Erachtens erklären sich gewisse Fehlschläge und Langsamkeiten in der Entwicklung selbst der wirtschaftlich verheißungsvollsten japanischen Kolonisationsgebiete nicht unwesentlich aus der Zersplitterung der Kräfte, die sich der machthungrige Inselstaat leisten zu können glaubt, wenn er mit aller Absichtlichkeit seine Auswanderer ebenso nach Hawai und den amerikanischen Randstaaten des Stillen Ozeans, wie nach Australien und auf die malayischen Inseln, in das eigentliche China, wie auf die Vorposten am Amur entsendet."

Aber diese Zersplitterung ist, wie ich im 18. Kapitel zu beweisen gedenke, eine Folge des inneren Zwiespaltes, der sich bis in den Genro-Kreis hinauf verfolgen läßt: zwischen der Weiterverfolgung des Landgewinnes, der aus den militärischen Erfolgen in der Richtung des geringsten Widerstandes erwachsen ist, den die militärischen, nationalistischen, konservativen Kreise ausnützen und festigen wollen, und dem Zug nach Süden, der zur Zeit mehr von liberalen, kosmopolitischen Kreisen getragen wird, der den Schwerpunkt auf das Meer, die Flotte legen möchte, und in den geistig beweglicheren Schichten des Volkes die Mehrheit, sicher das stärkere Echo hinter sich hat.

So ringen die politischen Ideale von Sparta und Athen in eines einzigen Volkes Seele miteinander; und die führenden demokratischen Nationen der Welt stehen vor dem verwirrenden Gegensatz, daß die Vorkämpfer der ihnen erwünschten, wahlverwandten Regierungsform in Japan zugleich die Träger der ihnen unerwünschten Ausdehnungsrichtung sind, allerdings auch die Zerstörer der einheitlichen Kraft, die dieser Ausdehnung allein gewaltsam Raum schaffen könnte.

Anmerkung. Anhang zu Kap. XIV: Wortlaut des 1911 revidierten Englisch-Japanischen Bündnisvertrags siehe Seite 363.

XV. Die Ziele der auswärtigen Politik: Weltpolitische Rückenfreiheit.

„Geteiltes Unrecht ist halbes Recht!"
Zarathustra.

Auch im Leben der Völker ist Liebe immer stärker als Verträge; aber oft erweist sich als noch stärker, und fast immer als bleibender und vertrauenswürdiger eine erprobte Freundschaft, die am besten aus verwandter Gesinnung und ähnlicher Entwicklung, doch auch recht haltbar aus gleichen Interessen und gemeinsam verübten guten und bösen Werken entspringt. Solche Entwicklungsgänge können durch Handlungen der Leidenschaft verdunkelt werden, aber die Macht der Zeit wird Verbindungen dieser Art wieder durchsetzen; und so erleben wir jetzt eine Reihe von politischen Neuorientierungen, aus deren unklaren Strömungen wieder emporzutauchen alterprobte Verhältnisse am ehesten Aussicht haben. Wer diese Strömungen aufmerksam verfolgte, konnte erkennen, daß die englisch-japanische Allianz, obwohl erneuert, aus einer scharfen Waffe überlegener, durch Rassen- und Religionsskrupel nicht beengter und ganz unsentimentaler Politik ein stumpfes Werkzeug, eine Schmuckwaffe geworden war. Eine Preßstimme sprach sogar von „einer feierlich aufgebahrten Leiche".

Diese Wandlung war vornehmlich durch das kühne Spiel der amerikanischen Staatskunst mit dem amerikanisch-englischen Schiedsgerichts-Vertrag bewirkt worden, der die Waffenhilfe des Bündnisses für die einzig wirklich in Betracht kommenden Gegner beiderseits ausschaltete. Angesichts dieses Versagens drängte sich — wie zwischen Deutschland und Rußland — das Bedürfnis der Rückversicherung Rußland gegenüber auch den japanischen Staatsmännern auf. Das Ziel der Rückversicherung ist gegen die Kriegsparteien hier wie dort, über schmerzliche Erinerungen hinweg und trotz zeitweilig von außen hereingetragener Kriegspaniken und Nervositätsanfälle erreicht worden. Wenn einigermaßen ehrliche und willensstarke Hände in beiden Ländern weiterhin am Ruder bleiben, die fähig sind, wahre, ausreichend geklärte Interessen nüchtern und rein verstandesmäßig abzuwägen, so ist ein weiterer Zusammenstoß zwischen den ritterlich versöhnten Duellanten auf Menschenalter ausgeschlossen. Nicht das kluge, verhaltene Zusammengehen der letzten Jahre, der Krieg war für Rußland ein

Verstoß gegen seine Geschichts-Lehren: ein furchtbares Mißverständnis, aus dem heraus Weltmacht-Geltung eingesetzt wurde in einer Sache, bei der es sich nur für Japan um eine Lebensfrage, für Rußland um wünschenswerte, aber nicht unentbehrliche Gebietsabrundung handelte. So wurde der erlittene Rückschlag die Strafe einer damals ohne bestimmten eigenen Willen dahintriftenden Staatsleitung auf russischer Seite, die sich ihre wirklichen und dauernden Ziele verdunkeln ließ, sich den verschiedensten Gegenströmungen hingab und im entscheidenden Augenblick irregeführt war durch eine von Privatinteressen getrübte Berichterstattung und allerdings weithin in Europa geteilte falsche Schätzung der Machtverhältnisse an der entscheidenden Stelle.

Auf lange hinaus kann alles, was Rußland und Japan an ihren Berührungsflächen wollen müssen, zuweilen mit Vorteil in gemeinsamem Wirken, immer in kühler Achtung einer Grenzlinie durchgesetzt werden, die anscheinend nun gefunden ist,*) jenseits der sich die Japaner im Nordwesten, die Russen im Südosten nicht wohl fühlen und die klare Empfindung haben, daß sie als Masse mit dem Schwergewicht ihrer Kräfte nichts zu suchen haben, abgesehen von einigen unruhigen Köpfen, die sich überall betätigen wollen. Der beste Beweis für das starke politische Gewicht der so erlangten Rückversicherung war schon das Abgleiten der amerikanischen Eisenbahn-Pläne und des Mandschurei-Neutralisierungs-Versuches, ist nun die Selbstverständlichkeit, mit der die Beteiligung Rußlands und Japans an der chinesischen Sechs-Mächte-Anleihe mit fremdem Geld und allen Vorbehalten für die nordchinesischen Außenlande durchgesetzt werden konnte.

Vollends unangreifbar würde eine Interessen-Gemeinschaft zwischen Japan, Rußland und den mitteleuropäischen Kaisermächten im Jahre der Eröffnung des Panama-Kanals dastehen: die einzige Macht-Gruppierung, die sich angelsächsischer Bevormundung erwehren könnte, mit einer starken wirtschaftlichen Front nach Süden, mit Flotten in den Flanken, die wohl zum frivolen Angriff zu schwach, aber — bei freiem Rücken gegen die Landseite — gegen jeden bevormundenden Übergriff eine tödlich scharfe Waffe wären, weil sie sich mit einheitlicher Stoßkraft ganz ihrem Vernichtungsziele weihen könnten. Diese Mächteverbindung hätte aber eine Garantie der Treue in dem Wort altgewurzelter, fester Dynastien, die weder das zur Demokratie hinübergleitende, seine guten Nerven verlierende England, noch Frankreich, Italien oder Amerika bieten können. Findet sie sich nicht zusammen, so wird Deutschland der Bevormundung durch die vereinten Westmächte, Japan der durch das angelsächsische Kapital, Rußland der

*) So weit es sich um chinesisches Außengebiet handelt, 44° N. Br. und 116° Ö. Länge, siehe Skizze zu XVI.

immerhin störenden Hemmungen der divide et impera-Politik nie entrinnen; die Starken werden einander die Hände binden, bis die klugen Geldmächte sie wirklich wieder im Spinnennetze eingekreist haben und ihre große Entlastung durch die China-Wirren vorüber ist.

Die natürliche Front der neuen Interessen-Gemeinschaft richtet sich zunächst gegen die Übergriffe mehr kapital- als waffenstarker Mächte, die aus der finanzwirtschaftlichen Hilflosigkeit Chinas unblutige leichte Erfolge zu münzen suchen, auch auf solchen Gebieten, wo sich Rußland und Japan in schwerem, ehrlichem, blutigem Ringen auseinandergesetzt haben. So ist die in der Luft liegende russisch-japanische Verständigung auskristallisiert worden durch jenen Akt der Einmischung, der sich an den Namen des amerikanischen Staatssekretärs Knox knüpft: den Neutralisations-Vorschlag für die Mandschurei durch „Auskaufen". — „Die Toten von Port Arthur zu bezahlen — wer besitzt dazu Geld genug?!" fragte mich in der ersten Entrüstung ein junger japanischer Offizier, der dort gekämpft hatte.

Auf urteilsfähige japanische und russische Männer, die ich unter dem unmittelbaren Eindruck dieses Übergriffes sprach, hatte er genau dieselbe Wirkung wie zwei Jahre später die Äußerung eines englischen Ministers über die deutsche Luxus-Flotte bei uns: die einer moralischen Ohrfeige, deren Schmerzgefühl nicht gelindert wurde dadurch, daß dem Urheber zuzubilligen war, er habe keine rechte Ahnung von der Wirkung seines Tuns gehabt. Denn der naive Glaube, daß seine Rasse ein Alleinrecht auf Bevormundung aller anderen durch Cant und Gold besitze, schützt den Durchschnitt der Angelsachsen davor, die Tragweite und das Ehrenrührige solchen Handelns abzuschätzen, z. B. das Beleidigende der Zumutung an einen Japaner, das Blut der Gefallenen, die Ehre seiner vergötterten Toten für Geld zu verkaufen.*)

So hat eine völkerpsychologische Eigentümlichkeit desselben Stammes die Gegner von 1904 zur Erkenntnis ihrer wahren Interessen gebracht, wie sie 10 000 km weiter westlich die drei Kaiserreiche wieder zur Besinnung brachte, in wessen Dienst sie sich Prügel zwischen die Beine warfen und Überlieferungswerte gefährdeten, die, einmal zerstört, nie wieder herzustellen wären. Die Schiedsgerichts-Verhandlungen zwischen England und Amerika und die Streichung der Ziffer 4 aus dem Bündnis-Vertrag der beiden Inselreiche konnten auch in Japan, Rußland und Deutschland die Augen dafür öffnen, daß ganz neue Gruppierungs-Möglichkeiten reifen, die das Jahr 1917 ausgestaltet sehen sollte.

Von dem Augenblicke an, wo der Neutralisierungs-Vorschlag für

*) Er ist vielmehr so natürlich und unbefangen in seiner Aussprache, wie das bekannte: „Tu regere imperio populos Romano memento."

die Mandschurei und der Bahn-Entwurf vom Gelben Meer nach Aigun, die gleich tief Lebensnerven japanischer und russischer Zukunftshoffnungen durchschnitten hätten, die gemeinsame Gefahr und ihren Bannerträger enthüllt hatte, und der Versuch des alten kaiserlichen China, in seinen letzten Stunden 36 Divisionen auf die Beine zu bringen, eine zweite, verdichteten sich die Zeichen russisch-japanischen Einvernehmens: gemeinsamer Widerspruch gegen die amerikanischen Eisenbahn-Entwürfe, Übereinstimmung und Hand-in-Hand-arbeiten bei Verkehrsplänen (z. B. der Ausdehnung der Chang-tschun—Kirin-Linie nach Ninguta); scharfe Kontrolle der koreanischen Unzufriedenen in der Amurprovinz einerseits, der japanischen Raubfischer in russischen Gewässern anderseits; Austausch von Höflichkeiten in der Abwicklung noch rückständiger Kriegsbeschwerden; Entgegenkommen in Küsten- und See-Polizeifragen, Maßnahmen zu glattem Übergang an der mandschurischen Eisenbahn für den russisch-japanischen Durchgangsverkehr und kleine Freundlichkeiten in Tarif- und Transportfragen (z. B. die willfährige Behandlung der japanischen Seide). Die Intensität der Arbeit am zweiten Gleise der transsibirischen Bahn, das 1918 fertig sein soll, und an der Amurbahn ließ nach; für die Errichtung der zwei neuen japanischen Divisionen in Korea wurde die längere, sechsjährige Frist gewählt. Überhaupt traten Forderungen für das Landheer gegenüber solchen für die Seegeltung zurück: man begann, sich Vertrauen zu z e i g e n. Klug dilatorisch und versöhnlich wurde die heikle Frage der Erweiterung des Rechtsbereiches in den Küstengewässern behandelt und vertagt.

Endlich konnte die Verständigung über die Teilung der nord-ostchinesischen Außenländer zur Tat werden, die nun äußere Mongolei und Nord-Mandschurei für Rußland, innere Mongolei und Süd-Mandschurei für Japan freigibt und beide Teile verpflichtet, unwillkommene Dritte abzuwehren.

Schon steht die neue „Entente" im bengalischen Lichte der öffentlichen Meinung und erfreut sich so freundlicher Lobgesänge, wie die japanische Presse sie nur je der anglo-japanischen Allianz gesungen hat: „Schon die Übereinkommen von 1907 und 1910 gaben Proben davon, daß künftig die zwei führenden Mächte des fernen Ostens völlig übereinstimmend handeln würden. Man kann wohl sagen, daß ihre Beziehungen nun auf dem Wege zu einem Bündnis für alle praktischen Ziele sind. Unter den Gründen für diese befriedigende Lösung möge angeführt sein: die gegenseitige Anerkennung, daß für ihre Angelegenheiten im fernen Osten natürliche Scheidelinien bestehen, deren Überschreitung für beide schweren Schaden bedeutet, während kein Zusammenstoß von Interessen zu befürchten ist, so lange sie sich innerhalb dieser Grenzen halten. Dazu kommt gegenseitige Anerkennung

der Tatsache, daß harmonisches Zusammenwirken der zwei einzigen Mächte, die große Heere für alle Verwicklungen auf dem asiatischen Festlande bereit haben, den Frieden im fernen Osten sichern und alle ehrgeizigen Pläne dritter Mächte lahmlegen wird." (Jiji shimpo.)

So schön wurde früher nur vom englisch-japanischen Bündnis gesprochen; aber welche Opfer bringt man nicht dem Frieden Asiens zu Liebe? Der „Integrität Koreas" galt der chinesisch-japanische und der russisch-japanische Krieg; der „Integrität Chinas" das englisch-japanische Bündnis; um wieviel erhabener ist nicht das Ziel der russisch-japanischen Entente gesteckt mit der „Integrität und dem Frieden des asiatischen Festlandes?"

Unkonventionell, wie der Krieg mit dem jähen Überfall von Port Arthur begonnen hatte, war auch der Friedensschluß, der ihm, auf sieben Jahre verteilt, folgte, zu dem der Friede von Portsmouth nur die Einleitung bildete. Die Jahreszahlen 1905, 1907, 1910, 1912 bezeichnen die Etappen einer zähen und klugen Verständigungsarbeit weitsichtiger Staatsmänner, die aber auch in den Zwischenstrecken nie aussetzte, der sogar 1909 Fürst Ito, der Vielgewandte, mit einem in Japan glücklich gepriesenen Tode für die Sache indirekt zum Opfer fiel. Auch durch dieses Ereignis ist der Gang der Verhandlungen nur ganz vorübergehend verzögert, durch die Eingriffe amerikanischer Diplomaten, Eisenbahnkönige und Finanzleute nur beschleunigt worden.

Welch eine Wandlung in zehn Jahren, seit 1902 zum ersten Male scharf umrissen die Möglichkeit eines bewaffneten Zusammenstoßes zwischen Japan und Rußland hervortrat! Die lange Vorgeschichte eines nun völlig abgeschlossenen Konflikts ist für geschichtliche und diplomatische Feinschmecker von hohem Interesse; seine Anfänge erzählt Professor D. M. Posdnjejew in einem fesselnden Werke „Material zur Geschichte Nordjapans und seiner Beziehungen zum Kontinente Asien und zu Rußland". (Yokohama 1909.) Dieses Werk gibt das vollständige Vorspiel zum ersten und zweiten Akte der Auseinandersetzung Ostasiens mit der kaukasischen Rasse, soweit es sich um den russischen Gegenspieler handelt; und das Vorspiel schließt mit dem Zugeständnis: „Wir sehen, wie die besten Köpfe Japans die Lage der Dinge vor dem Kriege mit vollem Ernste richtig erkannten und danach zu handeln verstanden. Sie hielten es für das Weiseste, in jedem Russen d i e Ansicht über Japan aufrecht zu erhalten, die leider zu unserem großen Schaden in Rußland vor dem Kriege allgemein verbreitet war; und nach dieser Einsicht handelten sie ausnahmslos, bis es zum Kriege kam." Persönliche Eindrücke erweckten mir den Anschein, als ob diese Praxis Amerika gegenüber noch zu Recht bestehe. *Rußland und mit ihm die anderen führenden Mächte Europas sind nun nicht mehr in dieser Täu-*

schung befangen, das beweisen Bücher wie die von Martynow, Hamilton und die vorzüglichen Betrachtungen des Capitaine de Saligny in der Revue militaire générale; für Deutschland aber außer größeren Werken die gehaltreichen Hefte der deutschen Japan-Post, die in Deutschland weit mehr verbreitet sein müßten. Es ist hochwertige, nicht genug anerkannte Journalisten-Arbeit, die darin nach Geltung ringt und gegen mächtige, viel wirksamer von ihren Heimatvölkern unterstützte Kräfte anzukämpfen hat: denn e r s t e journalistische Kräfte hat das Angelsachsentum an die schwachen Stellen, die bedrohten Punkte geworfen, und es gibt nur allzu wenige Männer in Deutschland, die den Umfang dieser unablässigen Gegenarbeit in Tokyo, Peking und Petersburg annähernd zu beurteilen vermögen. Da sind nicht nur die glänzend geschriebenen russischen Briefe begabter und unterrichteter Petersburger Korrespondenten nach London und Ostasien, Tageszeitungen von so begründetem Rufe wie Captain Brinkleys Japan Mail, von der fast jede Nummer Beiträge von wissenschaftlichem Werte bringt und die Spuren einer unvergleichlichen diplomatischen Führung zeigt, sondern ganze Bücher von mehr als tagesgeschichtlicher Bedeutung werden mit großen Mitteln, reicher Karten- und Bilderausstattung in die Welt gesetzt.

Ein solcher Versuch muß hier beleuchtet werden, weil er viel Nervosität im fernen Osten enthüllt, vielleicht aber auch erweckt, jedenfalls gesteigert und geschickt zusammengefaßt hat. Es ist das Buch von G. J. Harrison „Peace or war east of Baikal". Yokohama 1910, Kelly und Walsh. Selbstlos genug, hat ihm die Deutsche Japan-Post eine rühmende Besprechung gewidmet und es als das beste Werk aus den letzten Jahren über Japan und Rußland in Ostasien bezeichnet. Aber das Buch ist ausschließlich auf den Kampf zwischen beiden Mächten eingestellt, auf die Spannung zwischen der russischen Stellung in Wladiwostok und der Nord-Mandschurei und der japanischen Gegenstellung in der Süd-Mandschurei und in Korea. Von besonderem Interesse ist, wie das geistvolle Buch die Russen selbst gegen ihren eigenen Nutzen zu faszinieren wußte. Betrachten wir deshalb kurz ein paar bezeichnende Stellen darüber aus der Presse der Amurprovinz (Priamurye, Chabarowsk). Man beginnt mit dem Eingeständnis, daß man weder in Wladiwostok noch irgendwo in Sibirien ein derartiges Buch in der Landessprache, geschweige denn auf Englisch, in solcher Ausstattung drucken könnte. Der Verfasser konnte sich russisch, chinesisch und japanisch verständigen, hat nicht nur Japan (das er gut kennt) und Korea, sondern auch Ostsibirien, von Wladiwostok bis Strjetensk und die ganze Mandschurei durchfahren; und der russische Kritiker schließt seine Besprechung: „Wie schade, daß w i r kein solches Buch besitzen; wie ist es möglich, daß wir unsere Informationen aus einem englischen

Buche beziehen müssen, das in Japan veröffentlicht ward!", ohne daß ihm der naheliegende Gedanke käme, diese Informationen könnten nicht in erster Linie zum Nutzen Rußlands geschrieben sein.

Angesichts der Notwendigkeit für russische und japanische Gemüter, gegenüber solchen Widerständen in so kurzer Zeit so gründlich umdenken und umfühlen zu lernen, ist es vielfach gut, sich die wesentlichsten sachlichen Schwierigkeiten noch einmal vor Augen zu führen, die dabei zu überwinden waren, von der natürlichen Nachwirkung der feindlichen Erregung in Heer und Flotte und der mißtrauischen Vorsicht östlicher Mächte überhaupt ganz abgesehen.

Da finden wir die strittigen Fragen der Küstengewalt und der Fischereigrenzen eigentlich nur vertagt. Sie sind an anderer Stelle zusammenhängend besprochen, und hier soll nur daran erinnert werden, daß ihr Hauptgegenstand, die Ausdehnung des Territorial-Gewässerschutzes auf die Zwölfmeilengrenze, freilich für Rußland fast nur Vorteile hat, aber doch auch für Japan mit seiner reichen Gliederung, ganz wie die neu aufgeworfene Frage der Neutralisierung vielbefahrener Meerengen und Wasserstraßen, Anlaß zum sorgfältigen Abwägen von Vorteil und Nachteil enthält. Auf der einen Seite stehen die Interessen der einflußreichen Fischergilden, zu deren Wortführern sich unter anderen die Zeitung Nichi-nichi und einige Abgeordnete machten, auf der anderen Seite recht ernsthafte politische und militärische Vorteile und die Möglichkeit, die wirtschaftlichen Schäden mit einem willfährigen Rußland durch Sonderverträge und Pachtungen, namentlich an der Küste von Kamtschatka, auszugleichen.

Mehr unmittelbare Wirkung zeigte sich auf dem Gebiete der Eisenbahn-Politik und der Territorialpläne der übereinkommenden Mächte. Die japanischen Pläne sind bekannt; für die russischen werden nun Kräfte frei, die sich im wesentlichen der Mongolei, der Aufmarschstellung gegenüber China und dem mittleren Orient zuwenden können. Freilich bleibt es bei der Legung des zweiten Geleises der sibirischen Bahn (28 Millionen Rubel) und dem Ausbau der Amurbahn (über 64 Millionen Rubel); aber doch ohne jeden beschleunigenden, die Kosten vervielfachenden Druck; und für die Strecken Tjumen—Omsk wurden immer 7½ Millionen Rubel, für einen Bahnbau bei Kars 1½ Millionen verfügbar. Auch private Initiative darf sich wieder ergänzend vorwagen, aber weit mehr dem mittleren als dem fernen Osten gilt z. B. die neue Bahn, die den Moskauer Bezirk über Jekaterinenburg mit Sibirien verbindet und sofort in Angriff genommen werden soll. Sie erschließt nebenbei etwa 300 000 Deßjatinen Staatswald und schafft strategisch zwei selbständige Linien von Nishny-Nowgorod und von Kasan nach Jekaterinenburg.

Vor allem aber ist der unmittelbare Vorbau einer Eisenbahn durch

die Mongolei über Kiachta ein alter, nun ermöglichter Wunsch Rußlands, der auf die verschiedensten finanziellen Grundlagen hin immer wieder neu aufgenommen worden war und durch den chinesischen Bahnbau Peking—Kalgan (Chang-kia-kau) endgültig durchkreuzt schien, soweit der Bau mit russischem Gelde unter russischem Einfluß erhofft wurde. Die russische Bahn vom Baikalsee nach Kiachta ist längst festgelegt und begonnen; die Entstehungsgeschichte dieses Verkehrsweges läuft staatsrechtlich zurück bis auf den Vertrag von 1689, der Rußland das Recht gab, im Jahre 200 Karawanen zu Handelszwecken darauf zu entsenden. Verträge von 1728 und 1858 erneuten diese Rechte, brachten endlich die Schaffung gemeinsamer Zollhäuser in Kiachta und Chang-kia-kau, dann den Telegraphenanschluß in Kiachta und das Recht eines regelmäßigen Postdienstes auf der Linie Kiachta—Kulon—Chang-kia-kau—Peking—Tientsin. Rußland gewann damit tatsächlich ein Monopol in der Mongolei, aber seine Eisenbahnpläne wurden lange Zeit von England erfolgreich durchkreuzt, bis endlich 1899 der englisch-russische Eisenbahnvertrag zum erstenmal eine englische Anerkennung der russischen Sonderunternehmungen nördlich der Großen Mauer brachte. Aber inzwischen war China aufgewacht, die Bewegung zur Rückerwerbung der Rechte setzte ein, und der chinesische Bahnbau von Peking nach Norden (120 Meilen), 1905 in Angriff genommen, war 1909 fertig mit Hilfe von 7 Millionen Taels, die von England geliehen worden waren. An diesen kleinen Erfolg knüpfte man in China große, nun wohl vertagte Pläne: nicht nur den Weiterbau auf Kiachta, sondern auch Zweiglinien nach Suijuan und Jehol, eine Transversalbahn durch die Mongolei von Ili nach dem Amur und strategische Bahnen zur Erschließung der Mongolei, die sie mit Kansu, Schensi, Schansi und Chili verbinden sollten. Noch höre ich den Klang der guten englischen Rede, mit der in einem buntgeschmückten Zelt der leitende chinesische Ingenieur bei der Eröffnungsfeier der Kalgan-Bahn diese Zukunftshoffnungen entwickelte: mit ausschließlich chinesischen Kräften, aus dem selbstverdienten Ertrage sollte die Bahn sich weiterbauen. Nun sind diese Träume zerronnen, nachdem schon vorher der Plan der Chingtschau—Aigun-Bahn an einem bestimmten russischen Protest zerschellt war.

Eine bewundernswerte Beharrlichkeit der russischen Staatskunst in der Vorbereitung ihrer Schachzüge zu L a n d in Asien steht im Gegensatz zu den gehäuften Fehlern an der Küste und zur See (wo die Sünden von Sewastopol im größten Maßstabe sowohl in Wladiwostok als Port Arthur wiederholt wurden) und dem Überrumpeltwerden durch den japanischen Krieg und zeigt, wo die wahre Stärke liegt. Die Führung des diplomatischen Feldzuges im Frühjahr 1912 unter Erhaltung aller Sonderrechte in der Mandschurei, Mongolei und Westchina hat berechtigte Bewunderung gefunden. Neben der „Wahrung des Gesichtes" innerhalb des Gesamtvorgehens der Mächte ist Schritt für Schritt die Freiheit der Überlandwege errungen worden, die früher schon einmal der in China so berüchtigte Ili-Vertrag von 1881 gewonnen hatte; in schöner Dreieinigkeit drangen Kosak, Kaufmann und Rubel auf den gewonnenen Wegen vor: schon bilden russische Offiziere 30 mongolische Sotnien aus und wenn in den Rußland benachbarten chinesischen Außenländern im Augenblick überhaupt etwas besteht, wie geregelte öffentliche Gewalt nach europäischen Begriffen, so wird sie sicher eher im Namen des Weißen Zaren geübt, als in dem der chinesischen Republik.

Zwei Hemmungen verlangsamten den russisch-japanischen Ausgleich auf der japanischen Seite: einerseits eine gewisse Unsicherheit, was man von der Zukunft Rußlands zu halten hätte, verursacht durch die sehr ernst beurteilten Eindrücke der Auflösungserscheinungen in Rußland nach dem Kriege, anderseits ein begreifliches Zögern, bis man das tatsächliche Erlahmen der anglo-japanischen Allianz sich selber einzugestehen und der öffentlichen Meinung gegenüber einzuräumen wagte.

Dieser Erkenntnis wirkte zudem die feine Witterung der in ihrer politischen und finanziellen Stellung bedrohten Kreise entgegen, die leise Brunnenvergiftung zwischen den Kaisermächten durch die angelsächsische Presse. Immerhin kostet diese Arbeit wenigstens in Asien viel Geld, während in Europa die gleichen Geschäfte ein gewisser Radikalismus unentgeltlich besorgt. Aber das internationale Kapital scheut die nötigen Aufwendungen nicht; denn es fürchtet nichts mehr, als die drohende Entfesselung mächtiger moralischer Faktoren durch die Kraftproben ernster Völkerkriege, wie überhaupt Willensäußerungen starker Völker und Männer, die lieber zum offenen Kampfe drängen, als in börsenmäßiger Auseinandersetzung Geldmittel und Vorteile gegeneinander abwägend sich ermatten. Man verbündete sich auch wohl mit den Phantasten der Friedensbewegung, die, voll bester Absicht, Bücher lieferten, wie „The great illusion", von Norman Angell, aber in einem Atem mit so ernsthaften Werken solche marktschreierisch-sentimentale Bilder wie ein Titelblatt der Review des verstorbenen Apostels Stead: die sämtlichen langen Geschützrohre eines Dreadnoughts mit drohenden Mündungen und mit der Aufschrift „The police batons of peace". Die Versuchung, die das andauernde, ausschließliche Handhaben dieser „Friedenswerkzeuge" mit sich bringt, mochte schließlich auch anderen Beteiligten zu groß erscheinen, als dem so nahe dabei stehenden Deutschland, und die japanischen Zeitungen begannen zu schreiben: „Von dem alliierten England habe Japan keine Hilfe mehr zu erhoffen . . . seit Beginn der chinesischen Revolution habe die Allianz nicht nur einen großen Riß bekommen, sondern man stände sich im Yangtse-Tale fast feindlich gegenüber . . . selbst

die japanischen Anleihen habe gerade England in perfider Weise hintertrieben. . . ." (Tokyo mainichi, 28. IV. 12.) Das ist eine Stimme aus dem Chor, mit dem die japanische Presse die große Rede Sasonows über Rußlands äußere Politik begrüßte.

Hatte schon mit der Entwicklung der chinesischen Frage, dem amerikanisch-englischen Schiedsvertrage und dem Intrigenspiel um die Vier-, später Sechs-Mächte-Anleihe in China in der öffentlichen Meinung Japans jenes unruhige Wellengekräusel angehoben, das einem Flut- und Strömungswechsel vorauszugehen pflegt, so hat wenigstens äußerlich das mutige und entschlossene Vorgehen Rußlands in der mongolischen Frage vorbildlich und aneifernd gewirkt: jene unverhüllt auf die Macht pochende Erklärung, Rußland sei der Vier-Mächte-Gruppe beigetreten, unter der Bedingung, daß bei allen Finanzoperationen die russischen Sonderrechte in der Mongolei und in der Nord-Mandschurei berücksichtigt werden müßten; Rußland verlange, daß die Mongolei kein militärisch starker Staat werden dürfe, die russische Diplomatie müsse bei aller Rücksicht auf die Wahrung guter Beziehungen zu China darauf bestehen, daß Rußland an der Verständigung zwischen China und der Mongolei teilnehme und werde die Mongolen bei der Schaffung einer autonomen Verwaltung unterstützen. Diese Haltung beseitigte die letzten japanischen Zweifel, was das offiziöse Blatt der herrschenden Partei (Seiyukai) so ausdrückte: „Rußland hat sich von dem schweren Schlage der Jahre 1904/05 vollkommen erholt, die Wunde ist völlig wieder geheilt . . . Rußlands internationale Stellung ist so stark befestigt, daß es sich im nahen und fernen Osten ungehindert bewegen kann. . . . Die Bemühungen Rußlands werden von den anderen Mächten begrüßt, . . . wir wollen voll warmer Sympathie seiner Weiterentwicklung entgegensehen. . . ." (Chuwo, 1. V. 12.) Diesem Vorgehen gegenüber verloren so pessimistische, in manchen Richtungen wohl begründete Äußerungen, wie die von Professor Oka über Gegenwart und Zukunft Rußlands, ihre warnende Kraft; auch sie sprachen übrigens für eine Verständigung zwischen beiden Mächten.

So hat der erste klare und männliche, wenn auch selbstsüchtige Willensakt in einem verhüllten, verlogenen Kräftespiel den Entschluß eines zweiten Teilhabers entbunden, demgegenüber auch die letzte positive P h r a s e des anglo-japanischen Bündnisses: „Aufrechterhaltung der Integrität Chinas", gegenüber der T a t s a c h e der eigenen Stellung in der Süd-Mandschurei und inneren Mongolei nicht mehr zu halten war. So spielte denn das japanische Presse-Orchester eine passende Zwischenaktsmusik zwischen dem zweiten anglo-japanischen und dem nun sich eröffnenden dritten, japanisch-russischen Akt des großen Dramas der europäisch-ostasiatischen Auseinandersetzung, nachdem schon vorher allerhand verdächtige Lichter auf den bevorstehenden Szenenwechsel und die hinter den gelockerten alten Prospekten bereitstehenden neuen Kulissen gefallen waren.

Seit der Sonnenwende von 1912 ist der dritte Akt im Spiele. Seine wesentlichsten Versatzstücke scheinen hie Verlust und dort Gewinn der chinesischen Außenländer bei der Umgestaltung Chinas und die Eröffnung des wohlbefestigten, nicht internationalen Panama-Kanals mit allen Folgen. Schon ist neben den altbekannten Spielern kaukasischer Abkunft ein ostasiatischer Akteur ersten Ranges auf den Brettern. Stecken noch weitere solche in der Komparserie oder nicht? Der dritte Akt wird diese Frage beantworten.

Mitten unter dem Kulissenwechsel zog, durch ein seltsames Mißverständnis grell beleuchtet, ganz einsam ein Requisit des vierten Aktes über die Bühne, nämlich die russisch-indische Eisenbahn. Fast wie ein Omen lesen sich in einem Petersburger Briefe der Japan Mail vom 19. XI. 10 über diesen interessanten Plan die Worte: „Seither hat Rußland Tokyo halb so nahe an St. Petersburg herangebracht, als Bombay zu London liegt. Tokyo und Petersburg tauschen ihre Briefe täglich, London und Indien einmal in der Woche. (?) Die ersten beiden Zentralstellen sind zehn Tage auseinander, die anderen beiden zwanzig. In dem wirtschaftlichen Kriege, der niemals zwischen den Staaten aussetzt und am schärfsten in den Tagen ist, die wir Tage des Friedens nennen, bedeutet diese Ungleichheit einen langsamen, aber sicheren Machtverlust Tag für Tag, Stunde für Stunde". Ein Omen wurde gesprochen, es ahnte die nunmehr vollzogene Annäherung zwischen Tokyo und Petersburg, vielleicht auch die weiteren Folgen des Handelns einer Weltmacht, die eine überragende Machtstellung in Asien entgleiten fühlt, nur mehr gleichberechtigt im Stillen Ozean wurde, weil sie zu kurzsichtig nur in die Nordsee starrte.

Auf welche Weise, wie schnell oder langsam sich Japan und Rußland in den Genuß der Herrschaft über die nördlichen Außenländer der zusammengesunkenen Universalmonarchie im östlichen Festlande setzen, steht in ihrem Belieben. Der Anspruch ist angemeldet: verlegenes Schweigen nahm ihn an. Die Macht, sie zu hindern, besitzt niemand mehr, solange sie die von ihnen selbst gezogene Grenzlinie achten, die in ihrer eigenen Natur tief begründet und aus geschichtlichem und geographischem Naturrecht festgelegt ist. Wie fest aber das Bewußtsein einer gemeinsamen moralischen Schuld, eines Unrechtes, das aus großem gemeinsamen Nutz und Vorteil heraufstieg und nur durch großen gemeinsamen Schaden gelöscht werden kann, Staaten aneinander schmiedet, beweist das Verhalten der drei europäischen Kaisermächte seit den Teilungen Polens. Lebensnerven geschädigt haben sie sich wissentlich seit jenen Tagen niemals mehr, sich nie mehr mit dem Willen zur Vernichtung bekriegt.

Ein solches Bewußtsein moralischen Unrechtes könnte aber nur Koreanern, Mandschuren, Mongolen und Ostturkmenen gegenüber bestehen, nicht gegenüber der chinesischen Republik. Denn schon die alte chinesische Monarchie besaß diese Außenländer teils nur mit dem Rechte der Gewalt und des Stärkeren, teils als Erbe alter Erobererstämme, die auch China ihrerseits unterjocht hatten, teils aus uralten mystischen Ansprüchen eines universalmonarchischen Gedankens, eines ähnlichen, wie es jener war, aus dem heraus ein Papst die neue Welt zwischen Spanien und Portugal teilte. Die staatsrechtlichen Besitztitel der neuen chinesischen Republik aber sind ebenso fadenscheinig wie die einer etwa im Jahre 1848 zu Frankfurt a. M. erklärten Republik auf das Königreich Ungarn oder Ostpreußen gewesen wären. Ein lächelndes „kommt und holt es euch" wäre wohl dort und hier die angemessene Antwort. Das Verhängnisvolle aber ist, daß eine solche Antwort, öffentlich erteilt, dem, der sie hinnehmen muß, den Stempel der Wehrunfähigkeit aufdrückt, wieviel hundert Millionen auch hinter ihm stehen mögen. Nur von Macht, nicht von Recht ist also hier die Rede. Die Machtmittel aber, mit denen China diesen Besitz bis zuletzt zusammenhielt, waren so unmoralisch, wie die des alten Byzanz und ethisch nicht besser begründet. Als Herren waren die Chinesen in Tibet, Turkestan und der Mongolei vor allem wegen ihrer tückischen Grausamkeit glühend gehaßt; wie sehr die Mandschuren sie noch vor wenigen Jahren verachteten, davon konnte eine Stunde Gesprächs mit einem Mandschu-Aristokraten gründlich überzeugen. Verglichen mit ihnen wird jede Form, in der Japan und Rußland ihre Gewalt offen oder durch dekorative heimische Herrschaft verschleiert ausüben, als gerechter und minder drückend empfunden werden, denn Fremdherrschaft war die eine wie die andere.

Die Welt verliert nichts an diesem Wechsel und gewinnt eine große Klärung und reinliche Scheidung in einem Wetterwinkel der Erde. Rußland hat ein neues Arbeitsfeld und volle Hände und Japan: den Rücken frei!

Noch wird im Auswärtigen Amt zu Tokyo in Abrede gestellt, daß ein Bündnis oder eine Entente mit Rußland bestehe oder im Entstehen sei; und in Petersburg zuckten Fürst Katsura und die russischen Staatsmänner lächelnd die Achseln —: welche Form das Verstehen angenommen hat, wird, wenn überhaupt, erst jetzt zutage treten, wo Fürst Katsura wieder in Japan an der Spitze eines Kabinetts steht. Und nie wirkt eine neue Szene unheimlicher, tiefer und nachhaltiger, als so lange erst vereinzelte Lichter einen von Allen geahnten und gefühlten Wandel der Dinge verraten.

XVI. Feindliche Nachbarn?

„Kino no oni ga rei ni kuru."
„Teufel von gestern kommt heute zum Staatsbesuch."
Sprichwort.

Wenn Japan heute, wie England und Rußland, sich seinen Anteil an der chinesischen Beute so auszahlen lassen wollte, wie es die beigefügte Skizze ahnen läßt, so wäre niemand imstande, es daran zu hindern. Aber vielleicht tut das seine eigene politische Klugheit; und dann wird es von China abhängen, ob man dort um immer noch mäßigen Preis die rettende Hand ergreift, die wie die sibyllinischen Bücher immer teurer wird, weil sie, je später ergriffen, desto weniger retten kann: die chinesisch-japanische Verständigung. Sie allein hätte, rechtzeitig, kühn und festen Herzens erfaßt, die chinesischen Außenländer retten können. Wohin das Liebäugeln mit amerikanischen Sympathien den führt, der auf sie oder gar auf den Haag und seine Propheten vertraut, das lehrte die Erfahrung von Korea deutlich genug und später das Schicksal des amerikanischen Eingriffs zur Neutralisierung der mandschurischen Bahnen. Da blinzelten die klugen Berater vor dem verdächtigen Blitzen vereinter japanischer und russischer Bajonette verlegen beiseite; und das verratene Reich der Mitte zahlte die Kosten mit einem Fetzen „Integrität".

Wir haben Gründe, zu glauben, daß es Japan ganz ernst ist mit seiner oft wiederholten Versicherung, daß es über seine mandschurische Stellung nicht hinausgehen, nur begreiflicherweise die angrenzenden Teile der inneren Mongolei nicht in die Hände anderer starker Militärmächte fallen lassen will. Dieses Sichbescheiden fließt sicher nicht aus idealpolitischen Gründen — obwohl diese bei einem so langen Rennen um Beziehungen, die für Jahrhunderte gelten sollen, wohl mit in die Wagschale fallen —, sondern aus sehr realpolitischen Erwägungen. Man fühlt sich dem Chinesen auf seinem eigenen Boden wirtschaftlich nicht gewachsen, scheut das zähe Ringen im Alltag, das beim Überschreiten der Großen Mauer beginnen müßte, hat den Eindruck, daß die klimatischen Grenzen der nach Nordwesten der Rasse wünschenswerten Ausdehnung erreicht sind, daß man die Auswanderer kaum weiter weg von Heimat und Meer in dieser Richtung würde bringen können, und daß man mit jedem Schritt weiter landeinwärts die eigene Stoßkraft in den erwünschteren, eigentlich volkstümlichen Richtungen

abschwächt und das Gegengewicht der beiden kontinentalen Mächte vergrößert.

Das aber will man eigentlich nicht; und deshalb, nicht aus Unsicherheit über die eigenen Ziele, stand das nächstbeteiligte Reich so lange zuwartend da, als die Plünderung Chinas um seine Außenländer begann, und verharrte demonstrativ in einer korrekten Haltung. Wenn die dadurch angedeuteten guten Absichten von China verkannt würden, dann war ja immerhin der kleine, schon zugeteilte Beute-Anteil sichergestellt; aber so lange es möglich war, würde man sein Eingreifen einem größeren Ziele opfern, wie Bismarck tat, als er 1866 schon den künftigen Bundesgenossen schonte, schon weit über die nächste Verwicklung hinwegsehend und die politische Rückenfreiheit einer fernen Zukunft zusteuernd. An dem Nachbarn ist es, diese große Form zu verstehen. „Chinesen und Japaner können niemals Freunde sein" — dieses Axiom für Ostasien legt gedruckt ein langjähriger Beobachter (Salzmann) nieder und steht damit nicht allein. Dasselbe ist von Preußen und Österreich, von England und Frankreich, von allen Balkanstaaten untereinander gesagt worden; aber noch immer hat ein zu festes Vertrauen auf die Dauer der Feindseligkeit solcher Nachbarn sich am Ende in der Rechnung betrogen gesehen.

Seit vorgeschichtlicher Zeit, seit es überhaupt Menschen gibt, die den Sieg des Geistes über rohe primitive Kraft anstreben, ist es ein uralter Kunstgriff derer, die andere führen wollen, ob sie nun Medizinmänner oder Diplomaten heißen, durch nahen Lärm die Aufmerksamkeit vom Donner ferner Gewitter oder von dem Gang durch sie nicht beeinflußbarer Schicksalswendungen abzulenken. So vollzog sich unter verständnisvollem Augenzwinkern der Eingeweihten und heftigen Gebärden der Überraschten der Zusammenbruch eines mehr örtlich bedeutenden Status quo auf dem Balkan, während ein anderer, für die Gruppierung der Weltmächte untereinander ungleich wichtigerer: der Integrität Chinas fast unbemerkt in die Vergessenheit glitt. Und doch hätte der größere Vorgang mehr Aufmerksamkeit verdient, nicht in London und Petersburg, wo sie ihm ausreichend zuteil wurde, aber in der öffentlichen Meinung von Mitteleuropa, wo er sie so wenig fand, daß Paquet das böse Wort von der Chinamüdigkeit prägen konnte. Als ob eine Frage aufhörte, Zukunfts-Gefahr oder -Vorteil für uns zu bergen, weil wir ihrer momentan müde sind und uns durch einen nahen Spektakel von ihr abziehen lassen — was vielleicht mit ein Zweck des Spektakels war.

Die anglo-japanische Allianz ist der Angelpunkt für die überragende diplomatische Machtstellung Englands nach seinem indirekten Sieg über Rußland geworden; und wurde auch seinerzeit von uns richtig so empfunden. Pax anglo-japonica! hieß es damals. Dann führte die Unvereinbarkeit der Interessen gegenüber der Umformung in China und den pazifischen Zukunftsfragen zwar nicht eine Trennung, aber doch eine Abkühlung herbei, eine Zurückführung der Allianz auf platonische Beziehungen und damit einen politischen Aktschluß im fernen Osten.

Nach einem kurzen Zwischenspiel in den Hundstagen 1912 ging der Vorhang wieder auf, aber allerlei feste praktikable Stücke waren durch leichter wegzunehmende ersetzt worden, und das Verhältnis zu China hatte die Vorbereitungen zu einem möglichen Frontwechsel in den Mächteverbindungen bestimmt. Japan stellte zwar noch in Abrede, konnte aber nicht mehr wirklich leugnen, daß der Schwerpunkt von Fürst Katsuras europäischer Reise in Petersburg gelegen hatte; in Amerika revidierte man unter dem Einfluß englischer Kolonialwünsche vorübergehend den unfreundlichen handelspolitischen Akt, der amerikanischer Küstenschiffahrt eine Ausnahmestellung im Panama-Kanal einräumte, und Sir E. Grey und Lloyd George hielten deutschfreundliche Reden. Die deutsche Chinamüdigkeit wurde überall in Rechnung gestellt, und bei der Ausstattung der jungen Republik mit Beratern wurde Deutschland geflissentlich ausgeschaltet. Solche Anzeichen verrieten, wie sehr die feinfühligsten, weil empfindlichsten und am nächsten betroffenen diplomatischen Wetterwarten das Gewitterzentrum in China, an den pazifischen Gestaden sahen, dem gegenüber Mittelmeer, Dardanellen und Bosporus trotz zweier Kriege nur sekundäre Gefahren von örtlicher Bedeutung enthielten, während der Schlüssel zur politischen Lage, die einzige Möglichkeit zu einer durchgreifenden Umgestaltung des Gleichgewichtssystems auf der anderen Seite Asiens gesucht werden mußte.

Daher vor allem kam die fühlbare Entlastung Deutschlands, trotz der in der Nordsee konzentrierten englischen Geschwader, durch deren Fesselung Englands Weltstellung in zukunftsentscheidenden Meeren einer zu kurzsichtigen Augenblickseinstellung geopfert wurde. Aber wir haben eben als Entlastung gespürt, daß man uns da, wo man die großen Zukunftslose und die Anwartschaft auf sie verteilte, dank unserer eigenen Abspannung und Gleichgültigkeit nicht mehr voll mitzählte. Diese Erkenntnis grollt aus den Stimmen aller deutschen Beobachter, die im Bilde sind, und ihr größter Teil gibt das deutsche Rennen in China so verloren, daß er keine Möglichkeit mehr sieht, das Feld einzuholen. Wenden wir uns also zunächst denen zu, die in entscheidenden Zeiten noch vorn im Felde galoppieren.

Unter ihnen waren einzig Japan und England mit einem Vertragsinstrument, das ernsthafte Verpflichtungen darauf gründete, auf der Integrität Chinas festgefahren. Gemeinsame Abwehrinteressen gegen

Rußland in Nordchina hatten diese Allianz zusammengeführt; aber die Voraussetzungen, auf denen sie aufgebaut war, wurden im Rahmen der Vierer-Entente zwischen England, Rußland, Frankreich und Japan gegenstandslos. Übrig blieb aber das Schaukelspiel mit der Integrität Chinas. Wenn sich ein Volk von 250 Millionen auf den Kopf stellt, so ist es schwer, einen unveränderten Standpunkt zu ihm und zu seiner Integrität zu bewahren, auch wenn man es wollte.

Im Frühjahr 1912, vor der Verständigung mit Rußland über dessen Demarkationslinie, kam dieses Alles der japanischen Presse zum Bewußtsein, und sie begann, dem Verbündeten ihr Mißtrauen zu zeigen. „Der Pakt ist faktisch bei seiner letzten Revision gestorben und gibt keine Garantie mehr für Chinas Integrität." (Osaka Mainichi.) „Die russische Aufsaugung der Mandschurei wird England den Vorwand für das gleiche Tun in Tibet liefern." Ähnlich äußerte sich der Tokyo Nichi-Nichi: „Wäre der ursprüngliche Geist der Allianz noch lebendig, England und Japan zusammen hätten den russischen Maßregeln in der äußeren Mongolei wehren müssen, aber England ist eher geneigt, sie zu billigen"; und der Jiji: „. . . Die Gesamtfläche der Mongolei beträgt 1 367 000 Quadratmeilen, die der äußeren Mongolei 1 230 600 Quadratmeilen. Wenn Rußland diesen Riesenraub verschluckt, wird in China ein Ausbruch der Fremdenfeindlichkeit folgen, ärger als in der Boxerzeit, und das ganze Land wird in Chaos und Anarchie gestürzt werden. Dem muß Japan vorbeugen, und wenn es mit Bajonetten geschehen müßte."

Wie fand man einer solchen Strömung gegenüber die Möglichkeit, den Buchstaben zu retten? Nicht besser, als einst Deutschland nach dem so sehr geschmähten Yangtse-Abkommen, als es nicht eine dauernde Sprengung seines Verhältnisses zu Rußland durch einen Druck zur Räumung der Mandschurei herbeiführen wollte. Man erklärte, daß „die Beziehungen Chinas zu seinen Pufferstaaten nicht in den Rahmen einer wirksamen Theorie zur Erhaltung der Unberührtheit des Reiches der Mitte fielen." Diese gewundene Erklärung spiegelt die verzwickte Lage derer wieder, die sich so mühsam zwischen ihren feierlichen Versprechungen und ihrem entgegengesetzten Tun durchwinden müssen. Und dem grimmen Humor der Lage setzt es die Krone auf, wenn man das Beispiel Chinas selbst in Annam, Tonking, Yünnan, Birma und Korea — wo die Integrität Chinas schon eher in die Brüche gegangen war — als entschuldigenden Präzedenzfall hinstellt.

Aber „post equitem sedet atra cura": T. Ladd zeigt, wie die Lage von vielen angelsächsischen Staatsmännern beurteilt wird und warum sie jetzt manchen Übergriff Rußlands und Japans leichter hinnehmen: In seinen Augen ist China die Gelbe Gefahr, und Rußland sowie Japan sind Sicherheitswächter dagegen. Die Schuld für den chinesischen Fremdenhaß trägt nach seiner Meinung zum größten Teil der Westen, aber die daraus emporgewachsene Stimmung des chinesischen Volkes ist eine beständige Drohung für alles fremde Leben und Eigentum, und wenn sie zu einem Ausbruch von ganz anderem Umfang als zur Boxerzeit führen sollte, müßten sich Europa und Amerika zunächst auf Japan, dann auf Rußland zum Schutz ihrer Untertanen verlassen. „Wenn dieser schwarze Tag kommt, auf welche Seite werden sich Japan und Rußland dann schlagen? und welche Kraft könnten Amerika und Europa dagegen ins Feld führen, wenn sie Chinas Partei ergeifen sollten?" Dann folgen Betrachtungen, die Amerika und Deutschland davon abschrecken sollen, im fernen Osten andere Wege zu gehen, als die der Quadruple-Entente. Japan wird Hand in Hand mit England gehn zur Bewahrung des Friedens, Rußland im selben Lager gefunden werden und Frankreich dadurch automatisch eintreten. Aber die hier gepredigte internationale Moral ist inzwischen gerade durch die Friedenswächter auf den Kopf gestellt worden. Mongolei und Tibet, schon nicht mehr in der chinesischen Nationalversammlung vertreten, gehen ihre eigenen Wege, von Rußland und England geleitet. Von der Mandschurei hat der einzige Mann, der dort das Gesicht der chinesischen Regierung gerettet hat, berichtet, daß Militär- und Zivilverwaltung in ihr nicht zu trennen, die Stellung der drei Ostprovinzen zur Zentralregierung am besten wie die Russisch-Asiens zur russischen zu gestalten seien. Russische Truppen, im ganzen von den Chinesen auf zwölf Brigaden alles in allem geschätzt, stehen in einer langen Linie von Kaschgar über Ulijassutai, Kobdo, Kulon bis Kiachta und halten die Nord-Mandschurei besetzt; Rußland verlangt Bergwerks- und volle Verkehrshoheit (Telegraph-, Telephon- und Eisenbahnbau und andere Verbindungsmittel), unbeschränkte Bewegungsfreiheit für seine Untertanen, „Freiheit zur friedlichen Betätigung", Anerkennung aller russischen Rechte und die Autonomie des besetzten Landes, wird aber als Gegenleistung französischer und angelsächsischer Vermittlung wohl eine chinesische Oberhoheit zugestehen. Ein armseliges Zugeständnis, wenn der Souverän keine Truppen, keine Beamten, keine Einwanderer im Lande haben soll. Wie das englische und russische Spiel in Tibet und der Mongolei auch endet: sicher ist jetzt schon, daß von der chinesischen Staatshoheit in beiden Ländern nur mehr ein Schein zu retten ist.

Die Gründe der Inkompatibilität zwischen einer demokratischen Republik in China mit den mongolischen Gewalten haben wir schon gestreift. Sie werden durch die augenblickliche Diktatur in China mit ihrem monarchischen Anstrich eher überbrückt als verschärft, und je mehr die demokratische Republik in geordnete Zustände einmündet,

desto schroffer werden sie hervortreten. Die öffentliche Gewalt in der Mongolei liegt abseits von den russischen und chinesischen Truppenlagern tatsächlich in ähnlichen Händen, wie in dem Italien der Spätrenaissance. Neben einer verzweigten, sehr verweltlichten, vor allem auf ihre Klöster gestützten Kirche unter einem meist unfähigen Haupt, dem vielgenannten Gegen, stehen die größeren oder kleineren Dynasten, von denen China selbst 205 als annähernd gleichmäßig verhandlungsberechtigt anerkennt. Ein gleiches Bild politischer Zerfahrenheit, aber auf aristokratischer Grundlage, wiederzufinden, muß man auf den Regensburger und polnischen Reichstag zurückgehen und versteht aus dieser Analogie ohne weiteres, wie sich der Einfluß der russischen Monarchie hier zur Geltung bringen konnte.

Nur wenig besser steht es in Tibet, wo aber die eingesessene Bevölkerung doch einheitlich das geistliche Regiment des Dalai-Lama von Lhassa anerkennt. Dort hatten energische chinesische Beamte und Soldaten vor dem Zusammenbruch des alten Regimes die chinesische Staatshoheit unbestritten aufgerichtet und den Dalai-Lama zur Flucht nach Indien veranlaßt. Es zeigt wohl den Umschwung der Lage hier genügend, wenn dieser Priesterfürst nun, ohne daß Feuer und Schwert auf ihn herabfahren, mit folgenden Bedingungen an das neue China herantreten kann: vollkommene Gleichstellung von Chinesen und Tibetanern, ein Jahresbeitrag von 10 Millionen Mark an die Regierung in Peking, dafür völlige wirtschaftliche Unabhängigkeit der tibetanischen Behörden, Betrieb der Bergwerke in Tibet nur durch Tibetaner, Zurückhaltung der chinesischen Regierung von jeder Einmischung in die innere Verwaltung der Provinz, Beschränkung der chinesischen Truppen in Tibet auf höchstens 1500 Mann, endlich ausschließliche Ernennung von Tibetanern zu Beamten in Tibet.

Da hinter diesen Bedingungen aber ein Verbot der britischen Regierung steht, mit stärkeren militärischen Kräften gegen Tibet vorzugehen, werden sie vielleicht in der Form, aber sicher nicht in der Sache gemildert werden können.

Wie verhält sich nun der Hauptleidtragende, das erneuerte China, zu dieser Verringerung um Haupteslänge? Um so kriegerischer, je weiter die eigenen Gaue von den möglichen Brandstätten abliegen; und am kühnsten sind in der Sprache die großen südlichen Binnenprovinzen, die von außen her am wenigsten erreichbar und gefährdet sind. Daß man vor allem hier scharfe wirtschaftliche Waffen zu handhaben weiß, ist nicht neu. Ein einziger Ansturm entriß z. B. der Russisch-Asiatischen Bank zwischen 3 und 4 Millionen Mark, und ihr Gesamtverlust in kurzer Zeit wurde auf 50 Millionen geschätzt. Antirussische Gesellschaften schießen aus der Erde. Dr. Sunyat-sen drängt

zum Kriege, für den nach seinen Äußerungen 80 Divisionen zur Verfügung ständen, die unsere kühlere Schätzung allerdings als zügellose, der geschulten Führung bare Menschenhaufen bezeichnen muß.

Aber die nüchterner denkenden Gewalthaber in Peking wissen, daß sie einer halben Million Russen mit mindestens einer ganzen begegnen müssen, wenn an kriegerischen Erfolg auch nur gedacht werden soll, und daß vor einem Jahrzehnt die Führer für einen solchen Menschenschwarm nicht zu Gebote stehen, auch wenn man ihn selbst zusammentrommeln könnte, und das Geld geliehen bekäme, ihn eine Weile zu erhalten. Man desorganisiert eben nicht ungestraft einen Staat und seine Armee.

Den zum Kriege treibenden Provinz-Autoritäten gab Yuan-shi-kai zu bedenken, sie sollten zuerst jedem vorzeitigen Ausbruch der Russenfeindschaft vorbeugen und sorgfältig überlegen, in welchem Zustand sich wirklich die chinesische Armee befinde; der Kriegsminister legte ihnen schonungslos die eigene Unfähigkeit für einen Winterfeldzug gegen die Mongolen und das dahinter stehende Rußland dar; und gleichzeitig wurde wohl nicht ohne Absicht eine Übersicht der Verteilung der zwölf russischen Brigaden, die bereits in der Mongolei standen, in die Öffentlichkeit verbreitet. Man ist sich in Peking klar darüber, daß ein ernsthafter Krieg nach außen in dem jetzigen Werdezustand der Republik weit eher Umsturz und sozialen Zusammenbruch von unberechenbarer Tragweite entfesseln könnte, als eine Verjüngung und Regeneration, sucht ihn deshalb zu vermeiden und gibt das öffentlich zu, was vielleicht noch gefährlicher ist, als die lärmende Haltung des Südens. So stehen Handelnde und Zuschauer vor der Frage, ob in diesem Falle eine Grundlage nationalen Lebens mit einer verzweifelten, fast aussichtslosen Abwehrhandlung verteidigt werden muß, oder nicht.

Sind die wegtriftenden Ausländer: Äußere Mongolei, Tibet, Mandschurei (hier im Grade der Gefährdung aufgezählt), lebensnotwendige Teile, deren Erhaltung beim Reich einen Kampf rechtfertigt, bei dem man sein Dasein aufs Spiel setzt? abgesehen von dem in China weniger zwingend empfundenen nationalen Ehrbegriff, der gebietet, die Flagge zu halten, wo sie einmal aufgepflanzt war. Sie waren unentbehrlich für eine mit ihrer Macht im Norden wurzelnde Monarchie, sie sind es nicht für eine rein chinesische Republik, deren Schwerpunkt nach Süden, ins Yangtse-Tal gleiten wird, und die lebensfähig wäre, selbst wenn sie nichts weiter umfaßte, als die eigentlichen 18 Provinzen.

Die Wüste Gobi und etwa ein neutralisierter Liaoho als Grenze gegen eine russische und japanische Interessenzone: der Gedanke ist ein furchtbarer Schlag gegen das alte chinesische Staatsbewußtsein, mit seinem Ideal der Universal-Monarchie, trifft aber keine Lebensnerven

des neuen China — außer die Ehre. Selbst als Pufferstaat wären Mongolei und Tibet wohl zu erhalten, nur die Mandschurei nicht. Die Mongolei schwankte ja schon 1688, ob sie sich nicht lieber auf die russische Seite schlagen wolle, und beiden Grenzgebieten ist ihre heutige Rolle nicht neu. Freilich können so ausgedehnte Landstrecken, wie die umstrittenen, sich nicht so in aller Stille, beinahe unter Ausschluß der Öffentlichkeit ablösen, wie im Süden Pienma, im äußersten Nordosten Chientao. Aber doch wird bei dem ganzen Machtentkleidungs-Vorgang in den Außenprovinzen auf die Wahrung des Scheins und Gesichts auch von den Räubern großer Wert gelegt, weil überall die Zukunft des eigentlichen China und seine wirtschaftliche Bedeutung sorgfältig in Betracht gezogen wird, trotz seiner augenblicklichen finanziellen und militärischen Hilflosigkeit, und weil man weiß, daß die chinesische Eigenart einem Gentleman-Räuber einen Millionendiebstahl leichter verzeiht, als einem formlosen Strauchritter die Schädigung um geringen Wert.

Wie fest die Überzeugung von der Kreditwürdigkeit Chinas wurzelt, beweist doch mehr als alles andere die Tatsache, daß die sechs Mächte ihm eine Riesensumme, die es gar nicht will, mit Gewalt aufdrängen möchten. Wie unentbehrlich im Grunde selbst für den russischen fernen Osten der gehaßte und gefürchtete wirtschaftlich überlegene Chinese ist, geht daraus hervor, daß die Aufhebung der Freihandelszone längs der russischen Amurgrenze auf der russischen Seite Not und Panik erzeugte, abgesehen von einem wütenden Protest der Handelskammer in Charbin. Die japanische Chinapolitik aber ist ein fortwährendes Hin- und Herpendeln zwischen Zuckerbrot und Peitsche, wobei die schlechte Behandlung mehr dem Norden und Peking, die süßen Worte mehr dem Yangtse-Tal zuteil wurden.

Bei dem Versuch, gegenwärtige und künftige anziehende und abstoßende Kräfte zwischen Japan und China zu scheiden, müssen wägbare und unwägbare scharf auseinander gehalten werden. Wägbar sind die großen Handelsinteressen, bei denen die gleichen Schriftzeichen, die nahen Handelswege ausschlaggebend sind. Namentlich im Yangtse-Tal, in Wuchang, Hankau, Fuchau, ist japanisches Kapital investiert, allein in Hankau sitzen 1500 Japaner. Wägbar ist die sachliche Hilfe, die China von Japan empfangen, die politische Gegenleistung, die es dafür gewähren könnte, aber unwägbar ist die Last von Mißtrauen, die zwischen beiden Völkern liegt. Die wirtschaftlichen Interessen Japans drängen mehr im Süden, die politischen im Norden. Schon im Süden ist den Chinesen die japanische Gesellschaft für eine gemeinsame ostasiatische Schrift und ihr Informationsdienst in Shanghai, der von ihnen für Spionage gehalten wird, mehr als verdächtig; und in der Mandschurei mit ihren vielfachen Reibungsflächen begegnen sich beide mit ehrlichem Nachbarhaß, wie die japanischen Zeitungen (Jiji) selber zugeben, und der Augenschein zeigt. Da werden Telegraphendrähte gestohlen, Züge mit Steinen beworfen, endlose Händel mit der japanischen Bahnpolizei gesucht, und auf der andern Seite wird mit Zwang und Vergewaltigung vergolten, nicht nur in dem großen Stil, der als Folge von Krieg und Bahnbau in Feindesland unvermeidlich war, in solchen Fragen wie der Ertrotzung der Antung—Mukden-Vollbahn oder der Yalubrücke, sondern auch in den viel mehr verbitternden Anlässen des Alltagslebens, die alten Haß nicht zur Ruhe kommen lassen.

Wie ein Zug aus tiefem Mittelalter mutet uns an, daß bei den klugen und umsichtigen Schutzmaßregeln, die Japan in der Süd-Mandschurei gegen die Pest traf, sofort das Gerücht einer Brunnenvergiftung durch die Japaner umherflog. Als ob es bei der Stadthygiene von Mukden einer solchen bedürfte, und nicht die giftgrünen Teichkloaken das ganz von selbst besorgten!

Versöhnend überbrücken den Nachbarnhaß dann wieder gemeinsame Seelenzüge, verwandte literarische und künstlerische Geschmacksrichtungen, selbst kleine Gewohnheiten und Spielereien; aber sie waren lebendiger zwischen den alten Kulturen, und die Umformung Chinas hat einen tiefen Riß mehr gebracht. Das revolutionäre China ist zwar von einem großen Teil des inoffiziellen Japan mit Taten und noch mehr mit Versprechungen unterstützt worden. Zwischen 1000 und 8000 meist südchinesische Studenten waren jährlich in Tokyo, zu denen die Führer der japanischen Linken, wie Okuma, Inukai, warme Beziehungen hatten; von in Japan erzogenen jungen Chinesen und der japanischen Militärmission Tschang-Tschi-Tungs sind die Meuterer des Yangtse-Tales geschult worden. Von den japanischen Waffenhändlern sind an die chinesischen Aufständigen 50 000 gute moderne Gewehre, 20 Millionen Patronen, 25 Schnellfeuergeschütze, 12 größere Feldgeschütze und 2000 Revolver übergegangen, vermutlich aus der Beute von 1905 stammend.

Aber ein Vorwurf deshalb an das offizielle Japan wäre genau so unbegründet, wie einer an Deutschland über die seinerzeit von deutschen Waffenhändlern den Kaiserlichen gelieferten Bestände, die doch wenigstens an die Vertreter der offiziell anerkannten Regierung gingen. Denn dem offiziellen Japan ist die siegreiche Revolution unsympathisch, und Yüan Shi Kai nicht nur wegen seiner Gegnerschaft in Korea vor 1894 verhaßt. Die Abneigung gegen die Republik sitzt da tief und fest. Bei der „harmlosen" Zusammenkunft der wichtigsten Staatsmänner Japans im Januar 1912 versuchte man einen Weg zur Rettung der konstitutionellen Monarchie in China zu finden, oder wenigstens

einen Rat zur Teilung in eine monarchische Nord- und eine republikanische Südhälfte.

Dann fiel die chinesische Monarchie, unter Begleitumständen, die für japanische Denkweise ebenso abstoßend wie unbegreiflich waren, und sie empfanden die Art ihres Sturzes als einen Schlag gegen ihr eigenes Moralsystem, wie den Verrat eines geachteten Lehrers an dem, was er in einem langen Leben als heilig gepredigt hat, als ein mit Füßentreten der tausendjährigen Loyalitäts- und Pietätslehre des Ostens, begangen von ihrem vornehmsten Träger. So sah es wenigstens der heute noch in Japan maßgebende Teil an.

Die japanischen Chinafreunde der linken Parteien aber konnten weder halten, was viele von ihnen verheißen hatten, eine baldige Anerkennung der Republik und Hilfe in ihren mannigfachen Nöten, noch konnten sie ihr Land auf den gewünschten Weg moralischer Eroberungen gegenüber China drängen, wozu das Talent seiner herrschenden Schichten gegen Fremdvölker nicht groß ist. Aber auch seinen Intellektuellen muß auf diesem Wege der Liebe manches mangeln, sonst könnte nicht mit Recht darüber geklagt werden, daß die in England studierenden Japaner meist Anglomanen, die in Deutschland studierenden deutschfreundlich, die in Japan studierenden Chinesen aber antijapanisch würden, wegen der Behandlung von oben herab, die sie häufig erfahren.

Der japanische Staatsrock kann eben warm, aber für Fremde sehr rauh sein, wie Bismarck den preußischen schilderte, und aus großdeutschen Stimmungsanalogien ist für uns Deutsche manches zu verstehen, was sonst am Chinesentum zu verstehen nicht leicht ist, namentlich wenn wir noch dazu halten, daß sich der Chinese seit uralten Zeiten nach den Lehren seiner Weisen im Wahne wiegt, eine wirklich gute Regierung verlange keine Steuern und Leistungen von ihm, sondern sei dazu da, ihn dieser unangenehmen Pflichten möglichst zu entheben. Der Gegensatz zwischen japanischem und chinesischem Staatsgefühl, etwa so schroff wie der zwischen altpreußischem und einer Mischung aus heiliger, römischer Reichsstimmung und rheinischen Achtundvierziger-Idealen, trägt nicht dazu bei, die alten Spannungen zwischen den beiden ostasiatischen Mächten zu mildern. Aber wenn ein einziges Geschlecht die Überbrückung zu wirksamem gemeinsamem Handeln im einen Fall erlebte, warum sollte sie im andern unmöglich sein?

Daß die chinesische Presse jetzt sehr starke Worte braucht, und zwar nicht nur gegen die Räuber und ihre Schützlinge, sondern auch ihre Verbündeten, die so ganz anders handeln, als sie in feierlichen Staatsinstrumenten erklärt haben, ist zu begreifen. Sie ist obendrein namentlich im Süden jung und in unreifen Händen, und wir müssen hier

des Amerikanismus unter den chinesischen Studenten warnend gedenken. Eine glänzende Studie über die Psychologie der chinesischen Revolution, vortrefflich besprochen in der D. Japan-Post nennt sie „déracinés“: es ist schlimm, wenn Entwurzelte die Hände an die Grundlagen eines großen Volkstums legen dürfen.

Sie waren es, die eine an sich mögliche Reform — von manchen verheißungsvollen Strömungen wie der chinesischen Oxfordbewegung, getragen, von der Kaiserin Tsuhsi noch klug eingeleitet, aber auf lange Frist berechnet — in revolutionäre Bahnen gerissen und den unvorbereiteten Umsturz des alten China herbeigeführt haben. „Die Rückgabe der 13 Millionen Dollars Boxerentschädigung, gegen die Bedingung, jährlich 100 Studenten nach Amerika zu schicken, war nicht nur einer der großherzigsten, sondern auch einer der weisesten diplomatischen Züge, den je eine Regierung machte“, schreibt selbstzufrieden ein Generalsekretär des Christlichen Vereins junger Männer in Shanghai. „Nie in der Geschichte hat eine Nation gegenüber einer anderen eine so besondere Gelegenheit und Verantwortung erworben, wie Amerika für China. Zuerst durch Aufmachung von Lehranstalten in China, beherrscht von amerikanischen Ideen, und besetzt mit amerikanischen Lehrern, dann durch Öffnen der amerikanischen Lehranstalten für die Blüte von Chinas Jugend, um sie zu Führern zu erziehen. Es ist eigen, daß die junge Republik des Westens zu diesem Dienst an dem ältesten Kaiserreich des Ostens berufen sein muß.“ Für berufen hielt sie sich; ob sie auserwählt war oder nicht, das muß nun die chinesische Geschichte entscheiden. Einen Vorgeschmack hat sie seitdem bereits erlebt: denn der sehr interessante Aufsatz ist Ende Oktober 1911 im Osten erschienen! „Spottet ihrer selbst und weiß nicht, wie?“

Konnte sich einer dieser Studenten, wenn er in den Geisteswissenschaften, vor allem in der Weltgeschichte etwas anderes vorgetragen bekam, als den flachen, optimistischen Opportunismus Jungamerikas, auch nur einen Augenblick wundern, daß bei einem so eingeleiteten Umsturz mindestens die Außenländer auf Zeit, wenn nicht andere, höhere nationale Güter auf Ewigkeit verloren gehen würden, daß der Verlust der Außenländer allein noch eine sehr glimpfliche Strafe der Geschichte dafür bedeuten würde?

Eine Umgestaltung, mit höchster Vorsicht und unvergleichlicher diplomatischer Kunst angesteuert, hätte vielleicht vermocht — wahrscheinlich aber nur bei Wahrung der monarchischen Form —, die Grenzen Chinas unzerstört zu erhalten: wenn man nach japanischem Vorbilde, nicht nach utopischen, boden- und rassefremden Ratschlägen dabei verfahren und sich bewußt geblieben wäre, daß man kein Inselland, keine seit Jahrtausenden festgewurzelte Dynastie, keine geschulte,

festgefügte Führerschicht, nur eine Schar hadernder Intellektueller an ihrer Stelle hatte, und deshalb noch vorsichtiger sein mußte.

Von dieser Vorsicht war man weit entfernt. So kam, was kommen mußte: der Ausschreibung der 65 Regeln zur Bildung der Nationalversammlung aus den 18 Provinzen, den drei östlichen (Mandschurei), äußerer und innerer Mongolei und Tibet mit je fünf Abgeordneten und Tsinghai (Ili) mit einem, antwortete von den Mongolen eine hochmütige Ablehnung, von Tibet britischer Gegeneinfluß, von Ostturkestan ein Mohammedaner-Aufstand, von Ili die Meldung friedlicher, russischer Durchdringung, von der Mandschurei die Warnung, daß sie eine Militär-Provinz bleiben oder verloren gehen müsse. Und dann fielen langsam in Halbjahresfrist die Masken; hinter den vorgeschobenen Mongolen und Lamas traten die Grenzmächte mit unmittelbaren Forderungen hervor, wie sie die Monarchie in den Zeiten ihrer schlimmsten Niederlagen nicht erlebte, und fremde Streitkräfte überschritten die Südwest- und Nordwestgrenze, von wo sie papierner Protest nicht entfernen wird. Nur das Schicksal der östlichen Provinzen ist noch in der Schwebe. Die Schwierigkeiten einer chinesisch-japanischen Verständigung, die von dieser Reibungsfläche ausgehen müßte, und sicher nicht mehr Gesicht kosten würde, als im Nordwesten und Südwesten, liegen nicht in Japan, wo man seine Geduld und seinen guten Willen deutlich genug gezeigt hat, sondern in China, wo man die Hilfe nicht bei dem sucht, der allein die Macht dazu hat, und das nötige Eisen, verbunden mit einem starken Interesse, sondern dort, wo man die schönsten Worte hat und nicht daran denkt, sie mit Taten einzulösen, nur allenfalls mit teuer zu bezahlendem Gold.

So hat China bis jetzt d i e Außenländer am völligsten verloren, von denen aus es als Gegenleistung für die Abschreibung nur vermehrten Druck erleidet. Schonender entglitten ist Tibet, wo der Suzerän wenigstens für den fügsamen Verzicht Anerkennung, Rat und Geldhilfe ernten mag, und den Schein des Besitzes festgehalten hat man am zähesten da, wo ein Opfer zur rechten Zeit die einzige rettende Tat hätte erkaufen können: Japan gegenüber!

Aber ganz ähnlich hat auch Österreich 1859 gehandelt und weiterhin bis zur Katastrophe, die den Süden des alten Deutschen Reiches zerriß und die Vormacht der deutschen Sprache im Südosten von der unteren Donau und den Karpathen an den Wienerwald und die Floridsdorfer Linie zurückschob, — und ein Menschenalter später doch gesehen, daß Nachbarnhilfe besser war, als Nachbarnhaß.

XVII. Pazifische Ausblicke.

„A piece of straw is often enough to show which way the current flows."

„Pazifische Ausblicke" vermitteln uns Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr nur anmutige Novellenstoffe aus paradiesischen Idyllen im Stil von Loti, Stevenson und Laurids Bruun, sie verknüpfen sich auch nicht mehr mit läßlichen politischen Handelschaften um Palmeninseln, was noch zu Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts Karolinen- und Samoafrage für die Mehrzahl der deutschen Wähler gewesen sind; sie stellen uns heutzutage sehr bald und unvermittelter, als wir glauben, vor die Entscheidung so weittragender Fragen, wie: ist die Vorherrschaft über das Stille Weltmeer eine der Machtfragen, die baldiger Klärung entgegendrängt, oder ist sie eine von denen, die noch längere Zeit unentschieden, im Hangen bleiben können? Geht der geschichtliche Entwicklungsgang in der Tat von dem mittelländischen über das atlantische in unsern Tagen zum pazifischen Weltalter über, wie es schon Humboldt vorausgesagt hat und Westamerika und Jung-Asien es nun wirklich wollen? Wird die Eröffnung des Panamakanals der entscheidende Schritt auf diesem Wege sein, und der politische Schwerpunkt der Welt zu den Antipoden der bisherigen hinübergleiten? Ist es bezeichnend dafür und kann es als Omen gelten, daß das zweite Geleise der sibirischen Bahn, das endlich eine genügend leistungsfähige Verbindung zwischen der östlichsten Großmacht Europas und den neuen Ufern schafft, um Jahre später auf dem Platz erscheinen wird, als der Panamakanal, der das gleiche für den Osten der Union zu tun bestimmt ist?

Schon jetzt sollen die Schwingungen, die das Gleichgewicht der Mächte erschüttern, an den Ufern des Großen Ozeans stärker empfunden werden, als an denen des Atlantischen. Eine neue Weltmacht ist mit Japan dort zur Geltung gekommen, eine andere, die Vereinigten Staaten, wendet ihre Front langsam hinüber. Die größte Sorgenquelle der W e l t - Diplomatie liegt im fernen, nicht mehr im nahen Osten, und das ungeschriebene Recht der Weltmachtgeltung, das der Stimme ihres Trägers im allerengsten Komitee Gewicht gibt, scheint an Macht- und Besitzrechte im fernen Osten geknüpft. Es ist ein Begriff ü b e r dem alten Großmachtbegriff entstanden, und seitdem können sich einige der alten Großmächte da, wo seine Vertreter tagen, nur zur Geltung

bringen im Anschluß an solche Mächte, die in diesem engeren Kreise Sitz und Stimme haben. Die vielgenannte Sechs-Mächte-Anleihe in China gibt Aufschluß über diese engere Auswahl.

Die einzigen weiten, noch unentwickelten Gebiete in gemäßigten Zonen, die eine große Bevölkerung aufnehmen und ihr eine Zukunft bieten könnten, liegen mit Ausnahme von Argentinien um den Stillen Ozean, der immer mehr zum Tummelplatz des Haupt-Handelswettbewerbes wird und zurzeit sein Gepräge erhält durch den Kampf um den chinesischen Markt.

„Es ist gar nicht die Frage", heißt es in den Sitzungsberichten der Clark University, „ob Japan und die Vereinigten Staaten die Vorherrschaft in der Erschließung des Pacific anstreben w o l l e n, sie m ü s s e n es kraft ihrer geographischen Lage, ihrer zahlenmäßigen, industriellen und kulturellen Stärke." Das Bedenkliche ist nur, daß gerade diese Stärke sich bei beiden Mächten in entgegengesetzten Strömungen verkörpert: in Amerika in einer sich überschlagenden Welle des Individualismus, in Japan in einer Woge, die durch ein unvermeidlich folgendes Wellental ihrem Gegensatz entgegenrollt, von einer solchen Höhe des Altruismus und Staatssozialismus herab, wie sie in einer individualistischen Umwelt nicht zu behaupten war, namentlich gegenüber den Eingriffen gerade vom Ostufer des Großen Ozeans her. Wird bei solcher Ausgangslage eine gemeinsame Führerschaft, ein Zusammenwirken ohne Argwohn und Mißverständnisse, in Herzlichkeit und guter Freundschaft möglich sein? In einer Machtfrage, die politische und wirtschaftliche Werte und Entwicklungsmöglichkeiten von solcher Tragweite umschließt, daß die des nahen Ostens als Kinderspiel dagegen erscheinen — über die sich doch ganz anders nah verwandte Mächte gleicher Rasse nicht wirksam verständigen können?

Es ist lehrreich, zu sehen, wie Japan sich im Urteil des Gegenspielers malt und zwischen den Zeilen den Gegensatz aufzubauen. „Kein Land hat sich mehr nach seinen eigenen Gesetzen entwickelt, als Japan, keines ist homogener. Einheit der Sprache, der Heimatsliebe, der nationalen Wünsche sind tief gewurzelt. Vom Standpunkt der Möglichkeit eines Zusammenraffens der Staatsenergie auf ein vorgenommenes Ziel ist es das am besten regierte Land der Erde. Lebenskraft, Wille und Wohlstand sind zusammengehalten für ein großes Staatswollen. So haben wir die Anomalie eines stolzen, selbstbewußten, im Besitz einer tausendjährigen Kultur befindlichen Volkes, das sich nun mit wesensfremden Ideen durchtränkt" . . . (oder nur panzert und so gegen ihre Aufdränger immun macht?). „Portugiesischer, niederländischer und englischer Einfluß hatte keinen festen Halt im Lande finden können: erst Commodore Perry mit seinem echt amerikanischen Bluff hatte Erfolg und öffnete den Diplomaten, der Handelswelt, den Missionären, Erziehern und Journalisten den Weg."

Auf diese Rede von Professor Hart von der Harvard University hätte ein Redner der Gegenpartei über das gleiche Thema erwidern können: „Keine Weltmacht hat sich bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts weniger nach ihren eigenen, inneren Gesetzen entwickeln können, als die Vereinigten Staaten, keine war weniger homogen. Einheit der Sprache, der Heimatsliebe und der nationalen Wünsche waren weniger tief gewurzelt, als irgendwo anders. Vom Standpunkt der Möglichkeit des Zusammenfassens der Staatsenergie auf ein vorgenommenes Ziel war die Union das am schlechtesten regierte Land der Erde. Lebenskraft, Wille und Wohlstand waren freigegeben für ein zügelloses Spiel starker Einzelinteressen. So haben wir die Anomalie eines reichen und selbständigen, frisch emporgekommenen Volkes, das sich plötzlich zum erstenmal an einer Machtgrenze mit einem grundsätzlich wesensfremden, geschlossenen Staate stößt. Was französischer, spanischer, deutscher und englischer Einfluß niemals begrenzend hatte bewirken können, das brachte das drohende Gegenüberstehen der durch die eigenen Übergriffe aus dem Schlafe geweckten ostasiatischen Großmacht fertig: eine Wesensänderung im Staatsbegriff der Union."

So stehen sich Japan und die Vereinigten Staaten wie Abwehr und Übergriff gegenüber. Bis jetzt ist vor dem Zugreifen des derberen, größeren Emporkömmlings der Vornehmere, getreu den Regeln seines Jiu-Jitsu, „einen Schritt zurück" getreten; aber doch jedesmal in einer Haltung, die dem andern zu denken geben mußte, und ihn ahnen ließ, dieses Zurücktreten könne doch wohl nicht nur dem Gefühl der geringeren Stärke entspringen, sondern auch dem Wunsch, sich für eine entscheidende Abwehrhandlung erst eine günstigere Ausgangslage zu schaffen. Aus diesem unbehaglichen Gefühl mag bis jetzt manches Zugeständnis auch des Angreifers entstanden sein, namentlich in der Einwanderungsfrage, und mag ihn bewogen haben, dem Gegenspieler gewisse Rücksicht zu zeigen und ihm „die Wahrung des Gesichts" zu ermöglichen.

Rufen wir uns die wichtigsten Wendungen der amerikanisch-japanischen Beziehungen ins Gedächtnis zurück! 1868 öffnet Perry mit Gewalt Japan dem fremden Handel und gibt den äußeren Anlaß zum Sturz der Feudalgewalten. 1900 wird Hawai gegen den Protest Japans amerikanisch, Pearl Harbour stark befestigt. 1898 werden die Philippinen, mit dem nächsten stammverwandten Volk das heimliche Ziel der japanischen Wünsche, unter Nichtachtung feierlicher Versprechungen von den Vereinigten Staaten eingesteckt. Manila wird stark befestigt. 1904 geben Amerika und England das Geld zum Russenkriege, in der Mei-

nung, daß Japan „ihre Schlachten schlagen" würde. 1905 entdecken die Vereinigten Staaten, daß die Japaner zu viel gesiegt haben, und daß sie selbst im Begriff waren, einen ähnlichen Irrtum zu begehen, wie Napoleon III. im Jahre 1866; sie vermitteln den Frieden von Portsmouth und sorgen dafür, daß die Sieger von Tsushima kein Geld zu weiterem Flottenbau bekommen. Durch die Weltreise der amerikanischen Kriegsflotte wird Japan die gepanzerte Nachbarfaust unter die Nase gehalten. 1910 versucht Staatssekretär Knox, die mandschurischen Bahnen zu neutralisieren und vollzieht dadurch ganz unfreiwillig das japanisch-russische Einverständnis, da sich auch die Russen durch amerikanische Übergriffe in ihren Küstenprovinzen und durch die seltsamen Wendungen in der Chinapolitik der Vereinigten Staaten bedroht fühlen. 1912 zerstören die in Amerika ausgebildeten Fortschrittler die chinesische Monarchie, „befreien" dadurch China nicht nur von seiner Dynastie, sondern auch von der wirklichen Staatshoheit über seine Außenländer, zunächst die Mongolei und Tibet, und bringen die mandschurische Frage aus dem latenten in ein akutes Stadium. 1915 wird der Panama-Kanal nicht nur fertig, sondern auch wohl befestigt sein, und damit eine starke Hochstraße des Weltverkehrs von den Machtquellen der Vereinigten Staaten über Panama und Pearl Harbour nach Manila ziehen, aber wohl erst 1918 das zweite Geleise der sibirischen Bahn vollendet und mit ihm die militärische Vollwertigkeit dieser Verbindung erlangt sein.

Sieht all das aus wie eine „avenue of friendly intercourse between the Far East and the great american republic?" Bis jetzt war bei diesem Wechselverkehr, soweit die Tatsachen sprachen und nicht nur schöne Worte, der ferne Osten der leidende Teil. Jedenfalls ist die Überzeugung, daß die Fragen des Stillen Weltmeeres gespannter Aufmerksamkeit bedürfen, in Japan aus dem Genro und den offiziellen Kreisen, die darüber längst ihr Bild von Wünschen und Zielen haben, in die breitere Öffentlichkeit übergegangen, und es haben sich, was für Japan charakteristisch ist, zwei Gesellschaften für diese Aufklärungsarbeit gebildet: die eine, Tai-hei-yo-kyokai, stützt sich mehr auf die offiziellen Kreise, besonders die höheren Marineoffiziere, die andere, Tai-hei-yo-kai, wird hauptsächlich von Parlamentariern getragen, und zwar von solchen der Linken wie der Rechten, von Mitgliedern der unabhängigen Volkspartei wie von ausgesprochenen Chauvinisten. Bei der Gründung dieser Gesellschaften sind zahlreiche Meinungen laut geworden, deren Gesamtheit ein gutes Bild von der Stellung der öffentlichen Meinung in Japan zu den pazifischen Fragen geben kann.

Das Streben nach freundlicher Auseinandersetzung mit Amerika ist die Quintessenz der Minderzahl; die Mehrzahl ist der Überzeugung, daß Amerika die feste Absicht habe, im Stillen Ozean eine Vorherrschaft auszuüben, wie in einem Privatmeere, daß Japan dieser Absicht als größtes Hindernis entgegenstehe und infolgedessen mit allen Mitteln unschädlich gemacht werden müsse. Von dieser Absicht sprächen nicht nur die Spalten der Gelben Presse, sondern auch die Erklärungen der bedeutendsten Seeoffiziere, fast aller Politiker und vieler großen Finanzleute. Dem gegenüber bleibe Japan kein anderer Weg, als die Steigerung seiner Seestreitkräfte und die Vorbereitung seiner Wirtschaftspolitik für ein früher oder später unvermeidliches Ringen. Dem Zuschauer fällt dabei auf, daß man sich in Japan viel klarer über das wirkliche Kräfteverhältnis ist und Stärken und Schwächen des gewaltigen Gegners richtiger einschätzt, während beim überwiegenden Durchschnitt der Amerikaner die Unkenntnis des Gegners staunenswert ist, was sich wohl daraus erklärt, daß man dort immer noch Japan zumeist im Lichte der Missionen und ihrer Berichte und der wegwerfenden Darstellungen gewisser Handelskreise sieht.

Die Erkenntnis, daß keine einzelne militärische Einheit der Land- oder Seestreitkräfte der Vereinigten Staaten, wenn sie sich unter annähernd gleichen Zahlen- und Bewaffnungsverhältnissen mit einer japanischen messsen müßte, das Gefühl der Überlegenheit haben dürfte, — diese Erkenntnis ist überall vorhanden, nur nicht bei dem Hauptbeteiligten. Das Sicherheitsgefühl der nordamerikanischen Militär- und Marinekreise steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu der mystischen Angst vor der politischen und militärischen Überlegenheit des Inselreiches, der man häufig in kolonialen Kreisen der Südsee und Südostasiens begegnet, aber auch in Kanada und Australien, die beide in ihren Handlungen und Äußerungen gegen Japan von einer nur durch Furcht im Zaum gehaltenen Feindseligkeit bestimmt werden. Darüber, daß in der Einwanderungsfrage in Amerika und Australien noch lange Jahre die Rassenabneigung jeder verstandesmäßigen Lösung auf Grund politischer und wirtschaftlicher Erwägungen widerstreben wird, aber auch jeder gefühlsmäßigen auf Grund sonst anerkannter religiöser oder philanthropischer Forderungen, darüber sind sich alle irgend vorurteilslosen Beobachter einig, — gleichviel, ob sie diese auf Instinkte gegründete Tatsache betrübt oder befriedigt, mit Entrüstung oder Genugtuung erfüllt.

Die Stellen der heikelsten Rassenüberschneidung sind die Küstenlandschaften des Stillen Ozeans, und zwar vom Gebiete des Panama-Kanals bis hinauf nach Vancouver, ferner Hawai und die Philippinen. Von anderen politischen Erscheinungen in ihren eigentlichen Umrissen verschleiert, scheint die Frage, wie weit die ostasiatische Einwanderung wünschenswert oder bedenklich sei, in Japans süd- und mittelamerikanische Beziehungen hineinzuspielen. Naturgemäß schauen die Staaten

des romanischen Amerikas vor der erdrückend nahen nordamerikanischen Gefahr nach irgendeiner möglichen Stütze aus und prüfen ausschließlich deren Stärke, nicht deren Farbe, und in der Angst des Augenblicks auch nicht deren zukünftige Gefährlichkeit. Wir werden also gut tun, bei der Frage nach dem Kräfteverhältnis der Ringer um die künftige Vorherrschaft im Stillen Ozean die nächsten Zuschauer, nämlich die kleinen Randstaaten mit zu befragen, diejenigen, die von seinem Ausgang am meisten zu fürchten und zu hoffen haben. Da ist es nun merkwürdig, daß deren öffentliche Meinung, trotz der gewaltigen wirtschaftlichen Macht und der zahlenmäßig und waffentechnisch viel stärkeren Flotte der Vereinigten Staaten den überlegenen kriegerischen Geist und die moralischen Faktoren Japans, sein unbedingt in jeder Richtung besseres Heer und die wahrscheinlich geschlossenere und einheitlichere Führung so hoch einschätzen, daß sie im Falle eines Zusammenstoßes ohne weiteres mit dem Verlust von Hawai und den Philippinen und der Vorherrschaft Japans auf dem Westufer des Großen Ozeans rechnen. Dabei sind die Imponderabilien auf japanischer Seite schwer in die Wagschale gelegt, denn — wenn sich die Flottenbaupläne nicht völlig ändern, — werden in zwei Jahren 15 vollwertigen japanischen Schlachtschiffen 46 amerikanische gegenüberstehen (1917: 7 Linienschiffe und 8 Schlachtkreuzer gegen 35 und 11); freilich besteht daneben ein Verhältnis der Landarmeen, das einen Kriegsminister und Stabschef in bezug auf die eigene Armee äußern ließ: sie sei „ineffective for serious active service owing to lack of concentration". Schon die Höflichkeit verbietet, anderer Meinung zu sein als die höchsten Autoritäten des betreffenden Heeres.

Es ist nützlich, sich nach Art der Tafel 15 zu Petermanns Geographischen Mitteilungen 1912, II, auf einer Karte des Großen Ozeans die Maßnahmen der Randgroßstaaten zu seiner Beherrschung klar zu machen; und unsere Skizze des pazifischen Kraftfeldes bietet ein Hilfsmittel dazu. Eine solche Betrachtung, noch besser Eintragung zeigt klar die Überschneidung der britischen und amerikanischen Interessenlinien, die sich in den Kabeln San Francisco—Honolulu—Midway—Guam—Manila und Vancouver—Fanning—Fidji—Norfolk—Brisbane—Aukland, sowie den beiden neuen Kohlenstationen auf Fanning (britisch) und Palmyra (amerikanisch) ausdrückt; sie zeigt auch die beherrschende Lage der Hawai-Inselgruppe mit ihrer überwiegend japanischen Arbeiterbevölkerung unter amerikanischer Flagge, und die klug aus fremdem Machtkreis herausgegriffenen wichtigen Inseln Guam und Tutuila mit Pagopago.

Das Kartenbild enthüllt aber auch, daß von den drei seemächtigen Randgroßstaaten das japanische Machtgebiet weitaus das geschlossenste

ist, daß es mit seiner vorgeschobenen Stellung Formosa-, Vulkan- und Bonininseln in einer überragenden seestrategischen Ausgangslage ist gegen die empfindliche Kraftlinie der Vereinigten Staaten von Kalifornien nach dem fernabliegenden Besitz der volksfremden Philippinen, dem zwar neu und gewaltig befestigten, aber schwer zu haltenden Machtmittelpunkt Manila. Was endlich gegenüber der noch empfindlicheren Strecke von Panama zu den mittleren Etappen Honolulu (5200 Seemeilen), Palmyra (5100), Pagopago (5700) die bloße genaue Kenntnis der mexikanischen Westküste und Verbindungen in diesem wichtigen Lande für einen ostasiatischen Gegner bedeuten, selbst wenn sie nur — wie an der Magdalenenbucht und anderwärts — auf dem harmlosen Wege durch Fischereistationen vermittelt werden, das läßt sich erkennen, auch wenn man nicht durch die deutlichen Abwehrmaßregeln der Staaten darauf aufmerksam gemacht würde.

Den beiden pazifischen Vormächten gegenüber tritt, mindestens im nördlichen Teile des Weltmeeres, die britische Geltung in dritte Linie zurück, was uns neben den grollenden Stimmen Australiens und Kanadas eine sorgfältige Beobachtung aller dort auftauchenden Machtfragen enthüllt. Das gespannte deutsch-englische Verhältnis ist auch hier der letzte Schlüssel für die eigenartige Schwierigkeit der englischen Stellung im Großen Ozean, zwischen beständigen Opfern an die gute Laune der Vereinigten Staaten und beständigem Verzichten auf alte Grundlinien britischer Politik und sehr reale Interessen des Mutterlandes, sowie der wenig davon erbauten Randkolonien zur Aufrechterhaltung des Japan-Bündnisses. Auch hier wirkt die deutsch-englische Spannung zum Schaden beider Teile und des europäischen Gesamteinflusses im fernen Osten, der vielleicht durch einmütiges Zusammengehen beider Mächte an e r s t e r Stelle zu halten gewesen wäre, aber durch keine einzelne von ihnen auch nur an z w e i t e r zu halten ist.

Zwischen diesen Kraftlinien der Randmächte liegt das deutsche Südsee - Gebiet, bei einem guten deutsch-englischen Verhältnis eine gewaltige Erweiterung der europäischen Machtgeltung, bei einem schlechten in unruhigen Zeiten kaum zu erreichen, geschweige denn zu halten und zu verteidigen; es setzt ein ehrliches Freundschaftsverhältnis zu einer der Randmächte voraus, wenn es jemals andere als lokale Bedeutung gewinnen soll.

In dieses Gefüge schaltet sich in Jahresfrist der Panama-Kanal ein. Wie sehr andere Mächte versuchen mögen, seinem skrupellosen handelspolitischen und militärischen Gebrauch durch den Besitzer zu begegnen, die kleinen Mittelchen, wie die Verwertung der Bahn über die Enge von Tehuantepec, zwischen Puerto Mexiko und Salina Cruz, die Hoffnung auf die ferne Konkurrenz der transasiatischen Bahnen sind zu

schwächlich; und das von einem japanisch-englischen Syndikat ins Auge gefaßte kühne Gegenprojekt des Kanals vom Atrato-Flusse zur Cupica-Bucht, 300 km weiter südlich, würden die Vereinigten Staaten, wenn nötig mit Waffengewalt, zu verhindern wissen.

Der Panama-Kanal, nicht neutralisiert, sondern wohlbefestigt und überwacht, den Vereinigten Staaten uneingeschränkt und der übrigen Welt nur, soweit es jenen gefällt, dienstbar, hat ein doppeltes Gesicht für Japan, das deshalb klug daran tut, wenn es zunächst das freundliche handelspolitische mit höflicher Gebärde begrüßt, dem drohenden seestrategischen in aller Stille mit seinen Vorbereitungen begegnet. Gewiß wird auch Japan darunter leiden, daß der chinesische Markt zu erträglichen Frachtraten dem Osten Amerikas geöffnet wird; aber alle europäischen Völker werden an diesem Schaden ebenfalls und weit schwerer zu tragen haben. Die Vereinigten Staaten sind jetzt schon einer von Japans besten Kunden, indem sie allein ein Drittel seiner Ausfuhr aufnehmen; Japan bezieht aber auch ein Fünftel seiner Einfuhr von ihnen. Dieser gesamte Warenaustausch vollzieht sich jetzt noch mit schweren Frachtkosten auf weiten Umwegen. Denn der raschere Weg über die amerikanischen Eisenbahnen bedeutet eine schmerzhafte Steuer an diese, denen man Säumigkeit in der Ausnützung von Gelegenheiten nicht vorwerfen kann, der billige Seeweg aber (zudem in Suez gleichfalls mit Kanalgebühren belastet) einen enormen Zeitverlust. An beiden wird der Panama-Kanal sparen helfen; und der Güteraustausch wird sich auf Waren ausdehnen können, die bisher kaum den Transport lohnten, wie die billigen japanischen Porzellane und Gewebe und die Phosphate aus dem Süden der Vereinigten Staaten. Die wichtigsten Massengüter Amerikas kommen mit Ausnahme von Mehl und Petroleum fast alle aus den atlantischen Häfen nach Japan, besonders Baumwolle und die vielseitigen Erzeugnisse der Schwerindustrie.

Für die südliche der neuen großen Handelsstraßen über den Stillen Ozean nach China hatte die Union noch Hand auf alle wesentlichen Zwischenstationen und auf die Kohlenversorgung legen können; für die nördliche wird sich, wie Admiral Baron Himotsuki in der Eröffnungssitzung der Tai-hei-yo-kyokai richtig hervorgehoben hat, Japan einer gewinnbringenden Mittlerstellung erfreuen, und wenn es nur die Kohlen- und Wasserversorgung beträfe. Die Tonne Wasser kostet in Hongkong 1 Mark, in Hakodate 0,60, in Kobe 0,50, in Yokohama nur 0,34 Mark; der Preis dafür könnte also auch in Japan noch gesteigert werden. Ein eigentümlicher Vorteil Japans wird sich immer mehr geltend machen, nämlich die Differenzierung seiner Häfen, von denen sich Yokohama immer mehr zum Export-, Kobe zum wichtigsten Import-Hafen entwickelt hat, während die Haupthäfen zur Kohlenübernahme auf der Kohleninsel Kyushu liegen: Nagasaki und Moji bei Shimonoseki, dieser freilich nur etwa 25 Dampfer zu gleicher Zeit fassend und wegen einer starken Strömung in der tückischen Meerenge bei den Seeleuten wenig beliebt. Doch könnte die weite Bucht der Seidenindustrie-Stadt Hakata in Kyushu hier ergänzend eintreten und die Hokkaido-Kohle könnte in Hakodate oder dem neuen, mit dem Kapital der englischen Waffenfabriken geschaffenen Emporium Muroran übernommen werden.

Durch diese Rollenverteilung seiner Häfen ist von allen Gegenspielern der Union, von der Sonderstellung Englands abgesehen, allein Japan in der Lage, den amerikanischen Kanaltarif-Feinheiten und dem gewagten Spiel mit dem Rechtsbegriff der Küstenschiffahrt mit gleicher Münze zu begegnen, namentlich wenn man den steigenden amerikanischen Anteil am mandschurischen Handel mit in Erwägung zieht.

Ganz unberechenbar ist, wie Japan und die Vereinigten Staaten, wenn sie sich handelspolitische Freundlichkeiten erweisen wollen, mit Hilfe des Begriffes der Küstenschiffahrt dem europäischen und chinesischen Wettbewerb mitspielen können (wobei übrigens Australien mit bösem Beispiel vorangegangen ist); sie können das namentlich solchen Staaten gegenüber, bei denen das Anlaufen eines einzigen Hafens zur Erfüllung aller Obliegenheiten und Befriedigung aller Bedürfnisse einer internationalen Dampferlinie genügt, wie in Deutschland und Frankreich, Österreich, Italien und Rußland und meist auch in China. Einzelne Wolken sind an dieser Stelle des Sehkreises schon aufgestiegen; als ein deutscher Dampfer amerikanische Passagiere nach einer Weltreise nicht wieder in Amerika landen durfte, weil in diesem Falle die Fahrt um die Erde von Newyork über Afrika, Europa und Asien nach San Francisco als „amerikanische Küstenfahrt" aufgefaßt worden war; als Japan in kluger Voraussicht das Recht des Anlaufens mehrerer Häfen in seinen Handelsverträgen an das Zugeständnis voller Gegenseitigkeit knüpfte; und als die Union England um die Früchte des Hay-Pauncefote-Vertrages, die Gleichberechtigung aller Schiffe bei der Erhebung der Kanalgebühren prellte, da es ja kein amerikanisches Schiff gibt, das nicht im weitesten Sinne Küstenschiffahrt triebe, wenn es den Kanal durchfährt.

Handelspolitisch betrachtet, bedeutet also der neue Kanal ohne Zweifel eine Förderung der zwei neuen Weltmächte am Stillen Ozean und eine Schädigung der alten, dem Atlantischen Ozean zugekehrten Großmächte. Er vermehrt das Gewicht Amerikas auf dem chinesischen Markt und seinen jetzt schon hie und da unbequem empfundenen Druck auf das russische Küstengebiet, wirft aber Japan immerhin Zwischengewinne zu, so daß es sich recht gut mit der neuen Lage aussöhnen könnte, wenn nicht die strategische Seite der Panama-Stellung ihm den Schlummer störte.

Der Kanal befreit die Union fast ganz von ihrer größten strategi-

schen Schwäche, der Zwei-Fronten-Flotte. Daß er stark befestigt, mit dem besten Material an Kanonen und Haubitzen ausgerüstet wird (und zwar bezeichnenderweise die Insel am Westausgang zuerst), steht zum Schmerz aller Friedensfreunde längst außer Zweifel. Trotz aller Befestigungen und vorgelagerten Marinestationen kann aber eine Verkehrsader von so raffinierter Technik leicht zerstört oder doch unterbrochen werden. Deshalb werden alle Einwanderungen und Ansiedlungen von Japanern und Tagalen in der Kanalzone, wie die Verbindungen Ostasiens mit dem spanischen Amerika überhaupt, mit argwöhnischer Aufmerksamkeit überwacht. Welcher radikalen Schritte man in der neuen Welt neben allem Friedensgerede fähig ist, das beweist der im Senat gestellte und beifällig aufgenommene Antrag: die Monroe-Doktrin dahin auszudehnen, daß sie jeden Grunderwerb auf amerikanischem Boden solchen Gesellschaften verbiete, deren Kapital nicht mehr als zur Hälfte amerikanisch ist. Aber auch ohne solche Gewaltmaßregeln wird der Kanal das spanische Sprachgebiet im südlichen und westlichen Mittelamerika aufrütteln, der englischen Weltsprache neue Bahn in diesen letzten, bisher noch nicht für sie aufgeschlossenen Teil der Erde brechen und die über ihm schwebende Zuchtrute wirksam näher bringen. In diesem Verhältnis, wie im ostasiatisch-amerikanischen, wird die neue Weltverkehrsader beschleunigend, verschärfend, Licht und Schatten im Bilde verstärkend wirken und Spannungen, die ohne sie noch lange latent bleiben könnten, einer akuten Lösung entgegendrängen. Auf diese Erkenntnis vor allem kam es uns an, als wir ihre wahrscheinlichen Wirkungen in diesem Zusammenhang vom japanischen Standpunkt aus zu prüfen versuchten.

Es ist schon einmal (im 14. Kapitel) die Überzeugung vertreten worden, daß sich alle gefährlichen Fragen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten ohne bewaffneten Zusammenstoß regeln ließen, wenn sie dauernd rein verstandesmäßig behandelt werden könnten. Aber gerade zwischen dem Ost- und dem Westufer des Großen Ozeans begegnet eine solche Behandlung den größten Schwierigkeiten aus dem absoluten Mißverstehen auf dem Gebiete der Imponderabilien heraus, und zwar liegt die Schuld daran fast ausschließlich auf amerikanischer Seite, wo man in glücklicher Selbstgefälligkeit gar keine Ahnung hat, wie man auf den feinsten Gefühlssaiten der anderen herumkratzt und wie sehr man, selbst mit an sich durchaus anzuerkennenden Vorzügen des eigenen Wesens, lebensnotwendige Werte einer so ganz anders begründeten, älteren und — sagen wir es gerade heraus — vornehmeren Kultur gefährdet.

Zu den Fragen, in denen gegensätzliche Spannungen auf solchen Gebieten einer friedlichen Lösung widerstreben, in denen obendrein die Verständigung durch die amerikanische Mission im Lande weit mehr erschwert als erleichtert wird, weil ihr der uralte Rechtssatz „beneficia non obtruduntur!" völlig fremd ist, gehören keine geringeren als z. B.: die Rassen-Zurücksetzung in Einwanderungs- und Schulfragen, die Zukunft der Philippinen und der Hawai-Inselgruppe, die nordchinesischen Eisenbahnprojekte der Amerikaner, namentlich soweit sie die mit Blut erworbene Sonderstellung Japans in der Mandschurei betreffen. Vor dem Schatten, den diese Gegensätze vorauswerfen, treten die rein wirtschaftlich zu ordnenden Dinge zurück, wie u. a. die Frage, ob die Vereinigten Staaten mit ihren hohen Löhnen und ihrem anspruchsvollen Arbeiter- und Dienstpersonal gegenüber der ostasiatischen Konkurrenz überhaupt noch eine Handelsmarine und eine ihrer Zukunftshoffnungen und ihres Kanalprojektes würdige Transportflotte auf die Beine bringen können.

Die Philippinen-Frage wird diesseits und jenseits des Großen Wassers begreiflicherweise in einem ganz verschiedenen Lichte gesehen; in Amerika betrachtet man den Erwerb der Inselgruppe als eine selbstlose Befreiungs- und Erlösungsaktion gegenüber farbigen Menschenbrüdern, mit denen man sich allerdings nicht in dasselbe Eisenbahnabteil zusammensetzen kann, und die man, sobald man unter sich ist, genau ebenso Niggers nennt, wie anderswo . . . und deren eigener Fehler es eben ist, wenn sie auf den Leim schöner Redensarten gekrabbelt sind und Worte für Taten genommen haben. In der Malaienwelt und dem von ihr als führende Großmacht angesehenen Japan hält man mit einem allgemeinen, wenn auch verschleierten Haß diese Versprechungen und die Wirklichkeit gegeneinander, fragt sich, wie die gewaltigen, für die Befestigung von Manila ausgegebenen Summen sich mit den Anträgen auf allmähliche Selbstregierung vereinigen lassen sollen und trägt mit fast noch mehr Groll, als man ihn einer unverhüllten Gewaltherrschaft entgegenbringen würde, die lähmende Ungewißheit über das endliche Schicksal. Dieses Schicksal aber wird vom Parteienspiel der Vereinigten Staaten wunderlich genug hin und her gezerrt. Eine starke Partei sieht in dem kostspieligen, Haß und Mißtrauen säenden und gefährliche Angriffsflächen schaffenden Besitz einen „weißen Elefanten", den man nicht schnell genug durch Aufgeben oder Gewährung von Autonomie los werden könne. Einen Weg dazu wies die Jones-Bill, die eine aus freien Wahlen hervorgehende gesetzgebende Gewalt und einen von Washington ernannten Präsidenten vorsah, und wenn diese Verfassung sieben Jahre lang befriedigend gearbeitet haben würde, ein völliges Zurückziehen der Vereinigten Staaten: ein Programm, zu dessen Gunsten sich auch der neugewählte Präsident Wilson ausgesprochen hat, dessen Durchsetzung ihm aber nicht leicht fallen dürfte. Es wäre

ungefähr, was man den Filipinos versprochen hatte, als man sie gegen ihre ehemaligen Herren brauchte. Aber dagegen bäumt sich die Partei der Vergewaltigung und Ausbeutung mächtig auf, führt ins Treffen, daß damit der ganze geschäftliche Nutzen, den man sich von den Inseln erwartet hatte, sogar der Einfluß des amerikanischen Kapitals gefährdet würde, da die Amerikaner auf den Philippinen genau so verhaßt seien, wie im lateinischen Amerika, vor allem in Mexiko. Davon sind die Sachkundigen beider Parteien gleichmäßig überzeugt. Taft hatte gut reden, als er — noch als Kriegsminister — die offizielle Politik der Vereinigten Staaten feierlich festlegte mit den tönenden Worten, es sei das Ziel der Union, „die Philippinen zum Segen, zur Wohlfahrt und Hebung des Inselvolkes zu regieren, ihnen schrittweise, in weiterem und weiterem Umfang die nationale Selbstverwaltung zu übertragen in dem Grade, wie sie sich dazu fähig erwiesen. . . . Wenn diese Fähigkeit von der ganzen Bevölkerung der Philippinen erreicht sei, wenn Gesetz und Ordnung, gleichmäßiger rechtlicher Schutz für reich und arm gesichert sei, und das Volk wolle dann die völlige Unabhängigkeit von den Vereinigten Staaten, dann werde sie ihm gegeben werden".

Diese schönen Worte mußten denen, an die sie gerichtet waren, als blutiger Hohn erscheinen, wenn sie erwogen, daß die Beurteilung ihrer Fähigkeit zur Selbstregierung ausschließlich bei dem Kongreß einer rassefremden Macht stehen solle, der es in seinem eigensten Machtbereich noch nicht annähernd dahin gebracht hat, daß Gesetz und Recht gleichmäßig reich und arm zum Schutze dienen, im Lande der Gesetzesverhöhnung durch die Trusts, der Staatsohnmacht gegenüber der Macht der Eisenbahngesellschaften, der Höchstzahl unbestrafter Mordtaten, der Blüte von Tammany, der Newyorker Polizei und des Negerlynchens.

Darum hieß es auch in der bedeutungsvollen Adresse der ersten frei gewählten gesetzgebenden Versammlung auf den Philippinen an den Kongreß: „Da das Volk der Philippinen, fest davon überzeugt, daß es die wirksame Fähigkeit zur Selbstregierung als zivilisierte Nation besitzt, brennend wünscht, unabhängig zu sein" — aber über diese Wünsche hinweg geht die Verwaltung und Befestigung der Inselgruppe, als ob sie ein dauernder Bestandteil der Union bleiben solle. Mit mehr Geräusch und Glanz, als Geschmack und Takt wird der 4. Juli, der Unabhängigkeitstag Nordamerikas, gefeiert; aber zweideutige Inschriften zieren bei dieser Gelegenheit die Festwagen der Eingeborenen, und wenn auch 5000 Schulkinder bei solchen Festen das Sternenbanner schwenken, so ruht doch daheim an heiliger Stelle verborgen der Katipunan, die alte, streng verbotene Nationalflagge. Auch der Katipunan hat Streifen, aber rot und blau, mit einem weißen Dreieck davor, in

dem eine von drei Sternen umgebene goldene Sonne steht — und vereinigt so seltsam die Wahrzeichen der Ost- und der Westmacht des Großen Ozeans. Auf die Frage, wie denn nun eigentlich die bannerschwenkenden Kinder zu diesem Symbol ständen, wurde einem Wißbegierigen die überzeugte Antwort: „Sie hassen die Flagge, jedes einzelne von ihnen. Die Amerikaner werden Ihnen sagen, dem sei nicht so, aber ich sage Ihnen, jedes Kind wird zu Hause gelehrt, die Sterne und Streifen zu hassen. Die Amerikaner wissen nichts von unserer wirklichen Natur und werden nie etwas davon ahnen. Wir sind Orientalen und zeigen unsere Gefühle nicht, und deshalb werden Sie hören, die Masse unseres Volkes sei indifferent und habe keinen starken Wunsch nach Unabhängigkeit. Das ist nicht wahr. Wir schwenken das Sternen- und Streifenbanner jetzt, weil wir müssen; und wir hassen es, je länger desto mehr."

Die Insulaner sind in Parteien gespalten, die sich aber nur darin unterscheiden, daß die Progressisten die Oberherrschaft der Vereinigten Staaten als notwendiges Übel noch eine Weile ertragen wollen, aber selbstverständlich mit dem Endziel schließlicher Unabhängigkeit, während die Mehrheit, die Nationalisten, dieses Ziel nicht hinausgeschoben sehen will und seine sofortige Verwirklichung anstrebt. Ihr Programm verrät sich deutlich in den Namen ihrer Unterparteien, der Independisten, Immediatisten und Urgentisten. Wohl verschließen sich viele der gemäßigteren Nationalisten nicht der Erkenntnis, daß an sich ein paar Jahre der Führung noch sehr nottäten, wenn die Inseln nicht den Zuständen mittelamerikanischer Staatsgebilde verfallen sollen; aber das Mißtrauen zu dem Vormund ist so groß, die Überzeugung von einer zunehmenden Schwierigkeit der Befreiung — wenn erst noch mehr amerikanische Interessen in dem reichen Lande festgewachsen sein würden — so tief gewurzelt, daß man lieber diese Gefahr mit in den Kauf nähme.

So ist das Festhalten der Philippinen unter der amerikanischen Oberhoheit lediglich eine Frage der Gewalt. Zur Zeit haben freilich die Insulaner weder militärisch noch wirtschaftlich die Kraft, um (z. B. durch Streiks) sich wirksam dagegen aufzulehnen; aber ebenso sicher ist, daß die derzeitigen Besitzer die Inseln nicht im Zaume halten könnten, wenn eine Gewalt von außen ihnen in den Arm fiele und ihre Kräfte anderweitig fesselte. Alle Anhäufung stärkster Abwehrmittel um Manila selbst und auf der Insel Corregidor, vollends die zweischneidige Maßregel einer Bewaffnung der Einwohner, auch nur eines für verlässig gehaltenen Teiles, vermöchte daran nichts zu ändern.

Die benachbarte Macht, die bei der jetzigen Weltlage allein eine solche Gewalt ausüben könnte, beschränkt sich vorerst darauf, sich

durch vorzügliche Verbindungen und verlässige Informationen über die Lage auf den Inseln auf dem Laufenden zu erhalten; bei dieser Vorbereitungsarbeit, und bei dem Bestreben, stets über eine entsprechende Anzahl landeskundiger Persönlichkeiten zu verfügen, fallen natürlich bisweilen Opfer, deren Entdeckung dann hier und dort leises Unbehagen hervorruft. Klugheit, Opferwilligkeit und Skrupellosigkeit, sobald es sich um Nutz und Frommen des Vaterlandes handelt, auf der asiatischen, Bestechlichkeit und Sorglosigkeit auf der amerikanischen Seite bieten aber immer neue Gelegenheit zur „Information", und im ganzen dürfte die Kenntnis der Örtlichkeiten und Stimmungen für unvorhergesehene Fälle auf der asiatischen Seite wesentlich besser sein.

Je härter und drückender die Hand der weißen Macht auf den Inseln lastet, desto günstigere Vorbedingungen sind für Gegner geschaffen. Je mehr hingegen die Versprechungen an die Filipinos ehrlich ihrem Geiste nach gehalten werden, je mehr sie sich an bürgerliche Freiheit im amerikanischen Sinne gewöhnen und so vom japanischen Bürgerideal abweichen, desto unverdaulicher würde das südliche Inselreich für das nördliche werden. Allein die Politik des guten Philippinen-Kenners Taft, der auf diese weitsichtige Lösung hinarbeitete, dürfte wohl, sogar wenn sie sein Nachfolger aufnimmt, einer übermächtigen Gegnerschaft mit vorgespannter Rassenhetze begegnen, und so wird Amerika wohl an dieser einzigen Lösung vorübergleiten, die Japan das Wasser abgraben könnte.

Noch weit heikler, weil hier die Rassengegensätze unmittelbar aufeinanderprallen, ist das in bezug auf die Einwandererfrage schon im 15. Kapitel gestreifte Hawai-Problem. Da schwimmt eine dünne weiße Oberschicht über einer Arbeiterbevölkerung, die jetzt schon großenteils aus Ostasiaten besteht (80 000 Japaner und über 20 000 Chinesen, also die gute Hälfte der Gesamteinwohnerzahl von 200 000), ohne deren Arbeit aber die weißen Pflanzer nicht bestehen können. Das war so lange harmlos, als den Massen die geistigen Führer fehlten; aber diese Führer stellt ihnen nun die miteingewanderte japanische Intelligenz. Während man gegen die nicht im Lande geborenen Einwanderer Abwehrmittel hat, die allerdings mit Vorsicht gebraucht werden müssen, ist man völlig waffenlos gegenüber den im Lande geborenen Ostasiaten, die vollgültige amerikanische Staatsbürger mit aktivem und passivem Wahlrecht sind, aber — und da liegt der Schwerpunkt — nicht assimiliert. Das Zahlenverhältnis der so politisch gleichberechtigt werdenden Japaner unter 21 Jahren zu den Hawaianern ist aber jetzt schon wie 2 zu 1, zu den Halbhawaianern wie 4 zu 1, zu den Portugiesen wie 10 zu 6, zu den eigentlichen Amerikanern und Europäern zusammen wie 5 zu 1: das heißt aber nichts anderes, als daß die überlegene Rassen-

tüchtigkeit der Japaner in ihrer eugenetischen Leistungsfähigkeit auf dem ihnen zusagenden Boden die Inselgruppe in einer weiteren Geschlechtsfolge völlig durchdrungen haben wird; den Bestand zweier Reservedivisionen haben sie dort ohnehin schon. Nur Gewalt, offenbares Unrecht könnte das ändern, eine Rassendifferenzierung etwa nach dem Vorbilde von Columbia, durch die alle in Hawai geborenen Ostasiaten des vollen Bürgerrechtes beraubt würden. Verlangt wird eine solche Maßregel von Männern aus den Vereinigten Staaten, die die Gefahr der Lage überschauen; aber wer wagt sie angesichts des scharfen Wettbewerbes in Ostasien, der besonderen Stellung, die gerade Amerika gegenüber der Neubildung in China eingenommen hat, und der in dieser Ehrensache höchst empfindlichen japanischen Großmacht, die hier vor einem non possumus steht — und zwar aus inneren, selbst von dieser starken Regierung unberechenbaren und unlenkbaren völkerpsychologischen Gründen.

Die Rassenfrage, das Farbenproblem! Vom Standpunkt der Einwanderer haben wir sie schon betrachtet; nun haben wir sie auf ihren Spannungsgehalt in den Randgebieten des Stillen Ozeans zu prüfen. Merkwürdig genug, daß die japanische Bezeichnung „Tai-hei-yo" für den der Umgangssprache, aber nicht der Schriftzeichen und der feineren Betonungswerte Kundigen die feine Ironie eines Doppelsinnes enthält: „Der Ozean des Friedens" kann von ihm als „Die große Soldaten-Gelegenheit" verstanden werden. Auch „eine gänzliche Niederlage" klingt als Unterton ominös in diesem Worte mit.

Die Ostasiaten sind in den weißen Randstaaten wirtschaftlich zum Teil unentbehrlich, zum Teil ohne Gewalt und Unrecht nicht mehr fern zu halten, und gleichzeitig gefürchtet, politisch gefürchtet und gehaßt, seit die ursprüngliche Rassenverachtung der privatwirtschaftlichen Furcht vor dem chinesischen Volkstum und der militärischen und staatswirtschaftlichen vor der japanischen Staatskraft Platz gemacht hat. Die Abneigung ist etwas größer gegen den Chinesen, die Furcht größer vor dem Japaner, aber das Gefühl, ob man es beklagen oder loben möge, ist da, beherrscht ziemlich gleichmäßig die Weststaaten der Union, Westkanada und Australien und mit verschwindenden Ausnahmen die weißen „Residenten", Kaufleute und Missionäre der ostasiatischen Fremdenniederlassungen und wird nirgends verhehlt, sobald sie unter sich sind.

Auf sich allein gestellt, würden die weißen Randstaaten zu den törichtsten und kurzsichtigsten, eine Katastrophe nur beschleunigenden Abwehrmitteln greifen; Beispiele dafür gibt es genug. Aber zu ihrem Glück sind sie dank der zwingendsten Gewalt, der Furcht und der Erkenntnis ihrer absoluten Unfähigkeit, allein mit ihren Kräften den Folgen

des von ihnen gewünschten Handelns zu begegnen, auf die weitsichtigeren auswärtigen Ämter der angelsächsischen Großmächte angewiesen, deren Kreise sie oft genug gestört haben. Diese Ämter haben bis jetzt noch jede Gefahr beschworen, aber von London aus mit weit geschickteren Händen, als von Washington her, wo man zuweilen ganz falsche Töne anschlug, z. B. mit der Kriegsflottenreise den sachkundigen Augen in Japan mehr Schwächen als Stärken enthüllte.

Ihre Auswanderer versteht keine der großen Weltmächte so fest bei der Fahne zu halten, wie die jüngste, und zwar nicht so sehr die den oberen Zehntausend entstammenden, als gerade die Massen. Wenn irgendwo bei ihnen die assimilierende Kraft der östlichen atlantischen Staaten, des großen Newyork anziehend wirken kann, so ist es bei dem wohlhabenden, überstudierten, an rassenerhaltender Eigenschaft aber wertloser gewordenen Teil der ostasiatischen Kolonie. Er befolgt die schwächlichen Ratschläge japanischer Intellektueller, wie Prof. Abe, paßt sich an und geht seinem Volkstum und dessen Entwicklung verloren, wie Jahrhunderte lang der Tscheche in Wien, der Deutsche in englischen Kolonien, um den Preis, dadurch zwar, nach seiner Meinung, ein vollwertiges Gesellschaftsmitglied, aber Dünger für eine andere Rasse zu werden.

Die große Mehrheit der ostasiatischen Auswanderer hat bis jetzt diesem Vorgang einen bewundernswerten instinktiven Widerstand entgegengesetzt, mehr als irgendein anderer Bestandteil im Volkskonglomerat der Vereinigten Staaten; und so lange dieser Widerstand währt, so lange für seine treuesten Söhne die Imponderabilien des fernen, vielleicht nie wieder für sie erreichbaren Heimatlandes schwerer wiegen, als alle materiellen Segnungen des Arbeitslandes, so lange wird die japanische Einwanderungsfrage mit jenem gefährlichen, intellektuell nicht aufgehenden ethnischen Rest belastet bleiben und ein Spannungsmoment enthalten, das gewaltsamen Lösungen zudrängt. So lange wird auch Jahr für Jahr die oft beanstandete große, dem amerikanischen Wirtschaftsleben entzogene Sparsumme von San Francisco, Seattle und Hawai nach Ostasien zurückfließen (auf zwischen 30 und 40 Millionen Mark jährlich wird sie von Sachkundigen, wohl aber eher zu tief, geschätzt), und so lange wird der gelbe Mann seinem weißen Arbeitskollegen durch Sparsamkeit, Wirtschaftlichkeit, Festhalten an seiner Landsmannschaft und eine gewisse Clan-Bildung gegen ihn ärgerlich auffallen. Das ist aber der letzte unlautere Grund des immer wieder auflodernden Hasses: die billigere und mindestens in der Verwertung der Rohprodukte in Gartenbau, Fischerei, exakter Zimmermannsarbeit völlig ebenbürtige und sozial nicht anzufechtende Leistung. Man möchte wohl in Ostasien die offene Tür für den Warenabsatz, in einen Kampf, in dem man sich den anderen wegen ihrer sozialeren Eigenschaften überlegen weiß; aber man möchte die eigene Tür zuhalten, wo der Wettbewerb dieser Eigenschaften den eigenen Egoismus stört, und ist wütend, daß dieses System seit dem wirklichen Erwachen des Ostens nicht mehr zu halten ist. So stellt sich, des Cants entkleidet und mit den Augen der Menge betrachtet, die Rassenfrage auf dem Ostufer des Großen Ozeans dar.

Nur ganz hochwertige Erziehung kann allmählich das Rassenvorurteil in den Vereinigten Staaten überwinden, in das zudem durch die seltsamen konventionellen Lügen, die dort die Negerfrage umgeben, und ein Hineintragen biblischer Elemente in Angelegenheiten, in denen sie wirklich nichts zu tun haben, ein kaum entwirrbarer Einschlag geraten ist. Aber solche Erziehung wirkt langsam, erfaßt zuerst Kreise, die in der Politik wenig unmittelbare Kraft haben, wie z. B. die auch von Japan aufgegriffene Maßregel des Professoren-Austausches, und setzt sich spät in der Presse durch, die in beiden Ländern einen Lieblingsgegenstand zum Füllen der Spalten mit populärem Stoff ungern fahren läßt. Je fester eine Persönlichkeit in uralter Lebens- und Ausdruckskultur steht, wie der sein Erbe noch festhaltende Teil Ostasiens, um so eher vermag sie technische Zivilisation von einer anderen Kultur zu übernehmen, ohne an Eigenart zu verlieren. Wo aber rasch reich gewordene Emporkömmlinge, nur in materiellem Streben voranstehend, in der Mehrzahl kulturarm, nur zivilisationsgetränkt, die Unüberwindbarkeit wirklicher Kultur mit anständigen Mitteln erfahren müssen, da liegt die Umwandlung ihrer dadurch gehemmten Ausdehnungsbewegung in unkontrollierbare Überhitzungsgrade nahe, wie auch einem durch lange Kulturgewöhnung nicht gezügelten Temperament der Griff zu kommentwidrigen Waffen, wodurch sie erst dem Gegner eine Gewaltlösung aufdrängen, die er sich gern erspart hätte. Die Rassenkonflikte zu überwinden, vermag vielleicht in sich gefestigte persönliche Kultur, die sich Toleranz gestatten kann, weil sie das zur Kultur gehörige reinliche Rassengefühl nicht als Überhebung der anderen Rasse gegenüber, sondern als Verpflichtung, auch zu weit gehender sexueller Enthaltsamkeit, der eigenen gegenüber immer lebendig empfindet. Rassenhochmut auf der einen Seite und leichtsinniges Ausstreuen von Menschensaat auf fremden Rassenboden auf der anderen vertragen sich nicht. Aber dieser Weg, der zwar Gemeinsamkeit der Menschheitsgüter, aber nicht der allermenschlichsten möglich macht, ist ein unbequemer und undemokratischer Weg. Deshalb stand von allen Kolonialmächten England am sichersten der Rassenfrage gegenüber, solange es in seinem innersten Gefühle aristokratisch war, und verlor diese Sicherheit des Instinktes mit seiner fortschreitenden Demokratisierung.

Als die Labour Party die beherrschende Macht im australischen Staatsleben wurde, da begann nicht etwa eine Zeit, in der man den eigenen schönen kosmopolitischen Worten entsprechend an einer vorbildlichen Lösung der Rassenfrage zu arbeiten begann, die Gemeinschaft der menschlich Würdigsten herbeizuführen trachtete, dagegen die tierische Gemeinsamkeit der Geschlechtsfreuden und alkoholischen Exzesse zwischen fremden Rassen zu unterbinden suchte, sondern der arbeitslustige, auch der gebildete farbige Besucher fand verschlossenere Tore als je zuvor, in Klubs und Meetings, auf dem Lande und in der Werkstatt, ja, er wurde schroffer abgelehnt als in Amerika, wo der Einfluß der plutokratischer geschichteten Oststaaten mildernd dazwischen trat.

Spät genug schreckte der Schatten des wachsenden japanischen Einflusses auch in der Südsee Australien aus seinem selbstsicheren wirtschaftlichen Egoismus empor. Wir müssen dem Sidney Herald recht geben: wenn Australien seine Stellung in der Südsee festhalten will, muß es hinausgehen, nicht daheim sitzen und protestieren. Da sitzt eine Bevölkerung von nicht 5 Millionen auf einer Fläche von 3 Millionen Quadratmeilen, an der am dichtesten bevölkerten Stelle mit etwa fünfzehn Menschen auf der Quadratmeile, an den lichtesten mit einem Menschen auf 4 Quadratmeilen, mit schwacher, stetig sinkender Volksvermehrung trotz Geburtenprämien, unentgeltlicher Wöchnerinnenpflege und ärztlicher Fürsorge, also ohne Bevölkerungs- und Kraftüberschuß für die doch angestrebte Ausdehnung. Einem solchen Staatswesen schrieb mit Recht eine seiner eigenen Zeitschriften ins Stammbuch: „Moderne Mächte fragen wenig nach moralischen Rechten, und selbst, wenn es zur Frage danach käme: was würde ein unparteiischer Beobachter zu einem Individuum sagen, das einen reichen Weidegrund verführerisch leer läßt, sogar ohne schützenden Zaun, während andere sich um Wohnraum drängen müssen?" Bemerkenswert ist dabei, daß der Schreiber offenbar andeuten will: die Leere des Weidegrundes sei mehr oder weniger Australiens eigene Schuld. Gewiß hat die Politik der australischen Kolonie bisher keine Neigung gezeigt, die Bevölkerungszunahme zu beschleunigen, die nötig wäre, um Invasionen auf dem Gebiete des Handels (commercial invasion) zu verhindern, wie sehr sie auch zum Glück des Einzelnen beitragen mag. Es ist keine heitere Betrachtung, daß der Fortschritt nur durch Leid und Schmerzen erkauft werden kann, aber es scheint unbestreitbar, daß Abwehr der Konkurrenz, hohe Löhne ohne scharfen Wettbewerb darum, allgemeine Schutzmaßregeln, die das Volk wie eine Glasglocke vor den Übeln des Lebens schirmen, ein Erhalten der Gegenwart auf Kosten der Zukunft bedeuten.

Unter natürlichen Lebensbedingungen haben alle Völker den Drang, sich so lange auszubreiten, als der Widerstand, der sich dem entgegenstellt, nicht größer ist als ihre Kraft, ihn zu überwinden. Dieser natürliche Drang hat die Japaner in die Südsee geführt und wird sie weiter dorthin führen, ganz unabhängig von irgendwelchen Expansionsgelüsten, an die wohl tatsächlich zur Zeit nicht gedacht wird; und diese Erscheinung wird andauern, so lange ihnen nicht eine ebenbürtige Widerstandskraft im Konkurrenzkampf entgegentritt. Trotzdem ist es töricht, zu glauben, daß all das einen dunklen, auf politische Eroberungen abzielenden Plan Japans verrate. Natürlich würde Japan einen Landzuwachs nicht ablehnen, wenn er sich im natürlichen Verlaufe der Dinge darbieten sollte; aber es scheint wenig wahrscheinlich, daß es mit anderen Völkern um einiger Inseln willen Händel suchen werde.

Bei dem Verhältnis Japans zu den lateinischen Siedlungen am Großen Ozean stößt Südvolk auf Südvolk mit vielfach verwandten Anschauungen und Lebensbedingungen, nur Südländer mit frischer Energie auf solche, die im Besitz weiter, nicht von drängender Volkszahl erfüllter Gebiete lässig geworden sind. Schon an anderer Stelle hatten wir gesehen, wie die schwächeren Teile des spanischen Südamerika den Schutz gegen ihren großen Nachbarn wittern und begrüßen, während sich Argentinien und Chile abwehrend verhalten, und Brasilien einfach den erwünschten Arbeiterzuzug aus der ihm abgelegenen asiatischen Großmacht fördert, also die ganze Frage rein vom Standpunkt sozialer Ergänzung in Angebot und Nachfrage behandelt. Dem lässigen spanischen Volkselement in den heißen Zonen sind zudem die emsigen Arbeiter und ihre dienende, höfliche Hilfe bequem, wie übrigens auch dem französischen in Neukaledonien. Auch manche kleine verwandte Züge erleichtern die Verständigung und Symbiose: ähnlicher Geschmack in der Ernährung (Vorliebe für Reis u. a.), Freude an äußerlicher, umständlicher Höflichkeit, am Markten und Handeln als Zeitvertreib, das Rufen nach Bedienung durch Händeklatschen, die Begrüßungsweise, die stets bereite Zigarette, die Gewohnheit, dem Besucher zu jeder Zeit Tee und geistige Getränke vorzusetzen, immer Zeit für Besuche zu haben, überhaupt das stillschweigende Einverständnis über die geringere Wertung der Zeit, der man sich nicht so zum Sklaven machen will, um ihr Muße und Siesta zu opfern, wenn das spanische „Manana", das japanische „Tadaima" unangenehme Dinge zwar bejaht, aber zunächst lieber beiseite schiebt, als sie sofort zu erledigen.

Selbst diese instinktive Anziehung der beiden Südvölker ist der großen, so völlig anders gearteten nordamerikanischen Republik längst ein Gegenstand des Argwohns geworden, und dieser Argwohn wird sich zu einem weiteren Spannungsmoment steigern durch die intensivere Be-

rührung, die sein Träger selbst mit dem Bau des Panama-Kanals zwischen Süd- und Mittelamerika und der ostasiatischen Großmacht angebahnt hat.

Ein „Triften zum Schlechteren" ist in den Rassenbeziehungen zwischen den Ufern des Großen Ozeans, mehr aus Stimmungs- als aus Vernunftgründen herrührend, zu erkennen und wird auch auf ostasiatischer Seite nicht abgeleugnet. Shigejiro Ogawa konstatiert mit Bedauern in der Central Review, was ohnehin keinem Beobachter entgehen kann: daß nicht nur der offizielle Staat, sondern auch die japanische Wissenschaft und Gesellschaft immer mehr einem Zusammenarbeiten mit den alten europäischen Kulturmächten zuneigt und immer mehr von dem mit Amerika abkommt, auch da, wo Amerika augenscheinlich materielle Erfolge hat. Aber er geht an der Tatsache vorbei, die diese Erscheinung zwanglos erklärt, daß nämlich das Japan von heute seine ganze Tradition aufgeben müßte, einen Bruch mit seiner Geschichte, wie China, zu vollziehen hätte, wenn es sich mit amerikanischem Geist erfüllen wollte. Von einem solchen Bruch aber will die überwältigende Mehrheit des Inselvolkes so wenig wissen, wie die des eigentlichen England oder Deutschland, und deshalb vor allem scheut sie sich, ihre Studenten zu amerikanisieren: sehr ermutigend ist auch der Erfolg dieser Maßregel in China nicht gewesen. Der Amerika blind vergötternde Japaner stellt die intellektuelle Annäherung Deutschlands an Amerika als Vorbild hin: aber er soll wissen, daß viele und nicht die schlechtesten Deutschen darin eine Gefährdung dessen sehen, was sie an ihrem Volke für das Wertvollste hielten. Der Geschäftslärm der amerikanischen Städte hat ihn betäubt und die gewaltige, von Energie und Organisationstalent emporgetürmte Fassade seinen Blick so geblendet, daß er die Kehrseite nicht mehr erkennen kann: die Tatsache, daß man natürlich da am eifrigsten hinter der Abhilfe von Schäden her sein muß, wo sie am ärgsten auftreten. Nur dieses Übersehen konnte die grenzenlose Bewunderung auf kriminologischem Gebiet erzeugen, für ein Land mit dem Rekord in bezug auf ungesühnte Verbrechen. Er will eine neue Welle von japanischen Studenten nach Amerika werfen; es sieht aber nicht so aus, als ob sie dort gastliche Ufer fände. Der Mann ist typisch für jenen Teil der japanischen öffentlichen Meinung, der seine Besserung der japanisch-amerikanischen Beziehungen dadurch erhofft, daß beide Teile sich näher auf den Leib rücken, auf wissenschaftlichem wie geschäftlichem Boden.

Wer es mit beiden wohl meint, wünscht viel eher, daß sie sich noch geraume Zeit vorsichtig und klug auseinander halten, damit nicht aus einer unweisen Mischung plötzlich jene dunkle Unterströmung hervorbreche, die auch Prof. Nagai als vorhanden zugeben muß, ein Mann, der im übrigen die starken und zahlreichen Vernunftgründe gegen eine bewaffnete Auseinandersetzung so gut und treffend zusammenstellt, daß wir ihm das Wort in dieser Sache geben können:

„Amerika ist Japans bester Kunde, und da die Waren, die es abnimmt, gerade solche Gebrauchs- oder Luxusgegenstände sind, die einem scharfen Wettbewerb unterliegen, würde ein Kriegsausbruch Japan mit einem Schlage seines halben Außenhandels berauben. Noch dazu leben gerade von den Gütern, die Amerika im wesentlichen abnimmt, Seidenwaren, Tee, Porzellan und Luxusgeflechte, eine Reihe von japanischen Provinzen fast ausschließlich; von der japanischen Rohseidenausfuhr gehen fast 80 %, von der Teeausfuhr 92 % nach Amerika. Von der Seidenindustrie leben aber ungefähr 400 000 Familien; sie tritt in sieben wichtigen Provinzen als Haupt-Ernährungszweig an Stelle des Reisbaues, wie die Teekultur in fünf anderen. Eine plötzliche Stockung in diesen Erwerbszweigen würde nicht nur in den betroffenen Provinzen einen örtlichen Zusammenbruch hervorrufen, sondern auch den so mühsam ausgeglichenen Geldmarkt des ganzen Landes gerade in dem Augenblick schwer erschüttern, wo die größten Anforderungen an ihn herantreten. Dazu würde Japan in einem solchen Kriege allein stehen, sicher nicht mit der englischen Hilfe zu rechnen haben, und hätte wahrscheinlich sehr bald Schwierigkeiten mit Rußland in seiner mandschurischen Stellung zu gewärtigen, ganz abgesehen von dem Feuer, das in Korea unter der Asche glimmt." Am Schluß dieser Betrachtung führt Nagai, halb im Ernst, halb im Scherz, einen alten Aberglauben aus der japanischen Urgeschichte ins Feld: „Es ist gefährlich, gegen Sonnenaufgang zu schießen."

Aber auch für die Vereinigten Staaten hätte ein Krieg mit Japan unvermeidlich schwere Verluste im Gefolge, die in hundertjähriger Arbeit aufgebauten Handelsbeziehungen mit China würden durch die Unterbrechung mindestens gefährdet, vielleicht von europäischen Mitbewerbern ursurpiert, die Philippinen und Hawai würden sicher mit einer sehr wirksamen Blockade, völliger Unterbrechung ihres ganzen Außenhandels, wahrscheinlich schweren Aufständen der Eingeborenen zu rechnen haben. So würde der Kriegsausbruch zunächst einen sicheren Verlust für beide Teile bedeuten.

Aber ist überhaupt ein Ringen um die Vorherrschaft im Großen Ozean unvermeidlich? ist er nicht groß genug, beiden Ländern nebeneinander Raum zu gewähren? Muß der unbestreitbar bestehende Handelskrieg, am schärfsten zur Zeit in der Textil- und Petroleum-Industrie, zu einem Kriege mit Waffen führen? Da muß nun zum Schlusse bei aller vernunftmäßigen Verneinung dieser Fragen das Zugeständnis kommen: daß eben im Zusammenhange mit der Einwande-

rung nach Kalifornien und der Philippinenfrage eine dunkle und unbeherrschte Unterströmung bestehe; die japanfeindliche Bewegung in Kalifornien ist mit der Menschlichkeit unvereinbar; die Zerstörung japanischer Läden, das Einbringen von Sondergesetzen gegen Grunderwerb von Japanern, die Absonderung japanischer Schulkinder, die ganze feindselige gesetzgeberische und bürgerliche Haltung von Kalifornien, Oregon, Washington, Nevada, Nebraska, Minnesota und Montana müßten das japanische Blut in Wallung bringen. Aber die Japaner hätten mit der Zeit gelernt, ihre Gemütswallungen zu zügeln; sie sind sich auch klar darüber, daß gerade das Schicksal ihrer Auswanderer durch Gewaltanwendung zu ihrem Schutze im höchsten Grad gefährdet werden könnte. „Die Amerikaner haben sich als ein Volk erwiesen, das im Moment höchster Erregung Religion und Sittengesetz völlig vergißt, und zeigen sich durch das, was sie lynchen nennen, grausamer als wilde Tiere. Wenn sie schon in Friedenszeiten Steine und andere Wurfgeschosse in die Läden und Häuser unserer Einwanderer schleudern, wie läßt sich dann ermessen, welcher Gefahr Leben und Eigentum dieser Volksgenossen ausgesetzt wäre im Augenblick einer Kriegserklärung?"

Wir haben die Stimme eines Mannes gehört, dem es sehr ernstlich um ein friedliches Auskommen der pazifischen Weltmächte zu tun ist. Wenn sich schon in einem solchen, bewußt beschwichtigenden Gutachten eine so bittere Auffassung immer wieder zwischen den Zeilen hervordrängt, wieviel schlimmer unterwühlt erst den Boden, was man beiderseits unter „gelber Presse" versteht, oder endlich die gut gemeinten, aber durch ihren überlegen bevormundenden Ton als Beleidigung wirkenden Zurechtweisungen gewisser amerikanischer Missions- und Lehrerkreise. Einige Proben vom Walten dieser Strömungen lassen sich hier nicht umgehen, und wem sie im Verhältnis zu ihrem Gehalt zu viel Raum einzunehmen scheinen, der möge bedenken, daß sich große Völker, so unglaublich es klingt, durch solche platten Phrasen in ihrem Handeln bestimmen und durch Übersteigerungen einer überhitzten Phantasie Öl ins Feuer gießen lassen.

Verhältnismäßig harmlos gegenüber Dingen, die man täglich lesen kann, klingt noch die trockene Behauptung, die ein amerikanischer Missionär nach Hause schrieb: „Die Japaner hassen uns ärger als irgendein anderes Volk. . . . Der einzige Grund, der sie vom Kriege abhält, ist, daß sie nicht das Geld dafür haben." Charakteristisch dagegen für die von der Phantasie ausgeschmückte kriegsromantische gelbe Tonart ist Price Colliers, von Freunden beider Länder mißbilligtes Buch „The West in the East from an american point of view". Es enthält eine japanophobe Anekdotensammlung, deren militärischer Teil

in einem Lande mit allgemeiner Wehrpflicht ohne weiteres in das Gebiet des Sensationsromans verwiesen würde, sachkundige Japaner nur zum Lachen reizt, aber im anderen Lande leider gläubigere Leser findet. Die Auftischung der Mär von einer japanischen Flottenkonzentration zu einem Überfall auf den amerikanischen Flottenbesuch in Yokohama, die Beschwörung der Gespenster japanischer Offiziere, die amerikanische in der Rikscha ziehen oder in Teehäusern bedienen, nur um ihre Gespräche zu belauschen, steht darin Seite an Seite mit so ernsthaften Vorwürfen, wie der alten Beschuldigung mangelnder kultureller Originalität, die doch wohl schwerer auf das Land des Schreibers zurückfallen. — Der weitverbreitete Roman „The japanese spy", in Japan, Manila und Port Arthur spielend, geigt auf denselben Saiten; und mit beiden sind nur ein paar packende, temperamentvolle Vertreter einer ganzen Literaturgattung herausgegriffen.

Für den anderen Typ möge David Star Jordan sprechen: nach seiner Meinung kam die westliche Zivilisation nach Japan nicht durch Waffengewalt, sondern nur durch die Macht der Brüderlichkeit und des Handels. Er glaubt also, Japan habe in einer Generation „die schwarzen Schiffe" des Commodore Perry vergessen, wohl auch die Beschießungen von Shimonoseki und Kagoshima, und was sich sonst von Erfahrungen an diese Übergangsjahre knüpfte. Handel ist für ihn nur eine Form der Brüderlichkeit, der sich wie ein Strom von selbst beim längeren Fließen reinigt. (Seither ist sogar die physische Selbstreinigung der Flüsse angezweifelt worden, um wieviel unwahrscheinlicher ist erst die moralische!) „Handel ist die beherrschende Note des Lebens, Verkehr bringt die Völker in gegenseitiger Achtung einander nahe und verkittet sie in gegenseitiger Freundschaft! Kunden auf den Kopf schlagen, tut dem Handel weh, hat schon Franklin gesagt. Deshalb wirkte der Handel sich aus in einer Steigerung von Frieden und Gerechtigkeit unter den Nationen." In diesem Stil geht es lange fort, dann kommt die Klage, „daß trotzdem die Ausgaben für Mißtrauen und Haß anwüchsen wie nie zuvor". (Aber auch 73 % von den Ausgaben der Union dienen dem gleichen Zweck!) Das wird dann der internationalen Finanz, der Waffen- und Schiffsindustrie zur Last gelegt. Diese Leute arbeiten nicht auf Krieg hin, der nicht ihr Geschäft ist, sondern auf Verkauf von Kriegsbedarf: sie brauchen die Nationen so schwer bewaffnet und so tief in Schulden, daß sie sich nicht ohne Krach rühren können. Darum wenden sich die Großen auch nicht gegeneinander, nur zuweilen wird ihnen gestattet, eine Art wilder Eichsätze von Volk wie Marokko oder Albanien niederzuhetzen, das sich bis dahin der Einpassung in den Kriegsschuldentrust entzogen hatte." So unbefangen geschäftlich erklärt sich ein amerikanischer Bürger die

Rüstungen Europas, die doch wohl nicht aus e i n e m, so niedrig und so einfach gearteten Motiv zu begreifen sind. „Schwerer aber ist es, dem Ursprung der Kriegsfurcht in Amerika auf den Grund zu kommen." Auch da werden zunächst Pulvertrust und Kriegsindustrie verantwortlich gemacht, dann ein paar von den Schreckbildern an die Wand gemalt, die Amerika und England leichter einzureden sind, als solchen Völkern, bei denen durch die allgemeine Wehrpflicht das Verständnis für das militärisch Mögliche weiter nach unten verbreitet ist: die Landung von 200 000 Japanern, die sich der Weststaaten bemächtigen können, die Geheimverträge mit Mexiko auf Überlassung der Magdalenenbucht als Kohlenstation und ähnliches; auch die dumpfe Angst vor der allgemeinen Wehrpflicht des transozeanischen Nachbarn und seinen gedienten Kriegern in Hawai und Kalifornien flackert wieder auf. Aber dann kommt der überlegen lächelnde Opportunist zu Wort: „Was sind nun eigentlich die Gravamina, die zwischen Japan und den Vereinigten Staaten stehen? Auf unserer Seite gibt es überhaupt keine. Die Streitigkeit wegen des Seehunds-Raubfanges ist durch ein für alle Beteiligten gerechtes Abkommen geregelt worden. In Einwanderungsfragen hat sich Japan immer bereit gezeigt, unseren Wünschen nachzukommen, so lange sie in Formen gegenseitiger Achtung ausgesprochen wurden. Der Gouverneur der japanischen Provinz Rikuzen hat einmal zu mir gesagt: Japan ist wie ein Bauernbube, der in die Stadt kommt und dort viel neue und merkwürdige Dinge findet. Er findet an Amerika einen älteren Bruder, der ihm in allen Schwierigkeiten der neuen Lage ehrlichen Rat und wahre Hilfe geben kann, während anderseits jeder Wunsch Amerikas, wenn er nur in Japan richtig verstanden wird, dankbare Beachtung findet." Sollte nicht der selbstsichere Amerikaner der in Japan überaus gebräuchlichen Höflichkeitsformel „älterer Bruder" und der üblichen Redefloskel der Herabsetzung des eigenen Wesens einen zu tiefen Sinn untergelegt haben? da doch jeder Japaner darauf stirbt, daß mindestens zweitausend Jahre vor der Ankunft der Mayflower Jimmu Tenno die jetzige Dynastie begründet habe? „Anderseits hat Japan nicht den Schatten eines Gravamens gegen uns. . . Es ist richtig, daß Gesetzentwürfe mit deutlich antijapanischer Spitze bei jeder Zusammenkunft gesetzgebender Körperschaften an der pazifischen Küste eingereicht worden sind. Die meisten davon waren unkonstitutionell, und alle sind niedergestimmt worden." Alle? „Sie gehen deshalb Japan gar nichts an." (?) Japan hat entsprechend den Worten des Barons Makino, „wir können nur dorthin gehen, wo wir willkommen sind", und in der richtigen Erkenntnis, daß unbegrenzte Arbeiter-Auswanderung Reibungen hervorrufen würde, aus eigenem Antrieb [illegible] diese Auswanderung verboten. . . . Die Arbeiter an den pazifischen

Küsten stehen der japanischen und chinesischen Arbeiter-Einwanderung deshalb feindselig gegenüber, weil sie für niedrigeren Lohn arbeitet. Es gibt auch noch andere Gründe: die Japaner neigen zur Sonderbündelei (are clannish) und sind ehrgeizig, sie ziehen es vor, eigene Geschäfte zu gründen, statt immerzu Lohnarbeiter zu bleiben (ein begreifliches Streben!), manche von ihnen werden kontraktbrüchig zum Nachteil von Abnehmern und Lieferanten, und manche sind schlechte Nachbarn. Es ist Tatsache, daß es unter urteilsfähigen Leuten an der pazifischen Küste kein spezifisches Vorurteil gegen Japaner und Chinesen gibt, es existiert aber ein ausgesprochenes Gefühl, . . . daß unbeschränkte Einwanderung aus Asien die Zukunft der Küstenstaaten als selbstherrliche Demokratien gefährden würde. Ob berechtigterweise oder nicht, die Küstenbevölkerung ist einig in dieser Furcht und im Wunsche, eine solche Entwicklung mit allen erlaubten Mitteln hintanzuhalten. Es ist aber richtig, daß einzelne Gewerbe, wie die Obstzucht und die Konservenindustrie, tatsächlich abhängig von japanischer und chinesischer Arbeit sind, und daß eine gesteigerte Zufuhr solcher Arbeitskräfte den materiellen Wohlstand Kaliforniens befördern würde. Die Schulfrage in San Francisco hat nie den Grad von Aufmerksamkeit verdient, der ihr von beiden Seiten geworden ist. . . ."

„Japan ist ein Volk hart arbeitender Leute, sehr friedlich, sehr arm, sehr schwer besteuert, mit einer riesigen Kriegsschuld und einer ernsten Last in der Sorge um Korea (die ihm Amerika und andere so gern abgenommen hätten!). Das japanische Volk fühlt durchwegs gegen Amerika eine besondere, fast romantische Dankbarkeit. Unsere Nation ist ein hilfreicher Freund gewesen, der seinen guten Willen auf jede Weise gezeigt hat. . . . Je wohlhabender unsere Nachbarn sind, desto bessere Kunden werden sie. Die Behauptung einiger unserer Wehrkraft-Apostel, daß Japan und Amerika um die Vorherrschaft zur See würden kämpfen müssen, ist der höhere Wahnsinn. Keine Nation kann über die Dreimeilen-Grenze hinaus die See beherrschen, es gibt da keinen Kampfpreis, und nichts ist entschieden, wenn der Kampf vorüber ist. Die Handelswege können niemals gesperrt werden, außer durch überlegene Geschicklichkeit im Wettbewerb. Seegeltung hat damit nichts zu tun. Die See steht jedem offen, und der Stille Ozean hat Raum für tausend Handelsschiffe, wo jetzt eines fährt. Der Stille Ozean wird der Schauplatz großer wirtschaftlicher Taten des zwanzigsten Jahrhunderts werden, aber es werden Taten des Friedens und aufbauender Politik sein. Angesichts dieser Taten wird der Begriff der Seegeltung verschwinden, der ihr gezollte Respekt wird zu den Ammenmärchen der Geschichte gehören."

Darüber mag sich unser Zeuge mit seinem berühmten Landsmann

Mahan auseinandersetzen, dessen abweichende Ansichten über Seegeltung zur Genüge bekannt sind. Sicher ist nur, daß ein In-Rechnung-Stellen von „fast romantischer Dankbarkeit“ schon bei Privatleuten, um wie viel mehr bei Weltmächten oft getrogen hat, selbst wo sie tief in wirklichen Wohltaten begründet gewesen wäre; um wie viel gefährlicher ist solcher Anspruch dann, wenn er nur in selbstgefälliger Anschauung des einen Teiles besteht. Ein Pochen auf ihn treibt dann leichter einem Kriege zu, als ein starkes Heer und eine seebeherrschende Flotte.

Zwischen den Stimmen der Gelben Presse, die immer wieder auf wirtschaftlichen Gegensätzen und aufreizenden Rassenschlagworten herumreitet, und solchen, wie die soeben gehörte, die zwar guten Willens voll sind, aber den Zugang zur Seele des Ostens völlig verfehlen, steht die kleine Schar derer, die es mit der Anbahnung gegenseitigen Verstehens wirklich ehrlich meinen und die zugleich die richtigen Wege erkennen, die dazu führen könnten. Es wäre unrecht, sie zu übergehen; aber leider sind sie die wenig wirksamen, im platonischen Sinne aristokratischen Elemente eines auf breitester demokratischer Grundlage ruhenden Staates, und es ist wenig Aussicht, daß sie sich in der breiteren Öffentlichkeit durchsetzen werden, so sehr deren achtbarste Vertreter auf sie hören. Sie entstammen meist den akademischen Kreisen, vor allem denen, die — auch durch Vermittlung der verständnisvollsten unter den Missionären — in Fühlung mit dem Zauber des ostasiatischen Geisteslebens stehen; und aus dem kleinen Kreise von Staatsmännern, die auf intellektuellem Wege zur Erkenntnis nicht der gegenwärtigen, aber der künftigen Gefahren für das ihnen anvertraute Staatswesen durchgedrungen sind und ihnen mit tauglichen Mitteln vorbeugen wollen.

Zu diesen hat zweifellos Roosevelt gehört, der im Jahre 1899 und 1905 den japanfeindlichen Wellen entgegentrat und erst späterhin, langsam vom Strom der Popularität abgetrieben, auch seinerseits die Gefahr des pazifischen Krieges an die Wand zu malen begann. Bei der Betrachtung dieses möglichen Falles erschreckte ihn die üble militärische Vorbereitung der Union. Er hat dann die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Lücken in der Flottenrüstung und auf die gefährdete Westküste gelenkt und ist ein Haupturheber der Verbesserung an diesen Stellen, damit aber auch, ohne es eigentlich zu wollen, ein Gewährsmann der Gelben Presse geworden, während Taft, obwohl die mandschurische Reibung und die Mattsetzung des anglo-japanischen Bündnisses für den Kriegsfall in seine Amtswaltung fiel, als Vertreter friedlich-schiedlichen Vertragens dasteht. Erst kürzlich hat er diese Auffassung durch die Sendung des Staatssekretärs Knox, eben des mandschurischen Übeltäters, als Spezialgesandten zur Kaiserbeisetzung bekräftigt, was in Japan in weiten Kreisen als ein Versuch zur Erhaltung oder Wiederherstellung des schönen Wetters aufgefaßt wurde und werden konnte, wenn nicht geradezu als ein pater peccavi.

Offiziell ist ja überhaupt alles in schönster Ordnung zwischen Ost und West; und angesichts der hier angeführten gutartigen Bekenntnisse frägt man sich verwundert, warum sich so viele mit Befürchtungen quälen, statt ihren Staatsmännern Glauben zu schenken. Haben doch nacheinander Roosevelt, Taft, der Kriegsminister Dickinson und zu allerletzt Knox Reden voll Frieden und Freundschaft gehalten, und fehlt es doch auch auf der anderen Seite nicht an ähnlichen Versicherungen. Feierlich sprach am 27. Januar 1910 Graf Komura, Minister des Auswärtigen, vor dem japanischen Parlament: „Unsere Freundschaft mit den Vereinigten Staaten ist traditionell, fest und dauernd begründet, ihre weitere Verstärkung ist wesentlich für die größten Interessen der Handelsbeziehungen beider Länder und beide Regierungen richten ihre höchsten Anstrengungen darauf hin, dieses Ziel zu erreichen.“ Zwei Monate später aber fand es derselbe Staatsmann geraten, an eine große Newyorker Zeitung zu telegraphieren: „Bin überzeugt, nichts in amerikanisch-japanischen Beziehungen kann Unbehagen verursachen. Wahrhafte Interessen beider Mächte im Osten weder unverträglich, noch gar feindselig. Krieg undenkbar, wäre ein Verbrechen ohne Entschuldigung oder Milderungsgrund. Meine Überzeugung findet weiteste Unterstützung in dem Einvernehmen von 1908.“ (Der englische Wortlaut dieses Übereinkommens, das der Botschafter Takahira und der Staatssekretär Root am 5. Mai 1908 unterzeichnet haben, findet sich als Anhang.) Die Auslese schöner Worte ließe sich aus Reden der Minister Komura, Katsura und Okuma westlich, Wright, Foster, Dickinson, O' Brien und Knox östlich des Großen Ozeans beliebig vermehren. Alle diese Äußerungen haben eine generelle Ähnlichkeit miteinander und waren mutatis mutandis auch dem alten Napoleon schon geläufig gewesen.

Trotz aller dieser höchst offiziellen Friedensworte werden aber die Eingeweihten hüben und drüben ein tiefes Mißbehagen nicht los; und ein so gemäßigter Beurteiler wie Professor Nagai konnte schreiben: „wenn man die Dinge sich selbst überließe und nicht ihrem natürlichen Fluß entgegenwirkte, so trieben sie einer düsteren und unheimlichen Entscheidung zu“. Auch eine Vereinigung der besten und redlichsten Japankenner unter den Vertretern der amerikanischen Wissenschaft fand es nötig, sich in ernsthaften Sitzungen mit den Beziehungen zwischen beiden Ländern und den Wegen zu ihrer Verbesserung zu beschäftigen. Was dort von Langdon Warner über des Inselreichs ur-

alte Kultur, von William C. Redfield über seine wirtschaftlichen Entwicklungsnotwendigkeiten gesagt wurde, zeugt von reifstem Verständnis. Ein Vortrag von Professor George Trumbull Ladd gibt mittelbar und unbeabsichtigt Einblick in die völkerpsychologischen Gründe für die japanisch-amerikanische Verstimmung. Er beschäftigt sich mit „Fürst Ito als Menschen" und enthält deshalb viel Treffliches, weil von allen japanischen Staatsmännern Ito den Amerikanern am verständlichsten war, — wie denn überhaupt typische Opportunisten und solche Männer, die bei aller Energie und Sachkenntnis gelegentlich zu recht läßlichen Kompromissen bereit sind, die geborenen Vermittler, nicht nur im nationalen, sondern auch im internationalen Parteigetriebe sind. Es ist charakteristisch für den amerikanischen Beurteiler, daß er an Ito zumeist die zu äußerem Erfolge führenden Talente, die ebnenden und vermittelnden Fähigkeiten sieht und schätzt, während er die doch unzweifelhaft vorhandene, allerdings weniger leicht zu würdigende geniale Ader unberührt läßt. Er verteidigt Ito mit mehr Eifer und Beredsamkeit, als überzeugender Kraft gegen den Vorwurf des Opportunismus, der ihm sein Leben lang nachgegangen ist, und den Ladd zu entkräften sucht, indem er Beweise dafür anführt, daß Ito zwar nicht an abstrakte Ideale geglaubt habe, daß er sich aber auch nie dazu habe verführen lassen, den Prinzipien und Ideen untreu zu werden, die ihn zum größten Staatsmanne Japans gemacht hätten.

An solchen Beispielen, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, zeigt sich, wie sehr der großen Republik zwar die Fähigkeit eigen ist, das beste unter den wesensverwandten Zügen eines andern Staatswesens zu wittern und auch das Bestreben, sie anzuerkennen; daß ihr aber das Verständnis für die aristokratischen und monarchischen Züge im Wesen des Gegners aus der eigenen geschichtlichen Entwicklung heraus so vollständig mangelt, daß auch die wohlmeinendsten ihrer Vertreter und die besten Kenner Ostasiens kein Gefühl dafür haben, wann sie durch Äußerungen oder Handlungen eben die aristokratischen und monarchischen Ideale Japans verletzen, die doch noch seine politischen Lebensnerven, jedenfalls auf dem Gebiete der Imponderabilien sind. Und in diesem tiefen Mißverstehen, nicht in der Einwanderungsfrage und anderen äußeren Reibungen, die ja nur Symptome sind — liegt die Gefahr einer Spannung begründet, die durch bloßen guten Willen nicht beseitigt, durch verstandesmäßige Behandlung nicht weggedeutelt werden kann. Diese Gefahr könnte allenfalls vorübergehen, wenn in Amerika Duldung und Verständnis für die ihm nicht wesensverwandten Züge im fremden Volkstum erweckt werden könnten — und das liegt für den Durchschnitt derer, die die öffentliche Meinung bilden, gewiß in weitem Felde; oder wenn Japan nicht mehr vorwiegend von seinen aristokratischen und monarchischen Kräften gelenkt würde, — was auch für die nächste Zukunft wenig wahrscheinlich ist und womit es wohl den größten Teil seiner eigentümlichen Kraft und jedenfalls alle Gefährlichkeit über die Schranken eines Weltmeeres hinaus einbüßen würde.

Wenn auch beide Völker in Übergangsentwicklungen begriffen sind, so stehen sie sich doch immer noch als die größten politischen und wirtschaftlichen Extreme gegenüber, die von der Menschheit jemals, obendrein in benachbarten Weltmächten, zu kraftvollem Leben erweckt worden sind. Dabei hat das gerade von Ito mit so modernen, fast amerikanisch anmutenden Mitteln verstärkte Kaisertum weit eher eine vermittelnde Rolle zwischen der Aristokratie westlich und der Demokratie östlich des großen Ozeans gespielt. Hingegen wurde der Kontrast dadurch gesteigert, daß die japanische Aristokratie wirtschaftlich einem demokratischen Ideal, dem Staatssozialismus, einer staatlichen Naturalwirtschaft mit Ausgleich der Produktionsmittel huldigte, die amerikanische Demokratie aber einem wirtschaftlichen Freibeutertum, dem Kriege aller gegen alle, der die Demokratie schließlich töten, der Plutokratie oder dem Umsturz, wenn nicht gar einem neuen Cäsarentum entgegenführen muß.

An der Drachensaat also fehlt es nicht, aus der die ehernen Männer jederzeit hervorwachsen können, und was dann zwischen ihnen liegt, ist eines ernsthafteren Streites wert, als der Stein der griechischen Sage. Aber noch ist und wird die böse Saat mehr durch Stimmungen und Worte, durch gegensätzliche Theorien mehr, als durch Taten ausgestreut. Wenn es bei allen bisherigen Zerwürfnissen nie zur Gewalt, nur zu mehr oder weniger zarten Hinweisen auf ihre mögliche Anwendung gekommen ist, so sehen wir doch bei allen Streitfragen Japan nach dem Prinzip verfahren, das Roscher in seiner tiefgründigen „Politik" als das der Aristokratie nachweist, dem der Ausschließung. Es weicht zurück, so lange es das Gesicht wahren kann; nur seine demokratischen Elemente drängen immer noch hinüber nach Kalifornien, wo man ihnen doch undemokratisch die Gleichheit verweigert, seine aristokratischen halten die Wandererströme zurück, lenken sie ab, die monarchische Gewalt vermittelt. Umgekehrt verfuhr die Union nach dem mehr übergreifenden Grundzug der Demokratie, der Gleichheit, um nicht zu sagen Gleichmacherei. Sie war der das Gleichgewicht störende Teil in Japan selbst, in Hawai auf den Philippinen; sie weckte erst die schlafenden Mächte, deren Rückstoß ihr nun bedrohlich wird, wie einst Athen, wie später die französische Republik.

Aber trotz den so geweckten Verstimmungen ist das große Problem des zwanzigsten Jahrhunderts zwischen den Ufern des Stillen

Ozeans noch rein gestellt und frei von verwirrenden Taten. Wird es überlegener Staatskunst- und Menschlichkeit gelingen, der dunkeln Unterströmungen des Rassenhasses ohne einen welterschütternden Krieg Herr zu werden? Auf dem Balkan haben wir die Versuche scheitern sehen, auf so viel kleinerem Grenzbereinigungsfelde; aber dort war auch durch tausendjährige Gewalttaten und unscheidbare Völkerüberschiebung eine solche Last von Haß und Unrecht erwachsen, daß ihre rückstandlose Lösung unmöglich war.

So steht es nicht zwischen dem fernen Osten und dem fernen Westen. In den beiden Weltmächten, die der Große Ozean erst auseinander hielt, nun aneinander führt, besteht diese ganze Last noch nicht, nur ein paar vielleicht verhängnisvolle Ansätze dazu treten zutage. — Sie stehen sich nur fremd gegenüber, viel fremder, als die meisten Zuschauer, ja als sie selbst glauben, und wenn die Welt mehr Instinkt für die Riesenprobleme ihrer Zukunft hätte, die nicht mit dem lauten Geräusch der kleinen Leute in ihr auftreten, sie kehrte sich ab von den Balkanhändeln als einem untergeordneten Geräufe und lauschte atemlos jedem Anzeichen, das ihr darüber Aufschluß gibt: gelingt es zum ersten Male, daß rassenfremde, wesensgegensätzliche Weltmächte sich entscheidend in Frieden und Achtung gegeneinander abgrenzen — oder nicht?

Ob es möglich ist, wird Amerika durch seine Behandlung der Philippinen und Hawai-Frage und die Tonart seines weiteren Auftretens in Ostasien zu zeigen haben. Eine vollendet kluge, vielleicht schwer entsagende Politik der Selbstüberwindung im Inselreiche hat dem bisherigen Angreifer die Bewegung zugeschoben, die nun entscheiden wird, ob ein Jiu-Jitsu mit oder ohne gefährliche, tödliche Griffe weiterhin am „Meer des großen Friedens" gelten soll.

Anmerkung. Anhang zu Kap. XVII: Das Wesentliche aus dem Amerikanisch-Japanischen Meinungsaustausch von 1908. (Engl. Wortlaut n. R. H. K. Miller, Jap. D. M. 1. 3. 1911) siehe Seite 365.

XVIII. Der Zug nach Süden und Panasiatische Träume.

„Kono hana wo kataku oru na to iu tate fuda mo yomenu kaze ni wa zehi mo nashi."	Diese Blüten, man sollte nicht rühren d'ran! kund magst du's machen. Sturmwind, der nicht lesen kann, wird d'rüber lachen. Uta.

Die Japaner sind ein Südseevolk. Mag in dem Völkergemisch, aus dem die jetzige Rasse hervorgegangen ist, der aus Süden stammende Einschlag zahlenmäßig schwächer gewesen sein, — in Lebensäußerungen, Sitte und Weltanschauung blieb er doch der stärkste und richtunggebende. Das beweisen jedem, der nicht durch Rassentheorien voreingenommen im Lande beobachtet, die Volksgewohnheiten in der Art, sich zu kleiden, zu wohnen und sich zu erwärmen, die Arbeitsweise und Lebensintensität in ihrer Abhängigkeit von Witterungs- und Temperaturschwankungen. So pulsiert das nationale Leben am frischesten in der zweiten Hälfte des schönen, aber launischen Frühlings, in dem langen milden Herbst, der in Mitteljapan von Ende September bis Januar dauert, der besten und verlässigsten Zeit zum Wandern und Reisen. Im Frühling und Herbst schwärmt man aus, wie bei uns im Sommer; und überall da, wo nicht der Wettbewerb mit der weißen Rasse zu einem beschleunigten Lebenstempo zwingt, also in kleinen Städten und auf dem Lande, macht sich sowohl im Hochsommer, als zur Winterszeit ein Nachlassen der Lebensintensität geltend. Aber immerhin ist man der Sonnenglut und den tropischen Sintfluten des insularen Sommers besser angepaßt und erträgt, indem man ihnen in Kleidung, Wohnweise und Ernährung Rechnung trägt, die drei Perioden, in die er mit großer Regelmäßigkeit zerfällt: die schwüle Regenzeit mit ihrem fast ununterbrochenen Rieseln und Rauschen, die trockene heiße Glut des Hochsommers und die Taifun-Platzregen an der Schwelle zwischen Spätsommer und Herbst. Sogar dem Erdbeben ist man in der Bauweise bis zu einem hohen Grade angepaßt, aber nicht und eigentlich in nichts der Kälte und dem Schnee.

So kurz der Winter in Mitteljapan ist, etwa von Januar bis März, und obwohl er sich für deutsche Begriffe nur aus den unangenehmen Seiten von November und März zusammensetzt, so leidet man eben doch unter ihm, — hinter dünnen Papierwänden, ohne jede Heizvorrichtung, ohne festes Schuhwerk — kurz, in Gebäuden und Kleidern,

die aus einer heißen Zone stammen, — ohne es der Mühe wert zu finden, den unangenehmen Einflüssen des nördlicheren Winters tätig zu begegnen. Man sitzt bis zur Arbeitsunfähigkeit in doppelte und dreifache, wattierte Kimonos eingehüllt, fröstelnd zusammengekauert um das kleinen Holzfeuerchen im Hibachi, hält die Hände darüber, damit der Blutkreislauf nicht ganz erstarre, und denkt sich nach einigen zweitausend Jahren, die seit der Einwanderung aus Süden verflossen sind, immer noch: es wird bald vorübergehen. Die ernste Seite dieser Südvolkgewohnheiten ist aber, daß „es" in Korea, in der Mandschurei und in Sachalin eben nicht bald vorübergeht, sondern lange und streng währt. Solange sich aber der Japaner in seinen neuen Landesteilen nicht anpassen will, bleibt er tatsächlich beschränkt in Spannkraft und Leistungsfähigkeit und zeigt sich in der Mehrzahl abgeneigt, auf die Dauer in Ländern zu bleiben, die kalt und frostig sind.

Solche Volksgewohnheit ist stark, wie die Natur selbst: durch die eine Türe ausgetrieben, kehrt sie durch die andere zurück und ist instinktiv lebendig in einem starken Zug nach Süden und Südosten, der trotz der nordwestlichen Schlagrichtung der beiden letzten Kriege unleugbar im Volke zäh festgehalten wird. Wer diesen Zug einmal verstehen gelernt hat, der begreift, daß Korea und die Mandschurei-Stellung im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung nötig gewordene Grenzbefestigungsarbeiten und Abrundungen sind, bestimmt, den Rücken frei und unfreundliche Nachbarn im Schach zu halten; daß aber, wie der natürliche Drang der Auswanderung, so auch der Wunsch nach Ausdehnung immer wieder gen Süden zurückschlagen wird, weil die Natur stärker ist, als alle menschliche Klugheit und alle Rücksicht auf vorübergehende Machtverhältnisse. Zukunftsgegner aber ist ohne weiteres, wer sich diesem Zug entgegenstellen wird. Die populärste aller Außenunternehmungen ist zweifellos Taiwan-Formosa, trotz der Siege und Renten an der mandschurischen Bahn. Dort, im Nordwesten, wirkt die Kleidung des Japaners anatopisch, wie auch sein Haus, sein Garten, sein Hibachi. Auf Formosa steht alles das natürlich und angemessen, und auch die japanische Lebensweise und Ernährung ist durchaus angebracht und ortsgemäß, — wie aber auch auf Hawai und den Philippinen und weiter südwärts bis zu den Sundainseln. Lebensbedingungen, die keine allzu großen Anforderungen an die Anpassungsfähigkeit stellen, findet die japanische Auswanderung auch an den pazifischen Küsten Amerikas von Kalifornien bis Peru und in Brasilien, wohin sich neuerdings ein starker Strom von Auswanderern ergießt. Aber hinter den pazifischen Küsten Amerikas türmen sich die gewaltigen Hochflächen, die eine andere Schranke für die japanische Volksnatur zu sein scheinen. Seit über zwei Jahrtausenden, wenn nicht schon länger,

einem ozeanischen Klima mit relativ niederen Wohnhöhenlagen und großem Feuchtigkeitsgehalt angepaßt, starben die Insulaner wie die Fliegen auf den trockenen Hochflächen mit den schroffen Temperaturumschlägen, und ihre Bekleidung und Ernährungsweise erwies sich dort als gänzlich unzweckmäßig und unzulänglich. So scheint am Westabsturz dieser Hochländer einerseits, in den Grenzgebieten des scharfen nordostasiatischen Kontinentalwinters anderseits eine natürliche Schranke der japanischen Ausdehnung gesetzt, die der chinesischen nicht gleich zwingend gezogen ist. Das Maximum dessen, was seinen Kolonisten noch wohnlich erscheint, hat das Inselreich in der Nordwestrichtung bereits inne, nach Südosten aber besteht eine solche Schranke nicht, wenn auch einzelne Berichte von häufigen Kopfleiden der Japaner auf den Sunda-Inseln sprechen.

Das nächste begehrenswerte fremde Gut auf dem Wege nach Südosten sind die Philippinen. Ihre Bevölkerung ist — das zeigt ein einziger Blick auf die Köpfe — den Japanern stammes- oder doch stammmischungsverwandt. Es wäre ein weitsehender Meisterzug amerikanischer Politik, wenn sie diese Inselgruppe durch allzu freiheitliche und republikanische Einrichtungen den jetzt in Japan herrschenden Kreisen als Erwerb unbegehrenswert machten, und sich dann bis auf eine starke Marinestation und ein feines Netz finanzieller Verpflichtungen daraus zurückzögen. Ein solches Verfahren würde mit einer schönen Gebärde der Uneigennützigkeit die Wahrung aller wesentlichen Interessen vereinigen. Es könnte der tiefere Sinn des Gesetzentwurfes von Jones und der mit ihm zusammenhängenden Bestrebungen sein, die natürlich, wie alle weitblickenden, der Zukunft dienenden Vorhaben in der Gegenwart heftigem Widerspruch begegnen.

Weiterhin lenkt sich die Aufmerksamkeit von selbst auf die hinterindische Inselwelt, deren größte und wertvollste Teile in Händen sind, die man für heutige Machtverhältnisse wehrlos nennen muß. Die Volksvertretung der Niederlande tat wohl recht daran, ein für die Verteidigung des Kolonialbesitzes verlangtes Panzerschiff nicht zu bewilligen, da es sich in wirklich gefechtsfähiger Größe in den wenigsten Häfen der Inseln hätte bergen können, im freien Meer aber eine zu leichte Beute der Stärkeren würde, sobald die schützende Wirkung der Verträge durch irgendeinen Zwischenfall zu Ende ginge. Mit einem Schiff ist es hier nicht getan! „Was du bist, bist du nur durch Verträge" und durch den guten Willen anderer, nicht durch die eigene Kraft, das gilt, wenn jemals in der Geschichte, von einem Kolonialreich, von dem niederländischen Besitz in Südostasien. Wenn es überhaupt jemals angegriffen wird und sich kein stärkerer Schützer unter anderer Flagge dafür findet, dann ist es auch verloren. Wohl verständlich ist

es deshalb, wenn man in den Niederlanden mit gespannten Nerven jeder Stimme lauscht, die auf dieses Mißverhältnis aufmerksam macht, gleichviel, ob sie darauf abzielt, Angriffspunkte und Beschwerden gegen ein gar sehr dazu herausforderndes Ausbeutungssystem zu häufen und darauf rechnet, damit Widerhall bei einem mächtigen Gegner zu wecken; oder ob sie mit leiser Drohung die Umrisse zukünftiger Forderungen zunächst einmal in der öffentlichen Meinung vorzeichnet.

Recht aufklärend über Wünsche und Hoffnungen wirkt eine interessante Artikelreihe „Nach Süden" von Takekoshi Yosaburo im „Yomiuri" vom Herbst 1908; ferner Äußerungen von Inukai, Kono, Oishi, Tomidzu und Terao, von denen der erste immerhin Parlamentsmitglied, Schriftsteller von Ruf und früherer Chefredakteur des Yomiuri ist und dem Marquis Saionji nahesteht, dem letzten Ministerpräsidenten und Führer der stärksten politischen Partei. Er will dem japanischen Volke eindringlich zu Gemüte führen, daß seine Zukunft auf dem von malayischen Ländern eingeschlossenen Ozean ruht, und schildert dazu die holländischen Kolonien, ihren wirtschaftlichen Wert, die strategische Bedeutung der Sundastraße noch begehrenswerter, als sie wirklich sind, und zeigt, wie ganz Japan mit Formosa im Flächeninhalt des einzigen Sumatra verschwindet. Dann wird daran erinnert, wie unbestritten einst China unter den Dynastien Yuen und Ming die Vorherrschaft in diesen Landen besessen hat und wie die heutigen Chinesen, aller ihrer Rechte von Holländern und Franzosen beraubt, von Fremden geknechtet werden. Man zieht geschickt einige alte japanische Beziehungen, japanische Dörfer in der Nähe von Surabaya, japanische Gräber und Küsteninseln aus der Vergessenheit und legt dann den Finger auf offene Wunden: die Rassenvermischung und das Bastardwesen in Java, das Völkergemisch in den holländischen Schutztruppen, die zahlreichen Entartungs- und Korruptionserscheinungen, die von der niederländischen Aussaugungspolitik mit Hilfe der althergebrachten Regierungsmaschine kaum zu trennen sind. Die Chinesenmetzeleien und die Chinesenzurücksetzung sind dem Japaner nicht entgangen, wie auch die Schwierigkeit, die der niederländischen Regierung die Frage der Formosa-Chinesen bereitet, die nun als japanische Staatsangehörige gleiche Rechte wie die Bürger anderer Großmächte genießen. Schroff wird betont, daß seit 300 Jahren Holland zwar die Hälfte seines Reichtums aus seinen Kolonien in Ostasien gezogen habe, für Erziehung und Lebensführung der Eingeborenen aber so gut wie nichts geleistet, so daß man glaubt, in dieser Hinsicht die niederländische Kolonisationsarbeit sehr zum Vorteil Japans mit dem in Formosa in so viel kürzerer Zeit Geleisteten vergleichen zu können. Der Artikel schließt: „Ich habe aus allen diesen Dingen die Überzeugung gewonnen, daß Japan, obwohl unter den kolonisierenden Ländern das allerletzte, keineswegs des Talents zur Kolonisation entbehrt und bin, im Ausblick auf die Zukunft unseres Reiches, einigermaßen stolz auf diese Tatsache. Ich kann nicht glauben, daß die mit solchen Fähigkeiten zum Herrschen ausgestatteten Japaner sich lange mit ihrer derzeitigen Sphäre begnügen werden. Der Himmel hat keine Vorurteile, er hilft den Tugendhaften! Wahrlich, unsere Zukunft liegt auf dem Großen Ozean! Unser Geschick ruht auf dem Wasser, nicht auf dem Festlande! Unser Land weist nach Süden, nicht nach Norden! Es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, die Aufmerksamkeit meiner Landsleute hierauf eindringlich zu richten!"

Selbst wenn man von diesen und ähnlichen Äußerungen absieht, die ja nur von Privatleuten stammen und auch vom auswärtigen Amt desavouiert wurden, so verdienen doch sicher die Ergebnisse der Informationsreise des Botschaftsrates Kimura durch Java, Sumatra und Borneo Beachtung, die im „Asahi" veröffentlicht wurden. Zeigen sie doch zum mindesten, welches Interesse berechtigterweise die niederländischen Besitzungen in Japan erwecken, zeigen sie doch ferner, daß von dem sich als Verwandten der Malaien fühlenden Japaner die etwa 60 000 Holländer auf Java, ganz ebenso wie die 2000 Japaner und 1500 Deutschen als „Ausländer" angesehen werden. Noch ist der japanische Einfluß dort gering, weit geringer, als der deutsche, vor allem viel geringer, als der in ganz Südostasien verherrschende chinesische. Aber die Frage ist, wie lange sich noch an solcher Stelle chinesische und japanische Interessen feindlich gegenüberstehen werden?

Jedenfalls hat der zähe Hinweis der links stehenden Parteien auf die in den Sunda-Inseln bestehenden japanischen Interessen einen ersten praktischen Erfolg gehabt: am 22. Oktober 1912 machte der erste Dampfer der neuen Südsee-Dampfschiffahrts-Kompagnie (Nanyo Yusen Gumi) die Fahrt Kobe—Moji—Keelung—Hongkong—Singapore—Batavia—Samarale—Surabaya und eröffnete die regelmäßige monatliche Dampferverbindung nach den Sunda-Inseln, die vorläufig, bis zum Frühjahr 1915, durch Subvention gedeckt ist.

Es gibt kaum gefährlichere Trugschlüsse in der Politik, als das Rechnen mit dauernden Antipathien, die — sogar wenn sie in großen Gegensätzen begründet sind — recht gut an einzelnen Stellen durch Interessengemeinschaft überwunden werden können. Daß eine solche örtliche Interessengemeinschaft es Japan und China noch lange Zeit ermöglichen wird, gemeinsam an der wirtschaftspolitischen Eroberung Südostasiens zu arbeiten, ist nicht zu leugnen. Ohne jedes Zurückkommen auf das veraltete Gespenst der Gelben Gefahr gibt es doch durchaus berechtigte panasiatische Strömungen und kluge, höchst achtungswerte Menschen in China und Japan, die solchen Idealen an-

hängen und finden, daß beide Völker, durch die Gemeinsamkeit der Schrift unterstützt, bei aller Wahrung ihrer Eigenart eine gute Strecke zusammen auf demselben Wege gehen können. Dabei denken sie natürlich an eine gemeinsame Abwehr der ihnen gerade so aufdringlich erscheinenden Weißen Gefahr, und innere Strömungen in den bevormundeten Völkern werden ihnen dabei zur Hilfe kommen, da deren Selbstgefühl ohnehin seit den japanischen Siegen merklich in die Höhe geschnellt ist. „Wenn mir vor Jahren jemand von einem indischen Nationalgefühl gesprochen hätte, — ich hätte ihn verlacht. Jetzt kann ich nicht leugnen, daß es etwas ähnliches gibt", sagte mir ein englischer Prokonsul in Indien. Ähnliche Ansätze sind aber auch in Ceylon und in der ganzen Malaienwelt im Aufkeimen.

In Japan besteht eine Gesellschaft unter dem Namen Asia-Gikai, ihr Ziel ist die Wiedererweckung Asiens, der schlafenden Kräfte seiner Völker, und ihr Weg dazu vorerst das Studium der rasseverwandten Nationen und die Förderung des Verstehens zwischen ihnen. Wo immer sich Gelegenheit dazu ergibt und die Mittel es gestatten, sollen Zweigstellen gegründet werden. Als ihr besonderes Arbeitsgebiet bezeichnet die Gesellschaft China, Siam, Indien, Persien, Afghanistan und die Türkei. Nach der Aufzählung dieser Länder scheint es begreiflich, daß die Gründer dieses Kreises von der anglo-japanischen Presse nicht freundlich begrüßt werden. „The new association is not likely to suffer from want of plain speaking." „Its pecuniary resources will be somewhat limited." „We may be prepared to find that the objects of the association are greatly misconstrued and indeed any society arrogating such missionary functions on so large a scale must be prepared for criticism and even for ridicule."

Der Prospekt der Gesellschaft läßt keinen Zweifel über ihre eigentlichen Ziele und Wünsche zu und variiert das Thema „Asien den Asiaten". Da heißt es: „Der Kontinent Asien ist zentral auf der Erde gelegen und schließt die guten Geister des Himmels und der Erde in sich ein. Asien übertrifft alle anderen Erdteile an Ausdehnung, Größe seiner Flüsse und Gebirge, Zahl seiner Einwohner und Reichtum seiner natürlichen Hilfsquellen. Das ist der Grund, warum die hohe Zivilisation der alten Zeiten ihren Ursprung in Asien hatte und die großen Weisen in diesem Erdteil geboren wurden. In neuerer Zeit aber sind die Asiaten alle indolent geblieben, haben einander mit Eifersucht betrachtet und eine Nation gehindert, sich über die anderen zu erheben, so daß der westliche Einfluß sich ungehindert hat ausbreiten können. Wenn das nicht anders wird, so wird Asien verloren gehen; und darüber muß man Besorgnis fühlen. Ausgezeichnete Sitten und Gebräuche, und ein hoher Sinn zieren alle Asiaten, und die Erhebung Asiens muß daher von allen Asiaten gleichzeitig in Angriff genommen werden. Aus diesem Grunde haben wir, trotz unserer schwachen Kräfte, diese Gesellschaft gegründet, zu der wir den Zutritt aller derer erbitten, die mit uns die gleiche Ansicht und das gleiche Streben haben."

Die Gesellschaft hat folgendes Programm für ihre Tätigkeit aufgestellt: 1. Studium von Religionen, Erziehung, wirtschaftlichen Fragen, Geographie, Kolonisation, Sprachen, Politik und Militärangelegenheiten. 2. Herausgabe einer Zeitung, in der die Ergebnisse dieser Forschungen veröffentlicht werden. 3. Gründung von Zweiggesellschaften in China, Siam, Indien, Persien, Afghanistan und anderen asiatischen Ländern. 4. Aussendung von Mitgliedern zum praktischen Studium der oben genannten Fragen.

Es scheint nur eine sachgemäße Auslegung und Befolgung des alten Wortes „Wissen ist Macht", wenn man sich in Japan rastlos bemüht, die schon vorhandene ausgedehnte Kenntnis von China zu erweitern. So erhält z. B. der Verein To-a dobun-kai zur Förderung einer gemeinsamen Schrift für den fernen Osten seit mehr als 25 Jahren die „Schule des Ostens" (To-a gakuin) in Shanghai, wo etwa 300 japanische Schüler im Chinesischen unterrichtet werden. Als die Gesellschaft im Jahre 1908 eine genaue Erforschung der ökonomischen und politischen Lage Chinas vornehmen wollte, hatte sie als gerechten Lohn kluger Organisationsarbeit sofort nicht weniger als 272 Agenten zur Verfügung, die nur in einem Jahre 20 000 Seiten Berichte lieferten.

Ferner bemüht man sich, durch ein neues japanisch-koreanisch-chinesisches Lexikon eine Vereinheitlichung der Schrift der drei Sprachen anzubahnen. Die Einleitung, von Vicomte Kaneko (einem entschiedenen Gegner der von der Romaji-kai angestrebten Annahme der lateinischen Schrift in Japan), vertritt den Standpunkt: Japan müsse seine Ideographen festhalten als ein Hilfsmittel zur Erfüllung seiner hohen, ihm vom Himmel auferlegten Aufgaben in Korea und China. Diese Mission bestehe in einer Verschmelzung der Zivilisation des Westens und des Ostens zu einer höheren Einheit. Die besonderen Elemente der daraus entstehenden neuen Kultur müsse Japan in Ostasien vorbereiten und verbreiten. Das Mittel dazu seien aber die Ideographen, und daraus ergebe sich die Notwendigkeit, sie zu erhalten und auf eine Vereinheitlichung der Schrift der drei Länder hinzuarbeiten.

Eine Frage nach der östlichen Grenze der japanischen Südsee-Interessen lenkt die Aufmerksamkeit auf Hawai. Die Schätzung der japanischen Auswandererströme ließ uns mehr als 70 000 Japaner, zwischen einem Drittel und der Hälfte der Gesamtbevölkerung, dort annehmen. Wenn wir diese Zahl der von 48 Japanern gegenüberhalten, die sich 1867 auf Hawai befanden, verstehen wir das unbehagliche Ge-

fühl, das die amerikanischen Behörden des wichtigen Flottenstützpunktes beschleicht. Generalkonsul Ueno selbst lenkte die Aufmerksamkeit auf den für das Wirtsland unglücklichen Zufall, daß von den etwa 39000 in Hawai lebenden männlichen Japanern nicht weniger als 35000 gediente Soldaten, Reservisten und Landwehrleute seien. Die Beruhigung, daß die Vereinigten Staaten mit den dort ansässigen gedienten deutschen und französischen Bevölkerungsteilen dieselbe Gefahr liefen, stimmt doch wohl nicht so ganz; denn die europäischen Dienstpflichtigen sind nicht ähnlich auf Handstreichweite um den entscheidendsten Stützpunkt des Seekrieges konzentriert und zu so einheitlichem Handeln vorbereitet und bereit.

Die australischen Beklemmungen haben wir schon im 15. und 16. Kapitel erwähnt und auch das Mißverhältnis zwischen Flächenraum und Bevölkerungsdichte gezeigt, in dem ein Land, wenig kleiner als Europa, durch den wirtschaftlichen Egoismus einer Menschenzahl festgehalten wird, die der Bevölkerung eines kleineren europäischen Königreiches entspricht. Und das in nächster Nähe von Weltgegenden, darin Millionen aus Mangel an Raum für ihre Arbeit zugrunde gehen! Der Egoismus dieses Landes geht aber so weit, daß es nicht einmal im Rahmen des Weltreiches, das es zur Zeit noch mit seinem Prestige schützt, seine Schuldigkeit tun will, die reichen abgesperrten Weidegründe wenigstens mit einiger Kraftanspannung zu verteidigen.

„Sprechen Sie mir nicht vom »Reich«", sagte der australische Premierminister Fisher zu Stead, dem Friedensapostel. „Wir sind kein Reich. Endloses Unheil ist aus dem Gebrauch dieses Wortes gekommen. Wir sind eine sehr lose Vereinigung von fünf Nationen, jede unabhängig, jede für den Augenblick bereit, in brüderlicher Arbeitsgenossenschaft untereinander und mit Großbritannien zu verharren, aber nur unter der Bedingung, daß uns keiner „nein" sagen kann, wenn wir uns zu irgendeiner Zeit, aus irgendeinem Grunde entscheiden, diese Beziehungen zu lösen." „Kein Geringerer als Joe Chamberlain hat dasselbe gesagt", erwiderte Stead, „er versuchte aber immer, dieses Konglomerat in ein Reich zu verwandeln. Aber Ihre Marschrichtung geht entgegengesetzt." „Gewiß ist sie entgegengesetzt!" antwortete das Haupt der australischen Regierung, „wir sind unabhängige, uns selbst regierende Gemeinschaften, absolut ungehemmt von irgendwelchen Gesetzen, Verträgen oder Verfassungen. Wir sind frei, unseren eigenen Lauf zu nehmen übereinstimmend mit dem, was wir für unsere Interessen halten, ohne daß jemand imstande wäre, uns daran zu hindern. Es besteht gar keine Notwendigkeit für uns, zu sagen, ob wir an einem von Englands Kriegen teilnehmen wollen oder nicht. Wir geben zu, daß im Kriegsfall vom Standpunkt des Völkerrechtes unser Gebiet dem Angriff von Englands Feinden ausgesetzt sein könnte. Wenn wir bedroht würden, hätten wir uns zu entscheiden, ob wir uns verteidigen wollen, oder — wenn wir den Krieg für Unrecht und Englands Feind für im Recht hielten — den Union Jack niederzuholen, unsere eigene Flagge zu hissen und auf eigene Rechnung loszufahren. Wir erwarten keinen Angriff und haben keine Unabhängigkeitserklärung im Sinn, weil wir mit Ausnahme der Tatsache, daß wir die Gefahr los würden, von Englands Feinden angegriffen zu werden, nichts gewinnen könnten, wären wir so unabhängig wie irgendein anderer souveräner Staat, aber viel verlieren möchten."

Wir kennen diese Sprache aus vergangenen Zeiten unserer Geschichte, wenn auch nicht in dieser ganzen brutalen Nüchternheit, die so weit entfernt ist von dem Grundsatz, der Großbritannien bisher zusammengehalten hat: „Right or wrong, my country!" Es sind die Gedankengänge der alten teutschen Libertät, die uns die Zerstörung unseres alten Reiches, Fremdherrschaft und Knechtschaft und Einbuße unserer ehemaligen Außenländer gebracht hat und Zustände, wie sie außerhalb des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation nur China völkerrechtlich mit ähnlichen Folgen entwickelt hat. Aber vielleicht nähern sich solche Zustände denen des tausendjährigen Reiches zum Nutzen derer, die nicht daran glauben. Zu den Ungläubigsten in dieser Richtung gehört Japan wohl noch für lange Zeit.

Aber es ist nicht etwa die konservative Partei der Bureaukraten und Soldaten, in der dieser Zug nach Süden, der Gedanke des Zusammenarbeitens mit China und die panasiatischen Träume am lebendigsten sind; sondern deren Vertreter und Vorkämpfer stehen vorwiegend auf der linken Seite und gehören der liberalen Seiyukai oder der Volkspartei, Kokuminto, an. Je mehr sie an Boden gewinnen, je stärker die Bestrebungen werden, die ein dem englischen ähnliches Verfassungsleben in Japan einführen wollen, desto mehr wird sich auch dieser Zug verstärken, die Neigung, den Schwerpunkt ausschließlich auf die Seegeltung zu legen. Je ähnlicher man also dem angelsächsischen Staatsideal wird, desto unbequemer wird man den Vorbildern werden, und je mehr der „Militarismus" zurückgedrängt wird, um so freier wird die Bahn für die Vertreter der ihm gegensätzlichen Wünsche, deren Tendenz nach Süden geht. Die Soldaten und Diplomaten der energischen konservativen Kabinette haben die Ablenkung der Auswandererströme nach Nordwesten durchgesetzt, den Modus vivendi einer von Japan selbst zurückgedämmten Einwanderung mit den Vereinigten Staaten geschaffen. Ihre liberalisierenden Gegner hingegen waren es, die der Partei Dr. Sunyatsens alle ihnen mögliche Förderung zuteil werden ließen, die in Hawai, Westamerika, der Südsee die japanischen Inter-

essen in Brennpunkte zu sammeln trachten. So ergibt sich für die Politik der beiden angelsächsischen Großmächte die sonderbare Zwickmühle, daß die Partei, die ihnen aus innerpolitischen Gründen die sympathischere wäre, anderseits die einzige ist, die in allen ihren Äußerungen jetzt schon ganz ungeniert nach den Lebensadern der beiden Mächte zielt, während die Militaristen ihnen zwar die offene Tür in Korea und der Mandschurei etwas versperrten, aber sonst doch ihre treuen Soldaten, ihre Vorhut gegen Rußland waren und vielleicht gegen China sein würden. So wäre der Sieg des eigenen Vorbildes keine ungemischte Freude, denn er wäre gleichzeitig ein Sieg des Zuges nach Süden, der Zukunft auf dem Meere.

XIX. Europäische Zuschauer-Rollen?

Unsere heiligsten Güter werden von ganz anderer Seite bedroht, als von Ostasien.
Prof. Dr. O. Franke.

Drei Weltmächte der weißen Rasse: Amerika, England und Rußland haben wir längst auf den gleichen Brettern mit der ostasiatischen ihre Spieler-Rollen aufnehmen sehen. Nur das eigentliche Europa, — zu dem England eben doch steht, wie das alte Venedig zu dem Italien der Renaissance, mit dem einen Fuß drinnen, mit dem anderen draußen, — hat nach vorübergehendem geräuschvollen Auftreten noch immer nicht den ihm zukommenden Platz auf der Bühne gefunden. Es fällt eher aus der Komparserie in die Zuschauer-Reihen zurück, erfreut sich aber nicht einmal der zuvorkommenden, guten Behandlung, mit der die Akteure sonst ihr zahlendes Publikum bei guter Laune zu erhalten streben.

Deutschland hat in der unassimilierbarsten, unverdaulichsten aller von der See her zu erreichenden Provinzen Chinas eine Flottenstation mit Seebad und etwas Handel und Chinafühlung, einen Ruheplatz im nervös gewordenen Osten, als solcher neuerdings auch von Chinesen geschätzt, ein kolonialpolitisches Voluptuar, sagen manche; und außerdem abseits der Hauptinteressenlinien im Großen Ozean ein weitzerstreutes, nur durch sein Prestige beschütztes Inselreich — und dafür einen bösen Ruf, wie ein Kindlifresser. Frankreich hat seine Macht in Südostasien zusammengehalten, nennt dort eine reiche, aber furchtbar entartete Lasterstätte sein eigen und hat fast schon mehr Angst um den Besitz ausgestanden, als Freude daran erlebt. Es sieht mit begehrlichen Augen auf Yünnan, ist aber im Rahmen der Quadrupelentente, in der es eine zweite Geige spielt, halb beschützt und halb am Zügel gehalten. In Japan sieht es neuerdings freundliche Gesichter, wie man sie einem kirre zu machenden Zukunftsgläubiger zeigt, der Geld bringen soll, von dem man aber sonst nicht mehr viel hält. Spanien ist aus dem Osten fortgefegt, und Portugal würde es auch längst sein, und zwar durch autochthone Mächte, ohne den schützenden Löwenvertrag mit England. Der Sonderlage der Niederlande ist schon gedacht worden. Als Italien nach der Sanmun-Bucht greifen wollte, waren die örtlichen Widerstände schon zu stark; und das übrige Europa hat nur bescheidene Handelsinteressen im fernen Osten zu vertreten.

Wie unsere Schlußbetrachtungen aus persönlicher Erfahrung heraus dem einzelnen Deutschen beim Einfühlen in den fernen Osten dienen möchten, so sollen die hier zusammengefaßten Eindrücke dazu beitragen, uns als Staat und Volk aus einer unvorteilhaften Zuschauerrolle herauszuführen, denn es ist eine üble, auf die Dauer nicht haltbare Rolle, den Ruf eines gewalttätigen, bedrohlichen Friedensstörers zu haben, als internationaler Klaubauf zu dienen, ohne irgendeinen handgreiflichen Nutzen davon zu ziehen, den die wirkliche Ausübung solcher Charakterzüge doch zu haben pflegt, und dadurch langsam, aber sicher die freundlichen Gesinnungen zu verlieren, die deutsche Leistung in besseren Tagen in Japan erworben hatte, wie etwa zu Hollebens Zeiten, wo jeder Deutsche ipso facto persona grata war.

An der Verteidigung des noch vorhandenen Restes von Sympathie dürfen aber nicht nur ein paar Männer und Zeitungen im fernen Osten sich erschöpfen, wenn die Stellung auch nur gehalten werden soll, sondern ihr Tun muß Widerhall in allen politisch denkenden Kreisen Deutschlands finden, wenn schon der Wunsch, daß unser ganzes Volk daran den Anteil nehme, wie in den angelsächsischen Großstaaten der Mann auf der Straße, verfrüht, wenn nicht unerfüllbar scheint.

Wenn ich forschte, warum eigentlich zwischen Deutschland und Japan, Mächten, die kaum eine sichtbare Reibungsfläche außer der Handels- und Schiffahrtskonkurrenz miteinander haben und so viele gemeinsame oder des Austausches werte Kulturgüter, alle die unfreundlichen Worte hin und her flogen, so viel Mißtrauen gelagert sei, so traten mir, außer dem Schatten der englischen Spannung, immer wieder unsere Beteiligung an dem Frieden von Shimonoseki und unvergessene Begleiterscheinungen der Chinawirren entgegen.

Ein Bild, das den friedlichsten Religionsstifter, in der Haltung der Weltflucht und Vertiefung in sich selbst, von einer Eroberungs-Brandwolke umgeben, im Anzug gegen eine Schar uneiniger, christlicher Walküren zeigt, ist von Händen, die dabei ihre Rechnung fanden, weithin im Osten verbreitet worden. Zuweilen, wenn die Wunde sich schließen will, taucht es in billigen Reproduktionen, in kleinen anglojapanischen Zeitschriften wieder auf, denn es s o l l nicht vergessen werden, es soll den Leuten diesseits und jenseits des Gelben Meeres immer wieder die tiefe innere Abneigung der deutschen leitenden Kreise gegen sie vor Augen führen, damit anderer europäischer Schutz eine aufdringliche Folie gewinne.

Das Wort von der Gelben Gefahr ist einmal geprägt: es ist in Wahrheit viel lebendiger bei den Angelsachsenvölkern, als in deutschem Munde, aber kluge Preßarbeit hat bewirkt, daß es bei aller Kaufkraft in Amerika und im britischen Kolonialreich auf deutsche Kosten im Umlauf bleibt.

Shimonoseki gegenüber ist die Auffassung weiter, guter japanischer Kreise die, daß Rußland durch natürlichen Wettbewerb, Frankreich ungern als Rußlands Verbündeter zum Eingreifen gekommen sei. Aber bei Deutschland, das wie England eigentlich kein zwingendes Interesse daran gehabt habe, müsse die tödliche Beleidigung aus einer Art innerer Feindseligkeit entsprungen sein, von der man völlig überrascht wurde. Dazu kam, daß die Regierung entschlossen war — wenigstens glaubt das der größte Teil der japanischen Offiziere —, gegen Frankreich und Rußland mit ihrem gerechten Anspruch auf das Eroberte durchzuhalten, und Grund zu haben schien, einer nicht direkt unfreundlichen Haltung Deutschlands dabei sicher zu sein. Um so schwerer kam die Überraschung, daß auch Deutschland in den Arm fiel, die das Nachgeben erzwang. Ihr zufolge haben weitverbreitete japanische Preßstimmen das bei der zweiten Eroberung von Port Arthur vergossene Blut auf deutsche Rechnung schreiben können; die Erbitterung von damals ist in alle Schulbücher übergegangen, macht sich gelegentlich sogar unter Kindern Luft und gibt jetzt bei Männern Empfindungen wieder, die sie damals im eindrucksfähigsten Alter eingesogen haben. Es ist eine Eigenschaft schon des japanischen Privatlebens, selbst kleine, anscheinend aus unfreundlicher Gesinnung oder abholdem Gemüt fließende Beleidigungen schwerer zu nehmen, als von widerstreitendem Interesse gebotene feindliche Eingriffe. Ähnlich empfindet das Volk als Ganzes: es ist bei aller Höflichkeit in der Miene von nachtragender Art. Deshalb steht Shimonoseki heute noch schwarz auf der Abrechnung mit Deutschland, während der Posten auf der franko-russischen weit mehr abgeglichen scheint.

Die hier berührte, auch in manchen deutschen Gauen wohlbekannte Art nachtragenden Verhaltens gegenüber einer, gerade in kleinen, absichtslosen Dingen, im Guten und Schlimmen sich ausprägenden, geneigten oder unfreundlichen Gesinnung verdiente, daß man ihr im amtlichen und privaten Verkehr mehr Rechnung trüge. Zu große Wohltaten und Geschenke, derb oder gar wegwerfend gereicht, verletzen solche Gesinnung leicht, kleine harmlos gemeinte Freundlichkeiten verpflichten sie stärker, als man denkt; auch zu schneidige Äußerungen, vielleicht gut gemeinter Spott, herablassende Allüren und unnötige, andernorts für selbstverständlich gehaltene Härten in Ton und Ausdruck werden schärfer empfunden. In unserem amtlichen Verkehr landläufige Schroffheiten, bei uns oft nur als sachliche Kürze gedacht, bilden Ursachen tiefer und dauernder Verstimmung und eines Mißtrauens, das für Generationen auch durch großes sachliches Entgegenkommen nicht wieder zu beseitigen ist. Das suaviter in modo ist in Japan noch wichtiger als zu Hause, dem fortiter in re steht man dann ganz verständnisvoll gegenüber, wenn nur die Ehre und die Form ge-

wahrt bleibt. Deshalb ist Shimonoseki und manches andere von Deutschland her am schmerzlichsten empfunden worden, und hat uns oft mehr an Imponderabilien gekostet, als die Sache selbst gefordert hätte.

Der im Osten so starke Einfluß der angelsächsischen Presse tat natürlich nichts, um solche Auffassungen zu ändern, und so ist es eine Tatsache, daß, unbeschadet der Achtung und Liebe für deutsche Wissenschaft und eines gewissen Sympathiegefühls in einigen Regierungs- und Heereskreisen, die deutsche Großmacht als solche in allen Äußerungen naiver Massenempfindung die unbeliebteste ist: unbeliebter, als das geschlagene Rußland, das nun geldgebende Frankreich, das noch verbündete England, äußerlich auch viel häufiger verdächtigt, mehr angegriffen, als der voraussichtlich nächste Gegner in friedlichem oder anderem Ringen über dem großen Wasser.

Einmal freilich ging ein anderer Wind, in Fragen und Gesprächen deutlich erkennbar: das war, als Deutschland und Österreich in dem bosnischen Streit treu nebeneinanderstanden und der Unterschied zwischen Bündnis und Entente klar ward. Es hat deutsche Blätter gegeben, die kühle Witzworte für die „Nibelungentreue" fanden. Wer das Wetterleuchten im überseeischen Ausland unter fremdem Volk miterlebt hat, wird anders darüber denken, denn er erfuhr an dem Eindruck dort, daß seit den stolzesten Tagen des Reiches nichts mehr in den Augen des Auslandes so den Staub und Rost, die dick darauf saßen, von unserem Waffenkleide und unserem Ansehen gefegt hat, wie dieser Sturm. Damals horchte man drüben im Osten auf: also hier sind Leute, die ein Bündnis wirklich halten, die einem Freund in der Not die Treue bewahren wollen, auch wenn eigene Lebensinteressen nicht dazu zwingen, auf deren Wort man sich verlassen könnte, das gibt es noch! Das wären Leute für uns — aber sie mögen uns ja nicht: man spürte ihn förmlich, den resignierten Unterton. Und dann schrieb man wieder von den Verdiensten Amerikas, auch wenn es einem zeitweilig in die Suppe spuckte, wie mit der Neutralisation der Mandschurei, und pries die britische Allianz, auch wenn ihr veränderter Text durch die Blume sagte: aber wenn es Euch ans Leben geht, tun wir nicht mehr mit! So gingen die Wochen, in denen ein frischer Sturm den künstlichen Nebel zerfetzt und das wirkliche Gesicht der Dinge gezeigt hatte, vorüber — ungenutzt.

„All human progress resolves itself into the building of new roads", wir haben es an ganz anderer Stelle angeführt, wo es buchstäblich zu nehmen war. Aber im übertragenen Sinn ist es noch viel richtiger und sollte uns warnen, in ausgefahrenen Geleisen weiter zu wandern, wenn wir unsere Mitbewerber längst abschneidend querfeldein auf neuen und

näheren fahren sehen. Ein solches ausgefahrenes Geleis ist die Betrachtung der Zeitgeschichte vom ausschließlichen Standpunkt der weißen Rasse, des alten europäisch-christlichen Staatsgefüges aus. Die englische Staatskunst erwies sich, wenn nicht schon eher, spätestens am 6. Juli 1894 (siehe Erinnerungen des Grafen Hayashi!) ganz frei davon, unsere öffentliche Meinung befuhr es mit der Staatskunst zusammen noch 1900 und später. Auf die Gefahr hin, bei einem Teil meiner Leser offene Türen einzurennen, muß ich — um solche wertvolle Urteile vielleicht in Kreise zu tragen, wo sie sonst nicht vernommen würden — mich zu den Überzeugungen bekennen, die Dr. O. Franke im Vorwort zu seinem Werke „Ostasiatische Neubildungen" ausspricht:

„Die Ergebnisse, zu denen meine geschichtliche Methode bei Beurteilung der Dinge in Ostasien kommt, weichen vielfach ab von dem, was man sich in Deutschland fast als einen politischen und kulturellen Kanon anzusehen gewöhnt hat. Die gebildeten Kreise bei uns stehen noch immer unter dem Banne des Phantoms der „Gelben Gefahr", sie beurteilen die ostasiatischen Fragen viel zu sehr vom Standpunkte eines künstlich gesteigerten Rassegefühls. Sie träumen noch immer von einem solidarischen Europa, dem Hort der edelsten Güter der Menschheit, gegenüber einem barbarischen Asiatentum, das ihnen fast als das Prinzip des Bösen und des Häßlichen erscheint. Sie erweitern in ihren Gedanken die Einheit der abendländischen Kultur zu einer politischen oder gar wirtschaftlichen Einheit, ein fundamentaler Irrtum, der dem naiven Idealismus der Deutschen mehr Ehre macht, als ihrem politischen Verständnis. Es gab einst eine Zeit, wo die europäischen Interessen in China solidarisch waren und es bei ihrem bescheidenen Umfang sein mußten, aber diese Zeit ist vorbei und wird nie wiederkehren. In Frankreich, Rußland, England und Amerika hat man sich von diesen Vorstellungen frei gemacht, aber in Deutschland hängt man ihnen mit einer Zähigkeit an, die ihre Ursache nicht bloß in einer mangelhaften Kenntnis überseeischer Verhältnise hat, sondern leider auch in politischer Unbegabtheit. Dieser unser Wahn hat uns bereits Schaden über Schaden gebracht, aber geheilt sind wir leider noch immer nicht davon. Unsere Presse, unsere Finanz, unser Handel und zuweilen selbst unsere Politik lassen sich noch immer beim Betrachten ostasiatischer Dinge gar zu leicht eine englische oder russische Brille aufsetzen, und namentlich die Zeitungen, die ohne eigene Kritik aus englischen oder russischen Quellen schöpfen, leisten unbewußt den fremden Interessen Vorspann, machen sich zu Vorkämpfern in Fragen, die uns wenig oder gar nicht berühren, und schädigen die Stellung der eigenen Regierung und des eigenen Handels in Ostasien. Wir müssen uns daran gewöhnen, in China nicht immer den Feind des Europäer-

tums zu sehen, sondern eine Macht wie andere Mächte, deren Freundschaft für uns von Wert ist und nicht ohne Not, nur einer nebelhaften Rasse-Theorie zu Liebe, in Gefahr gebracht werden darf. Darum dürfen wir keine europäische Politik in China treiben, sondern nur eine deutsche, ohne Rücksicht auf zweifelhafte „Brüder" und „Vettern" daheim. In Europa umgeben uns Mißgunst und Übelwollen. Wir werden noch hart um unser nationales Dasein zu ringen haben und darum gut tun, uns unter den asiatischen Kulturvölkern so viel Freunde wie möglich zu machen, anstatt tiefgründige Betrachtungen über „höhere" und „niedere" Rassen anzustellen. Nur in Deutschland konnte die romantische Idee von einem Kreuzzuge des „christlichen" Europa gegen das „heidnische" Asien entstehen. Es ist gut, daß wir uns davon frei gemacht haben, aber wir werden Sorge tragen müssen, daß sich verwandte Vorstellungen nicht immer von neuem in unser politisches Denken einschleichen. Unsere „heiligsten Güter" werden von ganz anderer Seite bedroht als von Ostasien."

Trotz alledem hängt aber die europazentrische politische Betrachtungsweise unserer sonst in Kulturfragen so kosmopolitischen Presse überall an, in großen und kleinen Dingen. Es kann den mit ostasiatischen Verhältnissen Vertrauten zur Verzweiflung bringen, wenn er in unseren hervorragendsten Blättern, neben durchaus richtigen Anschauungen und Auffassungen sachkundiger Augenzeugen, immer wieder der Teufelssaat begegnet, die unsere Feinde darin unterzubringen verstehen. Aber die Schuld liegt nicht allein beim Ausland, das seine Rechnung dabei findet, auch in der Atmosphäre von Mißtrauen, die zwischen beiden Völkern nach und nach aus der Saat heraufgewachsen ist, und die nun in die größten wie in die kleinsten Angelegenheiten hineinspielt. Dafür nur ein kleines Beispiel: Als der wissenschaftliche Attaché der Deutschen Botschaft in Tokyo im Herbst 1911 eine — übrigens schon lange vorher geplante — Reise nach Peking angetreten hatte, wohin in diesen Tagen des Umsturzes neben den Vertretern des staatlichen Museumsdienstes alle Raubvögel des internationalen Kunsthandels beutelüstern gestoßen waren, da hieß es: „Um zu zeigen, wie weit einige der japanischen Blätter in ihren Unfreundlichkeiten gegen Deutschland zu gehen wagen, können wir uns nicht versagen, folgende gleichlautende Notiz des Chuo und Nippon wiederzugeben, der letzteres Blatt sogar die Überschrift »Der listige deutsche Kaiser« gibt: »Der wissenschaftliche Attaché, der berühmte Freiburger Professor Dr. G., ist am 24. September nach Peking abgefahren. Zweck der Reise ist der, daß der deutsche Kaiser durch ihn bei den jetzigen Unruhen seltene kostbare Kunstgegenstände zu erlangen strebt.«" — Selbst wenn daran etwas Wahres wäre — wozu der Lärm auf beiden Seiten? Wenn sie die Schätze ehrlich bezahlen, haben sich alle kunstsammelnden Nationen der Erde auf diesem Gebiete kaum etwas anderes vorzuwerfen, als versäumte Gelegenheiten. Warum also über solche Notizen nervös werden? Das wäre nur aus einer Erwägung heraus berechtigt — weil sie Symptome einer gereizten Gemütsstimmung sind, wo sie häufig auftreten. Bei der Plünderung von Peking im Jahre 1900 sind solche Kunstschätze von allen Kulturnationen wesentlich billiger erworben worden. Und doch findet sich z. B. Alt-England, angesichts viel üblerer Vorgänge, zu der heitersten Selbstironie durch: so stand am 13. März 1912 im Punch zu lesen: „Den chinesischen Truppen in Peking ist offenbar etwas zu Kopf gestiegen. Sie haben die Stadt geplündert, als ob sie die Repräsentanten aller führenden europäischen Armeen wären." Ein blutiger Witz — aber ist es nicht etwa wahr? nur daß minder führende Armeen im Plündern ebensoviel Übung und Geschick hatten, und daß im Krieg und Frieden auch sehr schöne Sachen ihren Weg nach Amerika gefunden haben. Endlich, wieviel unbefangener werfen nicht namentlich unsere süddeutschen Witzblätter internationale Fensterscheiben ein, die wir als Nation dann teuer bezahlen müssen!

Stimmung wird aber oft weniger durch ein paar große Ereignisse geschaffen, als durch viele kleine Berührungen; und feindselige Handlungen, die im Augenblick des Auftretens in solcher Schwere kaum gerechtfertigt scheinen, erklären sich zwanglos aus einer durch viele kleine Reibungen angehäuften Elektrizität. Die immer feindseliger werdende Stimmung und Haltung der japanischen Presse gegen uns erklärt sich zum Teil aus ihrer schon einmal geschilderten Eigenart, hat aber ihren letzten Grund wohl darin, daß die ostasiatische wie die mitteleuropäische Presse alle einschlägigen Verhältnisse viel mehr durch englische, selbst russische Augen sieht, als durch ihre eigenen, also vor allem durch unser gespanntes Verhältnis zu England verschobene Maßstäbe und verzerrte Bilder erhält. Dieser Umstand ist von unseren deutschen Zeitungen in Ostasien mehrfach beleuchtet worden, aber freilich aus dem Kampfgewühl heraus auch nicht ohne eine gewisse Verbitterung. Ein Artikel der Deutschen Japan-Post, „Deutschland und die japanische Presse", zeigt durch eine Gegenüberstellung der Zeitungen Nichi nichi und Yamato unverkennbar die wahre Volksstimme neben der offiziös beschwichtigenden. Da nennt Nichi nichi „die antijapanische Haltung der deutschen Regierung beim Schluß des chinesisch-japanischen Krieges unauslöschlich ins Gedächtnis gegraben. Verlangt die deutsche Presse, daß wir die Demütigung vergessen sollen, die wir durch die Regierung des Kaisers erlitten haben? Hat man in Deutschland je erwartet, daß Frankreich Elsaß-Lothringen

vergessen würde?" Yamato aber flötet: „Wenn im feindlichen Ton geschrieben wird, geschieht das ohne tiefere Überlegung, nicht in Erinnerung an die Intervention nach dem chinesischen Kriege, . . . überdies vergißt der Japaner leicht. . . ." Nein! warnt hier die Erfahrung! Der bloße Ton dieser beiden Auszüge zeigt, wo die Wahrheit des Empfindens liegt. Keine Aristokratie vergißt leicht, das liegt nicht in ihrer Natur. Sie verträgt schwere, sachlich in guter Form ausgetragene Gegensätze, aber keine offenkundige Verletzung ihres Gesichts, und sie spannt sich die verletzte Eitelkeit einer wankelmütigen Menge im richtigen Augenblick zu einer schwer überwindbaren Einheit vor. Die deutsche Zeitung zielt in ihrer Kritik darauf ab, man müsse in der Heimat wissen, wie eigentlich Japan über ein Volk denke, dem es eine unschätzbare Fülle von Kulturgeschenken und Anleitungen verdankt. Darüber ist zu sagen, daß eine vornehme und edel empfindende Minderzahl diese hohen geistigen Beziehungen nicht vergessen hat, aber genau unterscheidet zwischen dem Deutschland, das ihnen diese Gaben vermittelte, und dem, das sie vergewaltigt hat; und daß in der Masse, soweit sie überhaupt Vorstellungen von auswärtiger Politik hat und nicht nur Führern nachläuft oder Instinkten folgt, die älteren, freundlichen Erinnerungen durch die bittere neue und durch unablässige verhetzende Gegenwirkung ausgelöscht sind.

Wenn ich versuche, die haltbarsten Beziehungen zwischen Deutschland und Japan herauszudestillieren, die alle Kreuz- und Querfahrten der beiderseitigen Politik seit zwanzig Jahren überdauert haben, so sind es von den wissenschaftlichen unbedingt die aus der Medizin und ihren Hilfswissenschaften stammenden. Dann erst folgen solche, die weit mehr nur an einzelne Persönlichkeiten gebunden, mit keinem so systematischen Aufbau verknüpft und eher von vorübergehenden Zuständen abhängig sind wie die militärischen; Forstwissenschaft und Technik kommt demnächst, und erst zuletzt, weil nicht durch den Aufbau von Organisationen zu so dauernder Wirkung gelangt, sind Staatswissenschaften: Rechts-, Philosophie- und Erziehungslehre zu nennen, obwohl der Anhang zu Sawayanagis Hauptwerk die deutsche pädagogische Literatur in großem Umfang ins Japanische übersetzt zeigt.

Die einzigen Klassen, in denen die Kenntnis der deutschen Sprache, und zwar meist eine größere der Schriftsprache und Literatur, als der gesprochenen, vorwaltet, sind Ärzte und Offiziere. Bei den Offizieren aber ist nicht zu vergessen, daß der französische Einfluß früher und breiter war als der deutsche, und daß einige der hervorragendsten, Schule bildenden Männer wie Terauchi auf seinem Boden stehen.

Wie groß die Anzahl von Naturwissenschaftlern, besonders Medizinern war, die nach ihren Fachstudien im Ausland den Weg in leitende Stellungen im Staate fanden, und wie sehr ihr Einfluß in der Öffentlichkeit z. B. gegenüber dem Juristentum vorwiegt, wurde schon einmal erwähnt. Ich brauche nur als Beispiele die vielseitig verwendeten Minister Aoki und Goto zu nennen und kann mir nicht versagen, ein paar feine Bemerkungen Aokis von einem Abend der Nichi-Doku-Kyokai (Japanisch-Deutsche Gesellschaft) wiederzugeben, weil sie kennzeichnend für die Denkweise Vieler sind. Er erwähnte, auch er sei zunächst Mediziner gewesen, wie es in seiner Familie üblich war. Er habe zunächst holländische medizinische Bücher studiert, die aber nur Übersetzungen aus deutschen gewesen seien, und darin den bemerkenswerten Satz gefunden, daß ein guter Mediziner auch ein guter Staatsmann sein müsse. Beide hätten es mit sehr feinen Organismen zu tun, deren Studium sie zu gleichen Ergebnissen führe. Darum habe er später beschlossen, Staatswissenschaften zu studieren, die er aber in Berlin zuerst als Polizeiwissenschaften bezeichnet hätte, da er immer nur von dem Polizeistaat Preußen gehört habe. Dann brachte ihn der Vergleich zwischen preußischen Truppen und denen des kaiserlichen Frankreich vor 1870 schon zu der Überzeugung, daß Preußen über Frankreich siegen werde. Das sei dann ja auch eingetreten, und darüber habe er sich sehr gefreut, da er gewußt habe, daß Japan danach die Augen aufgehen würden über den Wert deutscher Wissenschaft und Kultur, und daß es viele seiner Studenten nach Deutschland, anstatt nach Frankreich senden würde. Sie seien dann auch zu Hunderten gekommen. Er wünsche, daß alle diese alten Studenten auch weiter noch der deutschen Wissenschaft und Kultur das gleiche Interesse entgegenbrächten, denn Japan könne Deutschland in dieser Beziehung noch für lange hinaus nicht entbehren.

Dieses Gefühl des „noch lange nicht entbehrt werden können" in Wissenschaft und Heer ist wohl der beste Stein im Brett, den wir aus früheren Zeiten in Japan noch besitzen, der einzige, auf den man eine Erneuerung des Spieles begründen könnte, die wohl noch Hoffnungen böte, aber mit dem Bewußtsein angetreten werden müßte, daß es sich um eine fast neu zu beginnende Partie handelt. Die alte haben wir gegen England verloren durch einen entscheidenden falschen Zug.

Den Vorwurf des Undanks behält man besser in der Tasche; er zählt nicht mit im politischen Spiel, und verbittert nur im privaten solche, die ihn nicht verdienen, denn die anderen zucken ja doch nur die Achseln darüber. Übrigens haben die Japaner bei der Frage des Dankes sehr scharf unterschieden, was ihnen aus selbstlosen Beweggründen, persönlicher Neigung oder allgemeiner Menschlichkeit, was um der Sache der Wissenschaft und zu verbreitender Kultur willen oder aus reiner Lehrfreude geleistet wurde, und was für gutes Ent-

gelt um selbstsüchtiger Ziele willen geschah. Im ersten Falle ist der Dank nicht ausgeblieben, denn man hat in sehr vornehmer Weise vermieden, sich je etwas schenken zu lassen, und seine Gegengaben wohl abgewogen. Wo die Dienste unwägbar waren, wie bei Meckel oder Koch, da hat man die Seelen durch ein Andenken geehrt, wie es unsere Besten nicht ehrender finden. In den anderen Fällen aber ist der Anspruch auf immateriellen Dank neben guter vollwertiger Bezahlung doch wohl zu rassenzentrisch gedacht. Der Dank als volksverbindendes Mittel fällt also weg, wie sehr man darüber schelten möge, und wenn ich sagte, daß ein Gefühl des „geistigen Nicht-entbehren-könnens", aber auf die Besten beschränkt, dafür zum Teil einspringen könne, so ist damit auch gesagt, daß dieses Gefühl Massen nicht bewegt. Die Massen kennen sich nicht, wie Dr. F. Wertheimer (Frankft. Zeitg., Deutchland und Japan) treffend als Hauptgrund ihres unfreundlichen Verhältnisses betont. Er meint dann weiter, jedes irgendwie geartete Übereinkommen zwischen England und Deutschland würde auch diese Lage im Osten bessern, aber zu dieser Überzeugung gesellt sich doch die andere, daß zunächst aus eigener Kraft ein Umschwung anzubahnen sei.

Dem Vertreter der Presse liegt begreiflicherweise der Gedanke am nächsten, auf diesem Felde wenigstens bessere gegenseitige Kenntnis herbeizuführen. Er trug ihn dem Fürsten Katsura vor, dessen eigene Eindrücke von Kultur und Wissen des Abendlandes aus Deutschland stammen, der ihm versöhnende, verbindliche Worte sagte, die Entfremdung zugestand und auf die Idee einer unmittelbaren Presseverbindung einging. Was eine solche nützen kann, das erklärt der einzige Name des nun verstorbenen, genialen, anglojapanischen Journalisten Brinkley, der, wenn auch nicht mit direktem Landerwerb, aber auf kaum minder wichtigem Gebiet einer von dem Schlage der Empirebuilders gewesen ist, der England mehr als einen Botschafter ersetzt und mehr als einen Fehlgriff pariert hat.

Aber allerdings fragt man sich immer noch zuerst, weshalb nicht die zunächst dazu berufenen Stellen eine Entfremdung verhüten konnten, deren Amtsbetrieb vom Reiche mit einem Vielfachen der Summe unterhalten wird, die eine solche Pressevertretung oder vermittelnde Einrichtungen zu Hause, wie orientalisches Seminar oder Hamburger Kolonialinstitut fordern. Solche berufene Vermittler sind bei uns immer noch viel zu vereinzelt, vermögen vor allem den binnenländischen Anteil an Ostasien nicht lebendig genug zu erhalten, der trotz gelegentlicher Bewegungen und aller Tätigkeit der Kolonial-Gesellschaft immer noch viel zu schwach und unpersönlich, vor allem aber viel zu einseitig ist, weil er meist nur auf religiöse und künstlerische Gebiete, kaum mehr auf wissenschaftliche und gar nicht mehr auf staatliche ausgedehnt wird.

A. Paquet hat das Wort „Chinamüdigkeit" geprägt, und in der so benannten Skizze mit viel Geist und Wahrheit über das Ermatten der vermittelnden Stellen im Ausland gesprochen, die Dreiheit der nebengeordneten Ämter in dem des Zusammenfassens bedürftigen Chinadienst, die Fehlschläge in Eisenbahnplänen und Waffengeschäft, und die Anbahnung weiterer Einbuße durch den französischen Reorganisator des chinesischen Heerwesens, die Nachteile der Dolmetscher-Einrichtung gezeichnet. Vieles von dem gilt mutatis mutandis auch für Japan; und der letzte Grund für das Zurückbleiben ist doch die Volksfremdheit des größten Teiles unseres Beamtentums in Ostasien. Von jedem Offizier, der nach Japan gesendet wird, und sei es nur für ein Jahr, fordern seine militärischen Vorgesetzten als selbstverständlich, daß er wenigstens die Umgangssprache erlerne. Dem Botschafter, dem Geschäftsträger, dem Botschaftsrat, der auf Jahrzehnte die Beziehungen von Großmächten in richtige oder falsche Geleise lenken kann, wird diese Forderung nicht gestellt, was allerdings auch mit dem zu häufigen Hin- und Herschieben des auswärtigen Dienstes zusammenhängt. Diese Unsicherheit verhindert allein schon ein wirkliches Warmwerden und Sicheinleben. Die Dolmetscher treten in die Lücke ein: die naheliegende Frage, weshalb man dann nicht aus den Dolmetschern die besten (eine gründlichere Landeskenntnis und Vorbildung als die Diplomaten haben sie ja fast alle) zu Gesandten und Botschaftern wählt, bleibe unberührt. Aber bei der wirklichen Sachlage scheidet für den Dolmetscher, der das Land wirklich kennt, die Möglichkeit des freien, ungehemmten, persönlichen Wirkens aus; und für den Diplomaten, der die Sache des eigenen Landes in dem fremden vertritt, das er kennen sollte, die unmittelbare Aufnahme und die Berührung mit dem Geiste dieses Landes.

Gerade die Japaner sind darin uns Deutschen ähnlich; je tiefer ihre Männer sind, desto mehr scheuen sie oft das Geplätscher einer notwendig oberflächlicheren Konversation in vermittelnder fremder Sprache. Der nicht auf Vermitteln, sondern auf Handeln und Leisten in der Heimat eingestellte Mann beherrscht in der Regel vollkommen nur eine Sprache, seine eigene, und ist nicht gewohnt, in einer fremden tiefere Probleme zu behandeln und wirklich aus sich herauszugehen. Wer sich aber das Vermitteln als Beruf erwählt hat, muß gerade an diese Männer herankommen können. Wo eine solche geistige Fühlung mit den führenden Geistern des fremden Volkes nicht möglich ist, da müssen sich die Beziehungen auf eine rein formale Geschäftserledigung und konventionelle Geselligkeit beschränken; und es

ist kein Wunder, daß man dessen auf beiden Seiten bald überdrüssig wird.

Auf diesem Boden erwächst dann die „Chinamüdigkeit", erweitert zu der schlimmeren Ostasienmüdigkeit. Wenn sie sich noch auf alle Mächte erstreckte, wenn eine Stimmung von Weltmüdigkeit über das ganze alte Europa wegfluten und auch die anderen erfassen würde, könnte sie für uns noch ungestraft bleiben. Aber wo bleibt ein Mann, der müde wird und sich vorzeitige Rast gönnt, auf Wegen, wo die andern emsig weiter gehen? Hinten, kann da doch nur die einzige Antwort sein. Für ein solches Zurückfallen auf halbem Wege steckt aber doch zu viel ehrliche deutsche Arbeit in unserer ostasiatischen Stellung, und deutsches Gold, das sonst nützlicher zu verwenden gewesen wäre. Das, was Paquet ausschließlich für China Gültiges sagt — so richtig es ist —, beseite lassend, muß ich hierher setzen, was seine Geltung über den örtlichen Bereich hinaus für ganz Ostasien hat:

„Man wird vielleicht einwenden, die für uns ungünstige Verteilung äußerer Erfolge beruhe auf Zufälligkeiten. Aber wir glauben nicht an solche Zufälligkeiten in der Politik. . . . Die Chinamüdigkeit, die wir in Deutschland wahrnehmen, hat offensichtlich ihren Kern in Peking. Ihr entspricht die Interesselosigkeit der verantwortlichen Kreise in Deutschland an den chinesischen Angelegenheiten und der flaue Anteil, den die öffentliche Meinung in diesen Dingen nimmt. Der Suggestion, als ob es in China gegenwärtig keinerlei weittragende Entschlüsse zu fassen gebe, erliegen auch viele unserer Kaufleute und Fabrikanten, die zwar den lebhaften Wunsch haben, einmal drüben ins Geschäft zu kommen, aber nirgends einen gangbaren Weg dazu erblicken. . . . Gewiß, den Vertretern des Reiches, denen der Deutsche draußen begegnet, kann wohl ohne Ausnahme nachgesagt werden, daß sie im bureaukratischen und im gesellschaftlichen Sinne ihre Pflichten kennen und erfüllen. Aber was man vermißt, das ist, um ein Wort von Stendhal zu gebrauchen, die Kristallbildung. Wir verstehen darunter mit Bezug auf China, die Tätigkeit des Geistes, die bei jeder Betrachtung dieses Landes neue Vorzüge, neue Möglichkeiten entdeckt. Uns fehlt noch in unserem geistigen und wirtschaftlichen Verhältnis zu China dieser zusammenfassende und agile Geist, der dem Liebhaber, dem echten Gelehrten, dem unternehmenden Kaufmann eigentümlich ist, und der den berufenen Vertretern der deutschen Interessen ihr mehr oder weniger erträgliches Exil dort draußen in ein Feld der Tätigkeit verwandeln müßte. . . . Der vor einigen Jahren verstorbene Generalkonsul Knappe äußerte einmal die Ansicht, daß es mit unserm Vorwärtsdringen auf dem Gebiete des Schulwesens in China bereits zu spät sei. Die Ereignisse der Gegenwart scheinen fast diese schwarzseherische Ansicht zu bestätigen. Ist nicht die gegenwärtige Umwälzung in China ausschließlich das Werk der anglo-amerikanischen Schulen? Ehe diese Umwälzung eintrat, gab es Anzeichen genug, die auf andere und vielleicht gesündere Wege der Erneuerung und Wiedererstehung Chinas hindeuteten. Das große Ziel, das andere Nationen jetzt zu erreichen sich anschicken, ist von den verantwortlichen Leitern der deutschen Auslandpolitik entweder nicht beizeiten klar genug erkannt, oder nicht mit geeigneten Mitteln verfolgt worden. Wir müssen uns also einstweilen mit dem abfinden, was die anderen Nationen uns zu tun übrig gelassen haben." Gilt diese schwer zu bestreitende Meinung über den Gang der Ereignisse in China für den ganzen Osten? Das zu glauben fällt schwer und würde einen trostlosen Fernblick öffnen. Wohl aber gilt: „Das ständige Breiterwerden unserer Beziehungen zu den Ländern des neuen Ostens wird dem deutschen akademischen und kaufmännischen Nachwuchs die alten Aufgaben einmal noch dringlicher stellen, als den Männern, die gegenwärtig am Ruder, aber scheinbar nicht so recht bei der Sache sind." So Dr. Paquet, der mit scharfen Augen gesehen hat.

Wieviel mehr aber der akademische und — wir können es mit Stolz sagen — der militärische Nachwuchs Deutschlands sich bemüht hat, diesen Aufgaben gerecht zu werden, als der diplomatische und kaufmännische, das beweist nicht nur das Verhältnis dieser Kreise zur japanischen Kultur und Sprache, sondern vor allem die Stellung, die sie auf ihren eigensten Gebieten der deutschen Sprache in Japan zu schaffen verstanden haben. Um nicht der Parteilichkeit für das eigene Handwerk beschuldigt zu werden, folge ich hier den Worten von E. Hallier in der Deutschen Japan-Post über die Frage: „Welche Aussichten hat die deutsche Sprache in Japan?" Warum sie auf dem Gebiete des Handels die ihrigen verloren hat, größtenteils durch die Schuld der zu wenig „deutschen" deutschen Kaufleute, das mag dort nachlesen, wer es zu wissen nötig hat. Daß E. Hallier nicht übertreibt, kann ich bestätigen; denn ich selbst habe mehr als einmal von deutschen Firmen, darunter eine große Speditionsfirma, auf deutsche Geschäftsbriefe englische Antworten erhalten. Auch die folgenden Betrachtungen stimmen mit meiner Erfahrung überein:

„Seit 1878 gewann, hauptsächlich dank der Erkenntnis von der Gründlichkeit des deutschen Wissens, unser Deutsch auf Kosten des Französischen immer mehr an Boden (es waren die glücklichen Zeiten von Eisendecker und Holleben!), ja, es war vielleicht nahe daran, die erste Fremdsprache im Lande zu werden, als, mitbeeinflußt durch die im Volke über Deutschlands Einmischung in die Friedensverhandlungen von Shimonoseki herrschende Erregung, gegen Ende des Jahrhunderts

die Regierung das Englische zur alleinigen, in allen Mittelschulen und den meisten Abteilungen der Universität zu lehrenden Fremdsprache bestimmte. Wohl hat das Deutsche einen Teil des verlorenen Bodens seitdem zurückgewonnen, namentlich in den Universitäten, doch ist es in der Hauptsache bei den Bestimmungen des Morischen Unterrichtsentwurfes geblieben. Von je 100 Schülern der Mittelschulen lernen etwa 96 nur Englisch, vom Tausend 35 bis 36 Deutsch, 4 bis 5 Französisch; in den Oberklassen (sog. Kotogakko-Oberrealschule) ist das Verhältnis etwa: Englisch 50, Deutsch 45, Französisch 5 v. H., in der Universität dürften 60 Hundertteile der Zuhörer Deutsch-, 35 Englisch- und 5 Französisch-Lernende sein; die zur weiteren Ausbildung ins Ausland gehenden jungen Gelehrten schickt man aber fast sämtlich nach Deutschland. Bei den Offizieren des Heeres ist das Fremdsprachenverhältnis: Deutsch 50 v. H., Französisch 45, Russisch etwa 5 v. H., bei der Marine lernen alle Englisch und als Nebenfach Deutsch. Auch in den Handelsschulen wird von allen gründliche Kenntnis des Englischen verlangt, dazu als Nebenfach nach Wahl Deutsch, Französisch, Russisch, Spanisch und Chinesisch, wobei das Deutsche die Rolle eines Primus inter pares spielt. — Im ganzen genommen liegt die Sache so: Englisch kann fast jeder gebildete Japaner, die Offiziere ausgenommen, radebrechen, die meisten noch weniger als das, sehr wenige beherrschen das Englische vollständig: wohl zwanzigmal geringer ist die Zahl der Deutsch sprechenden, aber vorzüglich Deutsch sprechende Japaner trifft man häufiger, als vortrefflich Englisch redende. Deutsch wird immer mehr das ausschließliche Mittel, um sich Wissen anzueignen, wird die Sprache des Katheders und der Kaserne, im Handel verspricht man sich keinen Nutzen davon."

Hat da nicht das Deutschland der Dichter und Denker, aber auch das Deutschland von Scharnhorst, Clausewitz und Moltke das Gesicht besser gewahrt, als das kaufmännische und industrielle, das uns immer noch mehr amerikanisieren möchte, das alles durch rein kaufmännischen Betrieb zu verbessern glaubt und doch immer nur im Fahrwasser der Angelsachsen dahinsegelt?

Aber auch in Japan drängt der Zug der Zeit dahin, die Entscheidungen langsam und allmählich weiteren und breiteren Kreisen in die Hände zu geben, als den ausgewählten, die sie jetzt noch in Händen halten, und bei denen die innere Fühlung mit deutscher Kultur lebendiger ist, als bei den von ihnen gelenkten Massen. Da nicht einmal sie, die doch in der Macht waren, die Entfremdung verhüten konnten, muß uns die Enge des Kreises, an dem die Fühlung überhaupt noch hängt, eine ernste Sorge sein. Sie wäre schon vom rein nationalen Nützlichkeitsstandpunkt berechtigt, wenn sie sich nur auf materielle

Gebiete erstreckte, — sie ist es noch mehr vom höchsten, weltbürgerlichen Standpunkt, den unser Volkstum jemals eingenommen hat und mag deshalb sogar solchen bedenklich erscheinen, die für andere Ausdehnungsbestrebungen ihres Volkes nur ein weltfremdes Lächeln philosophischer Überlegenheit haben.

Wer die Welt durchfährt, der findet heute fast überall den nötigen Komfort verbreitet und eine behagliche, von den Bedürfnissen der Angelsachsen entscheidend beeinflußte bürgerliche Zivilisation, politische Ordnung, Anfänge einer gleichmäßig sich lagernden Weltkulturschicht. Sie füllt Täler und Löcher aus, aber sie trägt auch Höhen ab. Diese Schicht hat, wie alles nivellierende, vornehmlich zwei Dimensionen, Länge und Breite; so in die Höhe und Tiefe, wie es nötig wäre, um die Welt vor der von solcher Uniformität unzertrennlichen Verflachung zu bewahren, geht sie nicht. Das tut eben auch in den Herrenvölkern der Erde immer nur ein so kleiner Kreis, daß er stets wieder frisches Blut braucht, daß nicht ein Tropfen davon entbehrt werden kann. Die Weltkultur kann und darf nicht das Gepräge *eines* Volkstums tragen, sonst welkt sie mit ihm. Darum sind solche eigenartige Zuflüsse zur Weltkultur, wie sie die nationalen Werdevorgänge in Deutschland und Japan brachten, nicht zu entbehren. Durch eine verwandte und doch auch wieder gegensätzliche Entwicklung die wir zu Beginn dieses Buches gestreift haben, können Japan und Deutschland einander Werte geben, ergänzende Werte, die sie von niemand sonst erhalten können, und gerade solche Werte der dritten Dimension, mit denen man in die Tiefe gräbt und über sich hinaus in die Höhe baut. Auf diesem von andern nicht so sehr umworbenen Gebiete können sich Ostasien und Mitteleuropa Kulturgüter schenken, die beide reicher machen und keinen ärmer, und die sie beide brauchen als Gegengewicht gegen eine stoffreiche, aber ideenarme, schlimm verflachende Strömung, die sie erfaßt hat, aber zum Glück noch nicht beherrscht.

Das fühlen bei uns die Geister, die den eigentlichen, den bodenständigen Zauber des Ostens suchen und ihm sogar bis zu einem gewissen Grad erliegen; und dasselbe Gefühl führt unseren Hochschulen und dem ernstesten Teile unseres Heeres, — den man nur an seinen Arbeitsstätten, kaum an der Öffentlichkeit sieht und deshalb oft so falsch und verletzend beurteilt, — so viele der besten unter den Erben der alten Samurai zu, die noch immer mit dem Opfer ihrer Persönlichkeit das neue Japan aufbauen. Beide sind grundverschieden von dem weißen und gelben Abenteurer oder kühlen Erwerbsucher, der seinen Erfolg dahin hat, wenn er im Westen oder Osten materielles Gut, irgendeinen technischen Kniff, ein gehütetes Fabrikgeheimnis oder Handelsvorteile errafft hat. Diese Art Menschen sind wertlos für jede

Verständigung, die vom Standpunkt großer Völker oder gar der Menschheit diesen Namen verdienen soll. Aber für jene andern, die sowohl ihrem Volk, als in ihm der Menschheit treu dienen wollen, die es gerade in den Beziehungen zwischen Deutschland und Japan tun können, weil hier keine Reibungsflächen von der Natur und Geschichte, nur von Unkenntnis und bösem Willen geschaffen sind, — für sie lohnt es sich, Bahn zu brechen. Wenn sich gleich in der Gegenwart ein Weg des Verstehens von Volk zu Volk nicht erzwingen ließe, dann arbeitet man den auf die Dauer doch nicht zu verdunkelnden Zielen einer Zukunft entgegen, die des Kampfes wert ist. Wem es ernst ist um ein Aufwärtsschreiten, der darf nicht auf die Dauer die zwei Weltmächte in feindlichen Lagern sehen wollen, in denen noch das Gefühl am lebendigsten ist, daß bei aller Menschlichkeit der Wert über der Masse stehen muß und immer wieder stehen wird, wo nicht Zerfall und Zersetzung eintreten soll. Diesen Einzelnen, die an der Brücke zwischen Ost und West arbeiten und sich, wenn nötig, selbst in die Lücken werfen, übergebe ich noch eine letzte zwanglose Folge persönlicher Eindrücke, — wie das liegen gebliebene Werkzeug eines Arbeiters, der redlich und nach seinem besten Vermögen damit geschafft hat.

XX. Wege west-östlicher Verständigung.

„Unter wahrhaft Gebildeten gibt es keine Rassenunterschiede".

Kung-Fu-Tse.

Wege der Verständigung zwischen West und Ost! Wer sie in solchen Lebenskreisen sucht, wo sich die Sachen nicht hart im Raume stoßen, sondern eng beieinander die Gedanken wohnen, wer nur die wunderbar schön geschilderte Vorderseite der Medaille kennen lernen will, dem empfehle ich für solchen Märchenbesitz die edlen Träume und Dichtungen von Lafcadio Hearn — wenn er ganz sicher ist, daß seinen Staat kein Tsushima wachdonnert und sein Privatleben kein Zusammenbruch davon aufschreckt, wie jenen armen, für die Welt zu feinfühligen Heimatlosen, der kein Brite, kein Levantiner, aber auch kein Japaner war. — Wer sich begnügt, mit einigen scharfsinnig geprägten Schlagworten aus 400 Millionen Menschen die Seele destilliert zu erhalten, und sich bei diesem Durchschnittsergebnis befriedigt fühlt, das ebenso wahr oder falsch sein muß, wie wenn man den Durchschnitts-Seelenwert etwa aus dem Viereck Tanger—Balsora—Tomsk—Edinburg auszöge, und es die Seele des Westens benennte: der kann sich an Percival Lowells bestechende Hypothese „Die Seele des fernen Ostens" halten. Wer aber dann, so vorbereitet, die Brücke der Verständigung betreten oder gar an ihr weiterbauen will, wird sie weniger zuverlässig finden; denn so bequem, so mühelos, so mit einem einheitlichen Schwunge baut sich diese Brücke nicht. Sie könnte verlässig höchstens entstehen, wenn irgendwo in fleißiger und zunächst wenig dankbarer Arbeit gesammelt würde, was die einzelnen Europäer ehrlich über ihre persönlichen Erfahrungen mitteilen wollen, die in wirklich nahe Berührung mit einem der Völker des Ostens kamen, sich über Rassenvorurteile und Interessengegensätze erheben konnten und vorher ernsthaft in die Kultur, nicht nur in die Zivilisation, des eigenen Volkes eingedrungen waren.

Solche Mitteilungen bewegen sich auf einem heiklen und schwierigen Gebiet, selbst wenn es sich um den gewählten und diskreten Kreis gelehrter Gesellschaften, Werke oder Fachzeitschriften handelt, denn sie bezwecken ja doch nichts geringeres, als die allerpersönlichsten Erfahrungen und Erinnerungen einem solchen Kreis zugänglich zu machen, damit aber auch preiszugeben. Denn nur auf diese Weise wird die

unendliche persönliche Mühe auf schwierigstem Arbeitsfeld nicht immer wieder verloren gehen und eine völlig neue Aufgabe vor dem neuen Mann liegen, der stets wieder von vorn den großen Stein in die Höhe zu wälzen hat. Solche Ausführungen haben sorgfältig den Schein der Indiskretion von sich fernzuhalten, aber doch ist das Betreten eines der Indiskretion benachbarten Gebietes vielleicht der einzige Weg zur Überbrückung der Kluft zwischen Ost und West. Es handelt sich allerdings in den Einzelfällen um sehr persönliche, vielfach nicht umfassende, notwendig einseitige Urteile, deren Tiefe durch Gunst oder Ungunst des Beobachtungsfeldes bedingt ist. Und doch muß der wesentliche Inhalt solcher Urteile, vorerst als Baumaterial, für spätere Sichtung gesammelt werden. Wenn auch die Sichtung und synthetische Verarbeitung der Völkerpsychologie vorbehalten bleiben muß, sollte der Kreis der zur Sammelarbeit Berufenen weit über die Psychologen von Fach hinaus gezogen werden.

In meinem besonderen Fall haben Wehrzwecke und Heereswerte in erster Linie die Beobachtungen geleitet; alles darüber Hinausgehende ist also Nebennutzung, aber doch vielleicht brauchbar für Fachleute, weil die Eindrücke zum Teil auf selten günstigen, nicht leicht erreichbaren Wahrnehmungen beruhen. Der stärkste Eindruck freilich ist, wie bei fast allen Beobachtern, der der Beobachtungs-Schwierigkeit; und zwar liegt sie hauptsächlich darin, daß nur im Zustand einer gewissen Ruhe, nur bei sehr reichlicher Zeit ein Herankommen auf psychologische Sehweite möglich ist. Bei flüchtiger Beobachtung, in sehr bewegten Verhältnissen, liegt die Gefahr nahe, daß man nur flache, verschobene Eindrücke gewinnt, oder seine Urteile nach schon geprägten Typen formt. Immer handelt es sich dabei um Wege, die sehr viel verlorene Steigungen aufweisen. Trotz vieler solcher verlorener Steigungen, auch auf persönlichem Gebiet, muß ich aber nicht nur die Frage bejahen, ob man den Ostasiaten überhaupt so weit nahe kommen kann, daß psychologisches Material über bloße Typen hinaus erreichbar ist, sondern auch die viel schwierigere nach ihrer Zugänglichkeit für Freundschaft in unserm westlichen Sinn, letztere freilich mit der Einschränkung, daß neben der selbstverständlich vorauszusetzenden Affinität längere Zeit und sehr viel Geduld nötig ist, um solche Beziehungen reifen zu lassen.

Mathematische Beweise für auf seelischem Gebiet Erreichtes gibt es nicht; wohl aber gibt es Dinge, die man im Westen wie im Osten Gleichgültigen nicht enthüllt und aus deren Mitteilung man berechtigte Schlüsse ziehen mag. Unmittelbar an diese Feststellung anschließend, möchte ich betonen, daß trotz eines gewissen Zurücktretens der Einzelpersönlichkeit im Osten große Wertunterschiede der Persönlichkeiten bestehen und daß es Glückssache ist, an welche man gerät.

Einen Wertunterschied mehr allgemeiner Art, der sich auch in den beiden großen Umwälzungen: den Übergängen Japans und Chinas zur „Moderne" ausspricht, führe ich am besten durch die beiden Worte „samurai und akindo" vor Augen. Samurai und Akindo sind die beiden altjapanischen Kasten-Bezeichnungen für den Krieger der Feudalzeit auf der einen Seite, für den Teil der Bevölkerung, der sich mit Handel und Geldgeschäften befaßte, auf der anderen. Eine der Hauptschwierigkeiten für ein gerechtes Urteil über das japanische Volk liegt darin, daß flüchtige Weltreisende sowie die Geschäftsleute in den Hafenstädten in erster Linie mit den Abkömmlingen der ehemaligen Kaufmannskaste zu tun haben, die früher die zweitletzte Stufe der sozialen Rangleiter einnahm und trotz vieler ehrenwerter Ausnahmen die Anpassungserscheinungen noch nicht überwunden hat, die von ihrem tiefen Stande in der öffentlichen Achtung bis zum Jahre 1869 herrühren. Diese modernste Schicht der Bevölkerung hat bei dem Übergang des feudalen, abgeschlossenen Japan zur „Ära der Erleuchtung" (Meiji) und der Öffnung des Landes so gut wie keine Rolle gespielt. Dieser Übergang vollzog sich im wesentlichen durch die Samurai, nach den Richtlinien des Lehensbegriffs und seiner Ideale, er trägt einen vornehmen, stolzen Zug; viele Einzelheiten dieser großen Umgestaltung, die wir rein verstandesmäßig kaum fassen können, z. B. die Rolle des kühnen Feldmarschalls Saigo und des Satsuma-Clans, den erbitterten Kampf der treuen Aidzu-Leute im Norden für das alte Recht, verstehen wir augenblicklich, sobald wir starken Gemütswerten, der Gefolgschafts- und Lehenstreue, selbstloser Stammesanhänglichkeit ein Vorrecht einräumen gegenüber jeder nüchternen Abwägung des praktischen Vorteils.

Umgekehrt ist gerade uns Deutschen, wenn wir ehrlich sein wollen, die Umwälzung in China zwar verstandesmäßig in allen ihren einzelnen Wendungen durchaus verständlich, sobald wir nur unsere Begriffe von Treu und Glauben, die heimatliche Schätzung unwägbarer Werte, völlig ausschalten. Mit dem Gemüt betrachtet erscheint sie uns aber als eine ungeheure Kette von Felonie und Verrat, — diese Neubildung, die sich doch eigentlich vom Standpunkt nüchterner Geschäftsklugheit und kaufmännischer Erwägung jedenfalls reibungsloser, mit weniger Blutverlust und unter geringeren Opfern wertvoller Persönlichkeiten angespielt hat.

„Naga kusa no kage ni neru", „im Schatten der hohen Halme ruhn", die poetische Umschreibung des japanischen Ritters für den Ehrentod auf dem Schlachtfelde, und „o cives quaerenda pecunia primum, virtus post nummos", sind eben zu verschiedene Ideale, als daß sie nicht denjenigen, der nach ihnen handelt, im privaten wie im öffentlichen Leben verschieden prägen sollten.

Zweifellos ist aber der Umgang, namentlich für nicht sehr feinfühlige Menschen, mit solchen Leuten bequemer, mit denen man sein Verhältnis rein kaufmännisch regeln kann und bei denen die unberechenbaren und unwägbaren, leicht verletzlichen Größen der Ehre und sehr feiner Empfindung mehr zurücktreten. Dazu kommt, daß gerade die besten Kreise in Japan mit großer Verschlossenheit Fremden gegenüberstehen, die nicht entweder ausgezeichnet eingeführt oder sehr landes- und sprachkundig sind, während nach meinen Erfahrungen der chinesische Würdenträger, obwohl im Grunde um nichts weniger mißtrauisch, doch viel gewandter in der Verschleierung seiner oft größeren Fremdenfeindlichkeit ist. Dieser Gegensatz wird jetzt noch ausgeprägter werden, wo die immerhin scharf gegliederte und abgestufte konstitutionelle Monarchie auf feudaler Grundlage der amerikaniserten, in einem unsicheren Übergangszustande treibenden Republik gegenübersteht. Im allgemeinen war der ostentativ fremden- und christenfreundliche Japaner mit großer Vorsicht aufzunehmen, und je weniger die Herren fremde Sprachen beherrschten, fremde Sitten kannten und über Japans Grenzen hinausgekommen waren, um so sicherer standen sie meist in den Traditionen ihrer guten alten japanischen Kinderstube, um so mehr durfte man dem ausgeprägten Gentleman in ihnen vertrauen. So wie die Dinge jetzt immer noch liegen, glaube ich — und werde bei der kurzen Kennzeichnung mit indischen Kastenwerten wohl nicht mißverstanden, — daß nur Brahmane und Kshattrya zurzeit für völkerpsychologische Auffassung im großen Stil an geeignete und entsprechend wertvolle Japaner auf Reichweite herankommen.

Wenn sich die Urteile über den Japaner von den Hymnen eines Lafcadio Hearn bis zu den scharfen, abfälligen und oft gehässigen Verdammungen durch enttäuschte, nur mit dem unangenehmsten Teil des Sonnenlandes in Berührung gelangte Besucher schroff abstufen, muß angesichts so großer Verschiedenheiten immer wieder auf die grundverschiedenen Bedingungen des Kennenlernens hingewiesen werden, die doch für die Urteilsbildung so überaus wichtig sind. Waren es ruhige oder bewegte Verhältnisse, war es eigener oder fremder Boden, war es freundlich entgegenkommende oder widerstrebende Umwelt, war es der alle Verhältnisse verschärfende und übersteigernde Krieg, der diese Urteile entstehen ließ? Wenn ich mir die ausgesprochenen örtlichen Unterschiede in der Aufnahme nach Japan kommandierter Offiziere vergegenwärtige, habe ich den Schlüssel zum vollen Verständnis dafür, wie verschieden — erfreulich oder unerfreulich — sich die Lage eines amtlichen oder gar außeramtlichen Zuschauers im Kriege gestalten konnte, je nachdem er erwünscht oder nicht erwünscht war. Es ist ferner menschlich begreiflich, wenn auf viele japanische Offiziere das Land, in dem sie zuerst einem fremden Heere näher traten, seine Neigungen und Abneigungen, wohl auch die dort erlebte Behandlung abfärbte, wenn endlich zuweilen das „wie du mir, so ich dir!" eine Rolle spielte.

Dazu kommen dann die großen provinziellen Unterschiede: auch in Europa ist es doch nicht dasselbe, an welcher Station einer Strecke ich aussteige, die zurückzulegen ein Schnellzug etwa drei Tage braucht. Ich kenne kaum in Deutschland so starke Gegensätze, wie sie zwischen den stillen ehemaligen Daimyo-Residenzen des Nordens und Nordwestens, der jungen und etwas parvenuhaften neuen Hauptstadt Tokyo, dem kunst- und traditionerfüllten altvornehmen Kyoto, dem nüchternen Industriezentrum Osaka und den europäisierten Hafenstädten bestehen. Aber auch innerhalb der einzelnen Provinzen sind die Unterschiede auffallend: bei Manövern, die durch die zentralen Kreise Yamato und Omi führten, wurde z. B. zuerst der weltbekannte Fremdenort Nara berührt, wo die zahmen Hirsche die häufige Erscheinung des Westländers genau so harmlos begrüßen, wie die des Landeseinwohners, und kaum einen Tagemarsch weiter südlich konnte man in einem Teehaus im Gebirge erleben, daß ein Mann eigens, wie Gott ihn schuf, aus dem Bade stieg, um so den Fremdländer zu betrachten, mit der Entschuldigung, es sei eben das erste Mal, daß er einen Europäer zu sehen bekomme. Eine besondere Spielart ist dann noch der Kolonial-Japaner, auch er nach den einzelnen Kolonien sehr verschieden, ein ganz anderer in Korea oder der Mandschurei, als in Formosa oder in fremden Häfen. Die Namen der alten und der neuen Landeshauptstadt Kyoto und Tokyo bezeichnen für Lebensauffassung, Arbeit und Genuß ähnliche Gegensätze, wie etwa Wien oder München und Berlin. Wie dieses hat auch Tokyo etwas von einer Kolonialstadt, als welche es vor drei Jahrhunderten gegründet wurde. Sicher: das moderne Japan und seine Arbeit pulst am stärksten in Tokyo, abgesehen von seiner Kaiserburg, wohl einer der unschönsten Großstädte der Erde. Aber der Versuch, dort als Fremder der japanischen Volksseele nahe zu kommen, wird den nicht durch amtliche Stellung Festgehaltenen bald dazu führen, diesen nächst Kobe oder Yokohama dafür ungeeignetsten Boden schnell zu verlassen.

Eine weitere Erschwerung der Arbeit um persönliche Erkenntnis ist die bekannte Anpassungsfähigkeit, die aber eine nicht weniger ausgeprägte insulare Rassenzähigkeit unzerstört ließ. Auch auf diesem Gebiet gibt es örtliche Unterschiede: die ethnographische, die Rassenmischungsfrage spielt hier herein. Drei Völkerströmungen haben das Inselvolk so geschaffen, wie es nun in eins verschmolzen vor uns steht:

die malayische aus den südlichen Meeren, die mongolische aus dem westlichen Festland, und eine in vorgeschichtlicher Zeit aus dem Nordosten gekommene und seßhaft gewordene, die Ainu, über die sich die beiden ersteren, angriffstüchtigeren hinwegschoben. Für die Mischungsverhältnisse dieser Bevölkerungsbestandteile in der einzelnen Persönlichkeit wird das Auge sehr bald geschärft. Nach meinen Eindrücken sind die malayischen, die Südland- oder vielmehr Südseezüge das stärkste, herrschende, charaktergebende Element. Von dort her kommt die kriegerische Eigenart, von dort her der von chinesischer Art verschiedene künstlerische Einschlag, die weit hinabreichende Liebe zur Kunst um ihrer selbst willen.

Trotz der vielen Nachahmungen und der starken chinesischen Einflüsse, lernt man auch in der Kunst die Unterschiede zwischen den eingewanderten und den bodenständigen Elementen fühlen, die fortwährend miteinander ringen. Namentlich in der Dichtung steht im Gegensatz zur häufig lehrhaften Länge und Zweckstrebigkeit der chinesischen Literatur die Freude am kleinen Lied, am geschliffenen Epigramm, an der dichterischen Momentaufnahme. Von den Malayen stammt auch die in China nicht in dieser Weise hervortretende Schattenseite des Künstlerarbeiters: das Bedürfnis nach Ruhe, Muße, völliger Ausspannung im Wechsel mit hochgespannter, beseelter Leistung; auch der zuweilen an den besten japanischen Dienern und Untergebenen unbequeme ausgesprochene Stolz. Dem echten Japaner sind auf der einen Seite stärkere Impulse, dann wieder ein in äußeren Umständen scheinbar unbegründetes Erschlaffen eigen, ein Wiederklang der malayischen Eigenart, jenes leidenschaftlichen Aufbrausens nach langer Ruhe, gleich der unter Asche verströmenden Lava. Ein besonderes Malayenerbe tritt auch in der Art zu rudern zutage, in der Wohnweise und der immer noch schlechten Winteranpassung. Die Art zu rudern ist uns Westländern ganz fremd: sie ist dem Fisch abgesehen, und wie dessen Schwanzflosse wird das lange, im stumpfen Winkel gebrochene Ruder in der Verlängerung des Kiels hin und her bewegt, ohne jemals aus dem Wasser gehoben zu werden. Wohnweise und schlechte Winteranpassung des ausgesprochenen Südländers erschweren ernsthaft das Aufrechterhalten der Kolonisation in kalten Gegenden. Immer wieder kehrt der japanische Ansiedler von dem festen chinesischen und mandschurischen Haus zu seinem zierlichen Pfahlrost zurück, von den eroberten russischen Öfen zu seinem Kohlenbecken. — Die nördlichen Landesteile, wo der Aino-Einschlag stärker ist, gelten als geistig und seelisch schwerflüssiger, träger, aber auch treuer.

Eine ganz merkwürdige Sitte war das Hitogakki, die sogenannte Menschenhecke, die in alten Zeiten die Grabstätte eines bedeutenden

Mannes mit einigen Reihen lebendig bis an den Hals in die Erde gegrabener und so dem allmählichen Verschmachten überlassener Gefolgsleute und Anhänger umgab. Erst in verhältnismäßig später Zeit störte einen menschenfreundlichen Fürsten das laute Jammern der Eingegrabenen und er ließ sie durch Stein- und Tonbilder ersetzen. Diese eigentümliche Sitte geht über einzelne Südsee-Inseln bis Mittel-Amerika durch. Ich fand, wenn ich mich nach der Herkunft dieses Brauchs bei Japanern erkundigte, daß diese gern mit dem Gedanken spielten, in den Reichen von Mexiko und Peru, namentlich unter den herrschenden Geschlechtern, Rassenverwandte zu suchen, und in der Südsee für künftige Zeiten ein Herrenerbe aus vergangenen liegen zu sehen. Der Zug dahin schien mir weit stärker, wenigstens in der Volksphantasie, als das nach dem Amurland und über den gegenwärtigen Besitzstand in der Mandschurei hinaus gerichtete Streben, im Gegensatz zu einer in russischen Verwaltungskreisen vielfach ausgesprochenen Befürchtung. Nur eine natürliche Schwierigkeit stellt sich der geraume Zeit planmäßig (z. B. nach Peru) geförderten Auswanderung nach Mittel- und Süd-Amerika entgegen: daß die Inselleute das Klima der kontinentalen Hochländer schlecht vertrugen. Nach den Sunda-Inseln ist, über die Philippinen weg, das Auge beständig gerichtet. Es spielen da auch große wirtschaftliche Fragen mit: vor allem die Furcht vor einer möglichen künftigen Abhängigkeit in Fragen der Volksernährung. Das Inselreich vermag immer weniger sein Hauptnahrungsmittel, den Reis, in dem nötigen Umfang zum gewünschten Preis zu liefern, und muß deshalb — bei allen Hoffnungen auf Ertragssteigerung in Formosa und Korea — ein scharfes Auge auf die südostasiatischen Reis-Ausfuhrländer haben.

Wir alle glauben mehr an physiognomische Zusammenhänge, als wir Wort haben wollen. Deshalb würde es mir leicht — wären Photographien von Freunden und Kameraden nicht persönlich anvertrautes Gut — an Hand eines derartigen Bildermaterials den Beweis zu liefern, daß die ausgesprochenen Typen unserer populären geographischen und ethnographischen Werke ein trügerisches Bild geben, da sie auf die Notwendigkeit gegründet sind, gerade das Fremdartige in einzelne oder wenige Bilder zusammenzutragen. So unkünstlerisch arbeitet aber die Natur nicht auf Massenprägung. Viel mannigfaltiger, als man nach den typischen Figuren solcher Werke annehmen könnte, heben sich die einzelnen Erscheinungen voneinander ab. Namentlich bei den rein erhaltenen alten Adelsfamilien finden sich scharf markierte, ausgesprochen gemeißelte Züge, die in ihrer äußeren Erscheinung vielfach mehr an unsere Vorstellungen von Azteken- und Inka-Herrschern erinnern, als an mongolische. Nach längerem Aufenthalt im Lande und

im Anfang von befreundeten Japanern darauf aufmerksam gemacht, lernt man sehr bald die vorherrschenden Blutmischungsmerkmale unterscheiden: die altjapanischen, malayischen, koreanischen, süd- und nordchinesischen, dann die von den nördlichen Nomaden und den Ureinwohnern herrührenden Einschläge.

Einige kennzeichnende Einzelerscheinungen sollen versuchen, diese Unterschiede bildmäßig zu gestalten: da standen in einer Abteilung desselben Regiments zwei Hauptleute nebeneinander: der eine tief gelbbraun, dessen stumpfgestülpte Nase und starke Backenknochen sich allenfalls in Böhmen finden lassen, ein Ausläufer der zweiten koreanischen Kunsthandwerker-Einwanderung; der andere weiß und rosig, mit schmalem Gesicht, griechischem Profil, schlanker, schnittiger Rassefigur, nur mit einer leichten Schiefe um die Augen, an gewisse hieratische griechische Bilder (Apollo von Tenea) erinnernd, doch so, daß er in einer russischen oder österreichischen Uniform niemand aufgefallen wäre, — das Ergebnis hochgezogener altjapanischer und nordchinesischer Blutmischung. Der junge Prinz, dessen Brigade die Schlacht am Schaho entschied, und der Fürstabt eines großen Tempels, den ich im modernen englischen Anzug und in den Goldbrokatgewändern eines buddhistischen Kirchenfürsten wiederholt darauf prüfen konnte: sie würden beide in entsprechender Tracht mit ihrem leicht olivenfarbigen Teint, den feinen scharfen spätrömischen Zügen, den großen dunklen Augen, bei einer Feierlichkeit in der Sixtina unter den Mitgliedern des römischen Adels vorgestellt, nicht im geringsten rassenfremd erscheinen; und doch entstammten sie dem reingehaltenen Blut altjapanischer Familien, nur mit einem uralten Einschlag von den südlichen Meeren her. — Ein Stabsoffizier hätte völlig in eine französische Uniform gepaßt; ich sah in Südfrankreich weit dunklere, gelbere, weniger schlanke und elegante Erscheinungen darin, mit weniger geistreichem Ausdruck und weniger lebendigem schwarzen Auge. Unweit von ihm stand ein Generalstäbler aus einer vornehmen Familie des Satsuma-Clans mit ausgesprochen malayischen Zügen, der kein Widerspiel in Europa hatte, als seine wunderschönen, lustigen, lichtbraunen Augen. Wieder einen anderen Ausdruck für sich trugen die Angehörigen der südöstlichen Insel Shikoku mit ihrem subtropischen Klima und ihren drei Reisernten in einem Jahre. Die Leute von dort hatten ausgeprägtes, willensstarkes Kinn unter der scharf hereingebogenen Nase und hohen kantigen Stirn, Gesichtszüge, die in manchem an die der Bonaparte erinnerten: ihre Träger galten als energisch, sind aber auch als radikal und leidenschaftlich bis zur Verstiegenheit bekannt. Ihr Clan, Tosa, spielte bei der Umwälzung von 1869 eine große Rolle, fiel aber in seinem Einfluß so jäh zurück, wie er jäh aufgestiegen war.

Werfe ich einen Blick zurück auf die Eindrücke, die man bei den zwar meist kurzen, aber immerhin häufigen Berührungen von der Herrscherfamilie und vom Hof gewinnen konnte, so sage ich Bekanntes, wenn ich anführe, daß die durch mehr als zwei Jahrtausende in eine mythische Zeit hinaufragende, freilich nur durch das männliche Blut ungebrochene Linie der Dynastie dem ganzen Lande ein Gegenstand des Stolzes ist. Wie auch sonst im Lande fand ich neben großem Stil, soweit die nahe Vergangenheit noch nachwirkte, und einer liebenswürdigen Form, die Ausgleiche fand, auch wo noch nicht ganz vollzogene Übergänge Schwierigkeiten schufen, das eifrige Streben, im Geben und Nehmen das Gesicht zu wahren, sich aber auch an solcher Stelle nichts schenken zu lassen, sondern alle von Japanern etwa gleichen Ranges im Westen dankbar empfundene Freundlichkeiten genau und wohlabgewogen zu erwidern. Einige große Feste boten eine günstige Gelegenheit (die Zeit dazu war meist sehr reichlich) weltbekannt gewordene Persönlichkeiten aus der Nähe zu studieren. Musterte man die Reihe, die den Botschaften gegenüber zum Empfang des Kaisers bereit stand, und konnte man von einigen nicht ganz gewohnten Äußerlichkeiten absehen, so mußte man sich gestehen, daß in den Gesichtern beneidenswert viel Wille, Charakter und Geist zum Ausdruck kam: da stand neben dem Mann, der die Pläne zu drei Feldzügen entworfen, die Hauptverantwortung für ihre rechtzeitige Entfesselung getragen und seit Jahren die entscheidende Hand am Staatsruder gehabt hatte, jener, der die fünf Armeen nach den klugen Ratschlägen eines durch diese Arbeit Verzehrten kommandierte, und der andere, der sie organisierte und jetzt Korea in die japanische Herrschaft hinüberführt; in der nächsten Gruppe der schlichte alte Feldmarschall, der Port Arthur eroberte, bei dem hochgewachsenen schönen alten Herrn, der die rechte Flügelarmee unter so viel Wechselfällen führte, und dem Sieger der Japan-See. Glitten die prüfenden Blicke das Ministerium entlang, so zwang sie der energische (später vorübergehend einem scheinbaren Parteiministerium gewichene) Ministerpräsident in allen bewegten Zeiten oder der kluge Verkehrsminister an seiner Seite zum Verweilen; und von allen diesen erinnerte nur der Kriegsminister etwas an das uns geläufige ostasiatische Rassenbild; fast alle konnten beanspruchen, daß ihre Züge ganz jenseits von allen rassentypischen Merkmalen als Ausdruck überragender und geschlossener Persönlichkeit gewürdigt werde. Beim Vergleich mit bekannten chinesischen Würdenträgern drängt sich weit mehr der Eindruck großer Verschiedenheit, als der Ähnlichkeit auf.

Starke und lebendige Eindrücke haben mich gerade in Ostasien gelehrt, den Konstruktionen der vergleichenden Sprachforschung zu

mißtrauen. Im Gegensatz zu der seit mehr als 1200 Jahren herrschenden chinesischen Schriftsprache und den starken von dort eingeströmten Kultureinflüssen war die leitunggebende, charakterbildende Rasse in Japan eine andere. Unabhängig von jenen Strömen reagiert sie heute noch im Volkscharakter ganz eigenartig: sie hat es z. B. vermocht, die altjapanische Shinto-Religion gegenüber dem übrigens in ganz Nordasien völlig verfälschten und entarteten Buddhismus aufrecht zu erhalten, und als die Strömung des Konfuzianismus von China herüber kam, da mußte auch sie sich einer Umformung unterziehen. Der japanische Nationalgeist erzwang die Umstellung von Ko-chiu in Chiu-ko; das sind freilich nur von Japan übernommene chinesische Zeichen, aber ihre Umstellung bedeutet eine völlige Umwertung des chinesischen organisatorischen Grundgedankens. Der chinesische Lehrer stellt Kindesliebe und Familienbande voran und die Vaterlands- und Staatsidee hinterdrein; als aber seine Lehre nach Japan übernommen wurde, mußte sie sich, um überhaupt Boden zu gewinnen, aus einer gesunden nationalen Reaktion heraus, die Umformung gefallen lassen, die das Vaterland und die Lehenstreue an die Spitze stellt. Der Gegensatz zwischen den Schlagworten, die in Mitteleuropa die Geister so heftig bewegt haben, zwischen „Glaube und Heimat", würde einem Durchschnitts-Japaner kaum begreiflich zu machen sein, so sehr, so selbstverständlich würde er den Begriff der Heimat über den des Glaubens stellen. Alles, was im Laufe unserer unheilschweren Geschichte s c h w ä c h e r war, uralte Dynastie, Staatsgedanke, Lehnstreue und Gefolgschaftswerte, das hat sich im Laufe der darin glücklicheren japanischen Geschichte s t ä r k e r als jede von außen übernommene Religion, Kultur und Sprache erwiesen.

Mit dieser geschichtlichen Entwicklung hängt es zusammen, daß uns in Japan die Persönlichkeit in der Masse mehr zurückzutreten scheint, weit weniger aus Mangel an Persönlichkeiten überhaupt, als infolge bewußter, überzeugter Selbstbeherrschung und Zurückdrängung allzu individueller Lebensäußerungen, die das Gesamtwohl gefährden könnten. Der staatssoziale Zug ist um eine Nuance stärker, die Neigung, in der Gemeinschafts- und Gesellschaftsleistung, in einem Clan oder Heeresverbande, in Stab, Komitee oder Aktiengesellschaft aufzugehen, ist größer, der Einzelne betont sich weniger und fühlt sich nicht so wichtig. Ich muß aber trotzdem dem verbreiteten europäischen Vorurteil entgegentreten, als ob in Ostasien einer wie der andere sei, die Persönlichkeit so an den Zwang gewohnt sei, in der Masse unterzutauchen, daß es sich kaum verlohne, sie aufzusuchen. Dieses Gefühl verliert sich im Lande bald. Länger bleibt das andere bestehen, daß man nämlich dort doch nicht so leicht Einblick in das Innenleben der

Menschen gewinnen könne. Gewinnen kann man ihn wohl; aber eine Menge Schlüssel müssen zuerst erworben werden, bis man überhaupt dazu kommt, sie an dem mißtrauisch behüteten Schloß zu versuchen. Zunächst bedarf es unendlicher Geduld, bei jedem Besuch, bei jeder Zwiesprache. Denn das, worauf es dem Besucher ankommt, sein wahres Anliegen, kommt sicher zuletzt zur Sprache. Wie beim Abrichten sehr edler, scheuer Pferde mußte man ruhig und gelassen warten, bis die japanischen Gäste von selbst an die Gegenstände herankamen, zu denen man sie gern rascher geführt hätte. Den Augenblick zu erfassen, in dem solche Möglichkeiten sich bieten, bedarf es dann leidlicher Sprachkenntnisse und mindestens des besten Willens, sich der Landessitte anzupassen. Wenn man sie schon nicht sollte überwinden können, muß man wenigstens seine Rassenvorurteile und religiösen Anschauungen so tief in die Tasche stecken, daß die Leute des Gastlandes nicht immer wieder daran stoßen — und man ist im Osten darin sehr feinfühlig. Die Tatsache, daß sie das nicht können und dürfen, ist der Grund, warum das Bild des Landes sich in den Berichten der Missionäre vielfach so unverlässig und unerfreulich spiegelt. Umgekehrt widerfährt es dort eingesessenen Beamten des auswärtigen Dienstes und Mitgliedern wissenschaftlicher Institute, die sehr lange im Osten tätig sind, daß sie für ihre eigentlichen Zwecke viel zu viel von den Anschauungen des Ostens aufnehmen, kein unvoreingenommenes Bild mehr von ihm geben können, unwissentlich nur ungern gegen ihn arbeiten. Wer Aufträge und Ziele im Osten verfolgt, bei denen es unter Umständen hart auf hart geht, kann sich diesen Luxus nicht gestatten. Aber dadurch, daß er sich von vornherein in Gegensatz zu dem stellt, was er beobachten soll, sündigt er zweifellos mehr, „denn alles Verständnis kommt uns nur durch die Liebe".

Konfuzius schenkte uns das Wort: Unter wahrhaft Gebildeten gibt es keine Rassenunterschiede. Schon daß dieses Wort aus dem Osten stammt, könnte uns sagen, daß man für den Verkehr mit ihm gewinnt, wenn man für die weggelassenen Vorurteile eine gute Ladung Philosophie an Bord nehmen kann und sich, wenn man schon nicht auf derselben Saite schwingen mag, doch bemüht, Verständnis für starke, wenn auch verschleierte Gefühlsaffekte und ausgesprochene Stimmungen zu gewinnen. Beide spielen im Gegensatz zu landläufiger Meinung im Verkehr mit Japanern eine große Rolle. Man achtet dort, und zwar nicht nur in den besten Kreisen, sorgfältig und diskret eine gewisse Gemüts-Atmosphäre um jeden Einzelnen, hütet sich, diesen Umkreis unaufgefordert zu betreten, erwartet aber auch, daß ihn ein anderer nicht, namentlich nicht durch Überrumpelung störe. Deshalb ist dem Japaner von guter Rasse gegenüber fast nichts mit Gewalt, durch

barsches, brüskes Auftreten zu erreichen. Das Mißtrauen gegen alles Gewollte, Sichaufdrängende ist grenzenlos. Und weil sehr viele von unseren Reisenden gerade auf diesem Gebiet schwer sündigen, zu aufdringlich, zu laut und zu indiskret die psychische Atmosphäre um den Einzelnen mißachten, ist darin einer der Gründe für die im gleichen Grad nur von Angehörigen der Vereinigten Staaten erreichte Unbeliebtheit unserer reisenden Landsleute zu sehen. Im Gegensatz zur Erfolglosigkeit jedes gewaltsamen Herandrängens habe ich aus Erfahrung bestätigt gefunden, daß man gegen wirkliche innerliche Liebenswürdigkeit waffenlos war, daß man die Leute dort durch einen Appell an ihre Wißbegier dem Teufel vor die Schmiede brachte, und daß ihr Herz am ehesten aufging bei gleichzeitiger Bewunderung landschaftlicher Schönheit oder gleichgestimmter Schwingung auf dem Gebiete der Kunst.

Die Kunst bedeutet dort viel mehr im Leben, vor allem auch im täglichen Leben der Mühseligen und Beladenen, als bei uns. Es ist mir mehr als einmal begegnet, daß ein Mann, der nichts sein eigen nannte als einen blauen Leinenkittel, und der anstelle des Rößleins den Wagen zog, auf einmal mitten in der Straße stehen blieb und auf ein Kunstwerk am Wege aufmerksam machte, für das man zu Hause höchstens im kleinen hochgebildeten Kreise das nötige Verständnis findet. Ich erinnere mich, daß wir im Manöver, vom Abendspaziergang ins Quartier zurückkehrend, Ortseinwohner und Einquartierung antrafen, wie sie still und andächtig am Eingang des Dorfes um die Wette Gedichte auf den über einer schönen Kieferngruppe aufgehenden Mond machten. Gerade das Verhältnis der niederen Stände zur Kunst und zur schönen Natur hat etwas Rührendes, und in seinem tiefen Stimmungsgehalt öffnet es weithin Wege des Verstehens. Als vor einem Menschenalter das Verbot des öffentlichen Schwertertragens erfolgte, gab es etwa 400 000 Samurai. Jeder von ihnen besaß zwei bis drei Schwerter, und fast jedes Stichblatt (Tsuba) stellte mit seinem Beschlage eine Art metallgewordenes Epigramm dar: das sind allein 1¼ Millionen unter sich verschiedene, täglich liebevoll betrachtete kleine Kunstwerke! Neben der Vorliebe für gewisse Kunstformen an Geräten, die durch Überlieferung fast eine religiöse Weihe erhalten haben, wie Waffen, Ritualgeräte, Spiegel usw., kennt das Volk eine Menge von dem, was ich nationale Einheiten des Geschmacks nennen möchte. Solche Einheiten sind die Freude an vornehmer Einfachheit, edlem Material, schöner Holzmaserung, an liebevoller, formenreiner Ausführung bis ins kleinste, der Genuß erlesener, durch Vereinzelung in der Wirkung gesteigerter Kunstwerke, der Sinn für Kunstformen der Natur (Muscheln, Pflanzen, Steine), vor allem für die Erhaltung

schöner alter Bäume, der Instinkt für stilvolles Einfügen von Baudenkmälern in die Landschaft. Übereinstimmend findet sich in Literatur und darstellender Kunst die Vorliebe für den Mondschatten, während der Sonnenschatten als linien- und formzerstörend, als künstlerisch brutal gilt. Die noch im wesentlichen bestehende Einheit des Geschmacks wird weiterhin unterstützt durch eine Reihe von Sitten, unter denen ich hervorheben möchte: die sich in allen Häusern findende zum Aufstellen und Aufhängen von Kunstwerken benützte Nische des Tokonoma, die Schuhelosigkeit im mattenbelegten Hause, die eingebaute Vorhalle, in der man sich von Überschuhen, Überkleidern und allem Straßenschmutze trennt. Eine Sitte, die den künstlerischen Geschmack in Japan vielleicht noch mehr beschäftigt, sicher aber mehr erzogen hat, als unser deutsches Trinken, ist die der Tee-Zeremonie, des Cha no yu. Alle Schichten schätzen endlich gleichmäßig die feinzugespitzten, auf die konzentrierteste Form gebrachten Stimmungsgedichte, die epigrammartige Uta, und wissen die Stimmungswerte, Schönheit und Eigenart der allen bekannten berühmten Landschaften des Reiches zu genießen.

Neben diesem ästhetisch-eklektischen ist dann ein weiterer Weg zur Vereinigung der Interessen der mühsamere gemeinsamer Arbeit; und dabei spielt zum Glück eine große Rolle die nationale Vorliebe für das Hanashi, eine liebenswürdige, halblaute, an Wortspielen und harmlosen Scherzen reiche Unterhaltung, — ähnlich dem römischen Lalage ein nationales Bedürfnis. Man konnte wohl im Laufe tagelanger Manöver zwei bis drei Stunden schweigend dahinreiten, aber wenn der Begleiter dann durch fremde Laute nicht Frieden und Unbefangenheit störte, sondern eben seine eigenen japanischen Sprachbruchstücke schlecht und recht verwendete, dann kam die eigentliche Neigung zu freundlicher Mitteilsamkeit heraus und naturgemäß mit ihr beim zwanglos gewordenen Verkehr unter Fachgenossen neben viel harmlosem Geplauder doch auch manche Mitteilung von bleibendem Wert. Eine angenehme Seite dabei war das leise Sprechen; wenn man Wochen und Monate hauptsächlich mit Japanern verkehrt hatte, erschrak man beim Betreten eines internationalen Hotels förmlich über das laute Stimmengewirr, das so rücksichtslose Sich-Zuschreien von Nichtigkeiten. Lautes, schroffes Sprechen ist zweifellos eine Gewohnheit, die das Vertrautwerden mit Ostasiaten außerordentlich erschwert. Dabei ist das Bedürfnis nach Mitteilung an sich nicht geringer als bei uns, und wo die Möglichkeit dazu fehlt, spricht man mit sich selbst oder singt bei der Arbeit. Die Arbeits-Gesänge, z. B. der Schiffer und Teepflücker, sind oft von großem Reiz.

Gemeinsames Kasten-Interesse war oftmals stärker als trennende Rassen-Eigentümlichkeit: eine Erfahrung, die übrigens auch anderen Ausländern gegenüber zu Recht besteht und nur fehlt, wo entweder die betreffende Gegenkaste nicht vorhanden ist oder die so benannte nichts wirklich Wesensverwandtes darstellt. Ein solches gemeinsames Kasten-Verständnis brachte sich auch gegenüber dem Schweige-Gebot über die Kriegs-Erfahrungen zur Geltung. Ein solches Schweige-Gebot, das bei Verehrern schrankenloser Öffentlichkeit unliebsames Aufsehen erregte, ist ja an sich eine sehr berechtigte Sache, wie auch die schlechte, d. h. zurückhaltende Behandlung der militärischen Zuschauer und der Vertreter der Presse im Kriege, die aber natürlich dann auf Gegenseitigkeit beruhen muß. Eine einzige Ausnahme in dieser Richtung haben die Japaner im letzten Krieg gemacht, aber die Erfahrung mit dem betreffenden hochgestellten Offizier einer verbündeten Macht konnte sie nicht zu weiterer Öffnung der Herzen ermutigen, denn dieser sah alles und schrieb dann das beste, aber auch offenherzigste Buch über den Krieg und den japanischen Volkscharakter, das in und zwischen seinen Zeilen fast alles darüber militärisch Wissenswerte enthält. Das Schweige-Gebot wurde nach meiner Beobachtung durchaus mit verständnisvollem Unterschied gehandhabt. Solche Offiziere, die nicht ganz sicher davor sind, ihrem Lande zu Schaden zu plaudern, die *sollen* schweigen. Die Mehrzahl war denn auch Meister im Ausweichen und Verschweigen, wofür in der Eigenart der Sprache eine Vorschule liegt; weit weniger verstand man objektiv Unrichtiges glaubhaft darzustellen. Auf der anderen Seite ist aber auf die Dauer nur sehr wenig geheim zu halten, und dazu gehört von den Kriegserfahrungen des Einzelnen nur ein sehr geringer Teil: der weitaus größere ist längst in seinem Tatbestand Gemeingut aller ernsthaft arbeitenden Offiziere, und das für den Beobachter Interessante ist nur, wie es sich in den verschiedenen Temperamenten malt, sozusagen eine persönliche Farbengebung innerhalb bekannter und kaum mehr verrückbarer Konturen. Die ihres Urteils Sicheren unter meinen japanischen Bekannten haben durch die Art der Erzählung ihrer Kriegserlebnisse bewiesen, daß sie die Grenzlinien mit vollendetem Takt erkannten und einzuhalten wußten, und zwar von höchstgestellten Führern herunter bis zum jüngsten Leutnant.

Zu den feinsten Seelenberührungen, die vor allem der sonst vielgeschmähte Kastengeist vermittelte, gehörte die Art, wie der Gast des japanischen Heeres lernte, sich in dessen Verhältnis zu den vergeistigten, vergötterten Vorfahren und Helden, seinen „kami", einzufühlen. Keine diesem Verhältnis geltende patriotisch-religiöse Feier ging vorüber ohne einen tiefen innerlichen Eindruck. Man lernte es gerade so verstehen, daß ein alter Feldmarschall, ähnlich wie vor Jahren Konstantin von Alvensleben bei Mars-la-Tour, einsam über die Totenfelder von Port Arthur dahinwandelnd, murmelnde Zwiesprache mit seinen Toten hielt und leise Gesänge an die Gefallenen richtete, wie man die Beziehung verstehen lernte, in der ein blutjunger Offizier noch Jahre nachher zu dem Geist des gegnerischen Führers stand, den er mit eigener Hand als erstes Opfer hatte fällen müssen, oder die Empfindungen, mit denen die Ordonnanz tief im schweigenden Bergwald vor einem uralten Kaisergrab die Mütze vom Kopfe riß. Dieses Verhältnis zu ihren Toten ist der feinste Zug der japanischen Volksseele: Gespräche darüber mögen dem, der ihrer teilhaft wird, als Beweis dafür dienen, daß er auf dem richtigen Wege ist, das Vertrauen zu gewinnen. Aber freilich, es dauert lange, peinlich lange, bis man so weit ist, und bis zur Anbahnung eines solchen Verhältnisses bleibt der einzige nicht zu vermeidende Weg der, sich ohne Rücksicht auf die vielen damit verbundenen Opfer und Unbequemlichkeiten in das Alltagsleben einzufügen.

Eine der schmerzlichsten Vorbedingungen dazu ist die Notwendigkeit, viele Stunden lang, wenn auch auf sauberen Matten, zu knien. Man möge es nur zwei bis drei Stunden lang versuchen. Harte Überwindungen kosten dann auch eine Reihe von landesüblichen Gerichten, zu denen freilich für den Japaner auf europäischen Speisekarten die peinlichen Gegenstücke nicht fehlen. Aber allein auf diesem Wege ist wirklicher Einblick in das bürgerliche Leben und die Häuslichkeit zu gewinnen, wo fast überall das Streben herrscht, feinen Luxus unter einer schlichten Außenseite zu verbergen. „Außen hui, innen pfui" gilt in der Umkehrung. Die besten Häuser machen von außen einen anspruchslosen Eindruck; von einer einfachen Eingangshalle aus geht man nach innen zu in immer reicher ausgestattete Räume über, deren innerster und bester sich dann, mit ein paar erlesenen Kunstwerken ausgestattet, in einen entzückenden kleinen Garten öffnet.

Nur williges Einfügen in den Alltag, Zurückstellen der eigenen Sitte und Anpassen an die fremde ermöglichte wirkliches Zusammenleben mit Reisegefährten, mit Stäben und Truppen bei Übungen, mit den Kameraden im Standort. Nur dann kam man auch zur Erkenntnis der Rolle der Frau im Familien- und Gesellschaftsleben.

Wenn wir uns Eindrücken der Massenpsychologie zuwenden, dürfen wir nie vergessen, daß wir Südländer vor uns haben, ein Künstlervolk, bei dem Phantasie und Leidenschaft eine ganz andere Rolle spielen als in Mitteleuropa, bei dem aber im Gegensatz zu romanischen Völkern eine starke Erziehung zu Selbstzucht und Opferfreude *noch* ermöglicht, die volle Stoßkraft dieser Eigenschaften für Staatszwecke

auszunützen. Außerordentlich wertvoll waren deshalb Augenblicke, die Massenpsychosen auslösten und einen Einblick in die Seele erregter Volksmassen gewährten. Daß Japan für solche Bewegungen sehr zugänglich ist, weiß jeder, der die Zeitgeschichte verfolgt hat. Solche Gelegenheiten boten große Feste, die uns auf der einen Seite eine Lehre gaben, daß Volksfeste, auch bei großem Massenaufgebot, völlig ohne Gedränge, Roheiten und ähnliche unerfreuliche Begleiterscheinungen verlaufen können; auf der anderen Seite aber auch bisweilen merkwürdige Ausbrüche von Fanatismus und Leidenschaft zeitigten, bei aller Liebenswürdigkeit der Volksmenge im Verkehr. Es herrscht eben kein Gleichgewicht der Seele, wie wir es gewohnt sind, sondern ein labileres. Solche Gelegenheiten waren ferner große Brände, wie der von Osaka, oder Katastrophen, wie Erdbeben, Flutwellen und Taifune, die keinem länger verweilenden Gast erspart bleiben. Besonders interessant war auch ein akuter Ausbruch einer heftigen, wenn auch örtlich beschränkten Cholera-Epidemie, bei der sich, wie auch bei Bekämpfung der Cholera in Korea und der Pest in Kobe, zeigte, wie groß das Ansehen und die Macht der Ärzte in diesem Lande ist. Sehr durchgreifende Maßregeln, die in hygienischer Beziehung, als keineswegs ausgeprobt, großen Bedenken begegnen konnten, sowie Eingriffe in die persönlichen Rechte, die bei uns große Widerstände auslösen würden, konnten ohne weitere Prüfung und ohne Zögern durchgeführt werden.

Überraschende Manöver-Eindrücke gaben oft recht wertvolle Anhaltspunkte für Massenpsychosen, vor allem die Wahrnehmung, wieviel mehr die Gemüter dort dem von langer Hand vorbereiteten planmäßigen Handeln beim Anstreben der Gefechtsziele zuneigen, als dem weit weniger beherrschten Begegnungsgefecht. Rasches Handeln, schnelle Entschlüsse, der Zwang, unter stürmenden gewaltsamen Eindrücken frei aus der Seele gestalten zu müssen, das löste fast immer Verwirrung aus. Das vielgebrauchte Wort „komarimas" bedeutet zwar im bürgerlichen Leben nur „in Verlegenheit geraten", wo es aber militärisch in die Erscheinung trat, verband sich mit ihm zuerst eine gewisse Lähmung, dann eine Art Amoklaufen, ein Durchgehen vor sich selbst. Bei solchen Ständen, in denen die von Jugend auf anerzogene Selbstbeherrschung nicht zur Gewohnheit und zweiten Natur geworden ist, fiel in Momenten solcher Aufregung ein paralleles Schauen, ein seltsam starres Glitzern der Augen auf, es war bei den Mannschaften im Nachtgefecht und bei überraschenden Wendungen des absichtlich wild gestalteten Abteilungs-Bajonett-Fechtens besonders gut zu beobachten. Das japanische Fechten schenkte überhaupt interessante psychologische Erfahrungen: wilder und kriegsmäßiger als das unsere, ist

es eine viel weiter verbreitete Volksgewohnheit, bei der — was zunächst überraschend berührt — Knurren, Fauchen und Wutschreie erlaubt und üblich sind, wie es überhaupt im Gegensatz zu dem vornehmen und beherrschten Jiu-Jitsu einen ausgesprochen wilden, die Bestie im Menschen absichtlich entfesselnden Charakter trägt.

An dem Attentat auf Fürst Ito, dessen Reflexe ich im Milieu einer großen Übung erlebte, waren vor allem die Urteile über dieses Ereignis lehrreich, und überraschend war das nachsichtige Verständnis für die Motive des Attentäters bei den Japanern selbst, während die anglo-japanische Presse über ihn tobte und strengere Behandlung für ihn forderte. Für den Hingegangenen war von Bedauern und Klage in unserem Sinne nichts zu spüren, sondern weit eher ein Gefühl beneidender Bewunderung eines glücklichen Todes für sein Werk, für die Sache, der er sein ganzes Leben gewidmet hatte. Man hatte Ito bei dieser Gelegenheit und früher als Japans Bismarck bezeichnet; wie wenig dieser Vergleich zutrifft, sah man gerade am Verhalten weiter Kreise bei seinem Tode. Es hat ja überhaupt kein Einzelner in Japan die Umwälzung der Meiji-Ära herbeigeführt, sondern in erster Linie die starken Clane des Südwestens. Fürst Ito wäre dafür schon kaum moralische Kraft genug gewesen. Man hat in Japan großes Verständnis für die Geisha-Schwäche, und es besteht auch auf diesem Gebiet eine Umkehrung gegenüber unseren Anschauungen. Dem älteren Herrn, der seine Familie gegründet und gesund fortgepflanzt hat, wird hernach ein gewisses Recht zugestanden, sich gehen zu lassen, während man es dem jungen schwer übel nimmt, wenn er zu früh Seitenwege einschlägt. Was aber Ito auf diesem Gebiet geleistet hat, schien selbst für Japan zu viel, wo man es doch begreiflich findet, daß begüterte Herren in jeder häufig berührten wichtigeren Stadt je eine Haushaltung mit Nebenfrau haben.

Hierin wie auch auf dem Gebiete des Clan-Wesens stehen sich allerdings ganz verschiedene Begriffe gegenüber. Man fügt sich in Japan — wenn auch nicht ohne gelegentliche Gegenwehr* — doch williger in die Vorstellung, daß bestimmte Gebiete des Staates und seiner Verwaltung von einem bestimmten Stamm überragend beherrscht werden, während andere Stämme aus Gründen der jüngsten Geschichte planmäßig niedergehalten wurden. Die gute Seite des Clan-Gefüges war freilich, daß in der strengen Zucht seiner Feudalsitte das Volk einen gewissen Schutz gegen die eigene Leidenschaftlichkeit gesucht und gefunden hat. Einen solchen Schutz gewährt auch die Macht der Familie und des Alters. Das Alter, obwohl es mit wenig Ausnahmen viel früher zurücktritt, „in Austrag geht", als bei uns, hat doch tatsächlich seine Hand sehr stark am Familien- und Staatsruder. Der Rat

der alten Staatsmänner lenkt, ähnlich wie der römische Senat in seiner besten Zeit hinter den Kulissen das Ministerium und die beiden Volksvertretungskörper; und wenn auch dort wie hier ein direktes Angehen gegen den Wind nicht möglich ist, gibt er doch ein Vorbild für kluges und recht scharfes Aufkreuzen gegen die aura popularis zu wahrem Besten des Staates.

Wenn ich das Gebiet nationaler Neigungen und Abneigungen zum Schluß noch einmal streife, habe ich zunächst — und zwar gerade aus einer sehr hohen Auffassung von einer ihrer Macht und Pflicht bewußten Presse heraus — bei vielen Vertretern der japanischen Zeitungswelt böse Züge festzustellen: Unbeständigkeit des Charakters und Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl für oft nur von Laune und Sensationsbedürfnis des Augenblicks diktierte Behauptungen. Wollte man sich nur nach den Durchschnitts-Äußerungen der Tagespresse orientieren, so könnte die Meinung entstehen, diese nationalen Neigungen und Abneigungen seien noch mehr Augenblicksstimmung, von äußerlichem Stolz, Eitelkeit und dem Wunsch nach Schmeichelei diktiert, als etwa die neu-italienischen. Immerhin mag uns die Kenntnis dieser Eigenart der japanischen öffentlichen Meinung beim Verkehr mit ihr zur Warnung dienen; auf eine baldige Besserung kann kaum gerechnet werden. Anderseits werden vom Augenblick eingegebene, rasch hingeworfene Äußerungen hochstehender Persönlichkeiten und bekannter Zeitungen vom internationalen Wettbewerb vergröbert und verschärft nach Osten getragen: Worte und Bilder, als Begleiterscheinungen zu den Chinawirren und dem Eingriff von Shimonoseki entstanden, wurden immer und immer wieder, auch von befreundeten Japanern, allen tatsächlichen Beweisen einer veränderten Auffassung gegenübergestellt und als Ausfluß einer im tiefsten Grunde unfreundlichen Gesinnung bezeichnet, und die anderen Völker Europas und Amerikas sorgen dafür, daß diese Erinnerungen wach bleiben und gelegentlich wieder vor Augen treten. Das gebietet den Konkurrenten schon der in ihrem Falle meist viel ausgesprochenere Interessengegensatz. Aus dem Gefühl eines tiefgehenden Interessen- und Kulturgegensatzes heraus ist in Japan eigentlich die Abneigung gegen Amerika viel größer, als der in unfreundlichen Presseäußerungen öfter zutage getretene Gegensatz gegen uns.

Das bewies vor allem der amerikanische Neutralisierungs-Vorschlag für die Mandschurei, der ebenfalls zu einer Zeit auftauchte, wo ich mich ausschließlich in japanischer Umgebung bewegte. Diesem Vorschlag folgte ein unheimlich aufzischender Wutausbruch im ganzen Volk über die wahnsinnige Zumutung, mit Blut errungenes Ehrengut um Geld preiszugeben, dann wie auf einen Wink ein kurzes Schweigen, dann

die eisig-höfliche Gebärde verzerrten Lächelns, die der japanische Edelmann auch nach tödlicher Beleidigung zeigte. Man war völlig überrascht, in den ersten 24 Stunden in allen Schichten der Bevölkerung eine so starke Feindseligkeit zu finden; daß soviel Zorn und Groll sich nach etwa zwei Tagen schon wieder zu langen, freundlich-lächelnden Artikeln über die Verdienste Amerikas bei Erschließung des Inselreichs durchfinden konnte, das wirkte auf uns eher unheimlich als erfreulich: viel unheimlicher als die gelegentlichen Anfeindungen vermeintlicher deutscher Übergriffe. Einen Augenblick hatte sich immerhin die aufs höchste beherrschte, aber jeden Moment zu entfesselnde Leidenschaft, der vulkanische Zug unter der lächelnden, höflichen Maske gezeigt.

Das äußerliche Kennzeichen der höchsten Selbstbeherrschung, das japanische Lächeln, ist ja weltbekannt geworden. Es ist wirklich kein psychologisches Märchen-Ideal, sondern eine Wahrheit, die ich in vielen selbsterlebten Fällen prüfen konnte und für den Verkehr — einmal gewohnt — als eine große Erleichterung menschlichen Zusammenlebens schätzen lernte. Unsere Gewöhnung überrascht es ja, daß derselbe Mann, dem beim Tode seiner Frau die Sitte verbietet, Worte des Mitgefühls anders als lächelnd entgegenzunehmen, bei starken, aber nicht durch eigene Erlebnisse bewirkten Affekten, bei der Erwähnung hervorragender Heldentaten, rühmlichen Todes fürs Vaterland, heroischer Züge der Lehenstreue und Kindesliebe, sogar im Theater weinen darf, ohne daß es ihm Schande macht. Was gegenüber dem eigenen Leide verboten ist, das ist (wie auch die anfeuernden Töne beim Fechten) aus ähnlichen Gründen erlaubt, aus denen es den homerischen Helden gestattet war: zur Steigerung der männlichen Leistung.

Aber unverkennbar war diese so scharf ausgeprägte, bis zur konventionellen Beherrschung der Gesichtszüge gehende Selbstbeherrschung, wie auch die etwas größere Opferwilligkeit, auch des Durchschnittsmenschen fürs Ganze, immer noch vor allem ein Erbe der Vergangenheit. Sie schien stärker, wo die Nachwirkungen der Erziehung der Feudalzeit lebendig in die Gegenwart hereinragten, schwächer an solchen Orten, wo Lärm und Erwerbshast Neujapans die Stimmen der Vergangenheit übertönten. Die strenge Schule der Tokugawa-Zeit hat das Verantwortlichkeitsgefühl der oberen Stände zu der Höhe gehoben, auf der es stand. Sie verfügte über grausame Erziehungsmittel. Ich erinnere an die erst im Jahre 1873 durch ein sehr schonendes Edikt als Brauch aufgehobene Blutrache, an den Selbstmord des in seiner Ehre Verletzten, der den unfreiwillig-freiwilligen Tod des Beleidigers erzwingen konnte. Das Harakiri war ein gewaltiger Erzieher für hoch und niedrig. Auf der anderen Seite stand dem starken Verantwortlichkeitsgefühl der Oberen eine Höflichkeit und

Liebenswürdigkeit der unteren Volksschichten gegenüber, die sogar von amerikanischen Missionsberichten als europäischen und amerikanischen Massen weit überlegen anerkannt wird. Den schroffsten Unterschied zwischen Ost und West — aber in diesem Falle zum Nachteil von West — habe ich bei der Rückkehr auf diesem Gebiet empfunden. Gerade in der japanischen Menge (immer ausgenommen die Hauptstadt und die Hafenstädte) hatte man fast nur angenehme Eindrücke, die sich vor allem auch auf die Dienerschaft und das Soldatenmaterial erstreckte. Überwiegend in einem grenzenlosen Vertrauen zu seinem Heimatstaat erzogen und nur an einzelnen wenigen Stellen des Reichs darin gestört, gestattet dieses Ersatzmaterial jetzt noch eine viel patriarchalischere Form der Disziplin. Diese erfreulichen Verhältnisse sind allerdings schon in der Erziehung von Jugend auf begründet. Japan ist immer noch das Land der glücklichen Kinder; und an einer glücklichen Jugend hat der Mensch doch lange zu zehren. Wenn ich kürzlich in einem europäischen Werk als Gegensatz betont fand: unsere Erziehung führe vom Zwang zur Freiheit, die japanische von der Freiheit zum Zwang, so glaube ich, daß der Nachsatz wohl besser lauten würde: zum willigen und selbstverständlichen Sichfügen ins Ganze, das wohl auch bei uns keinem erspart bleibt, und sehe zwar in Japan die frohere Jugend, im späteren Leben aber weder hier noch dort die wahre Freiheit oder wenigstens das, was die überwiegende Zahl der Menschen unter ihr versteht. Wohin die n e u e Erziehung des Landes steuert, in welchem Umfang es ihr gelingt, die hohen moralischen Werte von Alt-Japan an Bord der jüngsten Großmacht zu retten, das ist den japanischen Erziehungsbehörden selbst noch nicht klar. Wir haben nur jedenfalls einen tiefen Eindruck von dem großen sittlichen Ernst der Erziehungsarbeit am Volke empfangen, haben erkennen müssen, daß Erziehungsfragen die Massen der Gebildeten beneidenswert tief und stark bewegten; und daß Japan trotz der glänzenden Früchte des bisherigen Systems im letzten Kriege, immer noch nicht voll befriedigt davon, rastlos an seiner Weiterentwicklung baut.

Wenn von irgendeiner Einrichtung, dann gilt aber von der Erziehung: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Die vornehmste Frucht, die sie für das Volksganze tragen kann, bleibt aber doch wohl die: daß sich ihm der Einzelne freudig und selbstverständlich opfert. Daß bei der ernstesten Probe auf die Volkstüchtigkeit, dem Krieg, eine lange Reihe solcher Fälle aus allen Schichten stehe, eine längere vor allem als beim Gegner, das ist die Probe aufs Exempel. Einzelne besonders auffallende Züge sind ja den komplizierteren Verhältnissen unserer individualistischen westlichen Zivilisation wie auch den leitenden Gedanken des Christentums unerreichbar. Dazu gehört die Auf-

fassung vom Selbstmord im hellenischen Stil, wie sie in Japan weithin verbreitet ist, ich möchte nach meinen persönlichen Erfahrungen sagen: herrscht. Aber mehr Staatstreue und Opferwilligkeit, als bei den Massen unsere jetzige Schule hervorbringt, wäre wohl zu erreichen; und es war höchste Zeit, daß die Bewegung dazu bei uns einsetzte. Sie ist noch lange nicht zwingend und wuchtig genug. „Das Moralische versteht sich von selbst", sagt man auf der einen Seite; aber kluge Unterstützung darf auf der anderen bei unserer menschlichen Unvollkommenheit nicht fehlen. Aus solcher verständigen Hilfe heraus sind viele Gedanken der Wehrkraft-Erziehung der Jugend in Japan ohne viel Reden zur Praxis geworden, Wehrvereine und patriotische Gesellschaften, wie auch das Rote Kreuz, einheitlich und wirksam über das ganze Reich organisiert, haben Millionen Mitglieder und in dem so viel ärmeren Lande oft reichere Mittel hinter sich, als in viel wohlhabenderen, aber weniger opferwilligen Staaten. Stärker als bei uns legt dort der Staat seine Hand an die ethische Erziehung seiner künftigen Bürger. Er überläßt sie nicht der Nebenwirkung noch so tüchtiger Religionsgemeinschaften, sondern behält den Moralunterricht in eigener Leitung. Für das Verhältnis des Einzelnen zum Staat gilt in höchstem Maße: suaviter in modo, fortiter in re. Die tatsächliche Einwirkung des Staates ist sehr stark, stärker und zwingender als bei uns, nur milder und liebenswürdiger in der Form. Die Steuerlast des japanischen mittleren und kleinen Grundbesitzes, prozentual auf die gleichen Schichten bei uns gepackt, würde eine entrüstete Abwehr hervorrufen, die durch sanften Druck von oben geförderte Beteiligung am Roten Kreuz, an patriotischen Veranstaltungen in dem dort selbstverständlichen Umfang hier unerträglich empfunden. Die nachdrückliche Erziehungs-Einwirkung im Sinne der Staatstreue und Opferwilligkeit für das Ganze durch den Staat hat mit der Frage des religiösen Indifferentismus in Japan nichts zu tun. Davon macht man sich bei uns, wo man gewohnt ist, vaterländische Gefühle mit religiös-konfessionellen stehen und fallen zu sehen, oft ein falsches Bild. Der Herrscher und die Feudaltreue zu ihm, der Begriff des Vaterlandes und der Heimat steht dem Durchschnitts-Japaner nur j e d e r Art von Glauben voran, und alle Religionsgesellschaften haben sich, wenn auch nicht ohne Widerstreben, darein fügen müssen. So kennt das Japan von heute in seinen Schulen keine Konfessionen und keinen Religions-Unterricht, nur einen staatlichen Moralunterricht, das religiöse Moment überläßt der Staat dem Privatleben, wo es aber eine größere Rolle spielt, als man sich bei uns vorstellt.

Der Staat will eben durch keinerlei Erlösung des Einzelnen, und sei es aus den edelsten Motiven, die große psychologische Lehre seiner

Article IV.*)

Should either High Contracting Party conclude a Treaty of General Arbitration with a third Power, it is agreed that nothing in this Agreement shall entail upon such Contracting Party an obligation to go to war with the Power with whom such Treaty of Arbitration is in force.

Article V.

The conditions under which armed assistance shall be afforded by either Power to the other in the circumstances mentioned in the present Agreement, and the means by which such assistance is to be made available, will be arranged by the Naval and Military authorities of the High Contracting Parties, who will from time to time consult one another fully and freely upon all questions of mutual interest.

Article VI.

The present Agreement shall come into effect immediately after the date of its signature, and remain in force for ten years from that date.

In case neither of the High Contracting Parties should have notified twelve months before the expiration of the said ten years the intention of terminating it, it shall remain binding until the expiration of one year from the day on which either of the High Contracting Parties shall have denounced it. But if, when the date fixed for its expiration arrives, either ally is actually engaged in war, the alliance shall, ipso facto, continue until peace is concluded.

In faith whereof, the Undersigned, duly authorized by their respective Governments, have signed this Agreement and have affixed thereto their Seals.

Done in duplicate at London, the 13th day of July, 1911.

(L. S.) Takagi Kato,**)

Ambassador Extraordinary and Plenipotentiary of His Majesty the Emperor of Japan at the Court of St. James.'

(L. S.) E. Grey,

His Britannic Majesty's Principal Secretary of State for Foreign Affairs.

*) Im Hinblick auf den erhofften Am. Engl. Schieds-Ger.-Vertrag neu eingeschoben.

**) Jetzt Minister des Auswärtigen.

Anhang zu Kap. XVII.

Das Wesentliche aus dem Amerikanisch-Japanischen Meinungsaustausch von 1908.

(Engl. Wortlaut n. R. H. K. Miller, Jap. D. M. 1. 3. 1911.)

Ambassador Takahira and Secretary Root on May 5th, 1908, signed a Convention, the principal article of which reads:

„Differences which may arise of a legal nature, or relating to the interpretation of treaties existing between the two Contracting Parties, and which it may not have been possible to settle by diplomacy, shall be referred to the Permanent Court of Arbitration established at The Hague by the Convention of the 29th July, 1899, provided nevertheless, that they do not affect the vital interests, the independence, or the honor of the two Contracting States, and do not concern the interests of third Parties."

Article III says:

„The present Convention shall remain in force for the period of five years from the exchange of ratifications."

This limitation as to time is the regular device employed in treaty-making for keeping the way open for the substitution of something better, if necessary, after the lapse of a reasonable number of years.

Not only so, but in order to avoid misunderstandings, Ambassador Takahira and Secretary Root on behalf of their respective governments exchanged notes defining the common aim, policy and intention of the two countries in the Pacific Ocean. A copy of Baron Takahira's letters follows:

Embassy of Japan, Washington, D. C.,

November, 30, 1908.

„Sir: — The change of views between us, which has taken place at the several interviews which I have recently had the honor of holding with you has shown that, Japan and the United States holding important outlying insular possessions in the region of the Pacific Ocean, the governments of the two countries are animated by a common aim, policy and intention in that region.

„Believing that a frank avowal of that aim, policy and intention would not only tend to strengthen the relations of friendship and good neighbourhood which have immemorially existed between Japan and the United States, but would materially contribute to the preservation of the general peace, the Imperial government have authorized me to present to you an outline of the understanding of that common aim, policy and intention.

„(1) It is the wish of the two governments to encourage the free and peaceful development of their commerce on the Pacific Ocean.

„(2) The policy of both governments, uninfluenced by any aggressive tendencies, is directed to the maintenance of the existing status quo in the region above men-

eigenartigen Entwicklung gefährden lassen, daß das Volk als ganzes am besten fährt, wenn sich ihm der Einzelne nicht aus Zwang, sondern aus einem selbstverständlichen Gefühl heraus, sei es auch durch die Eitelkeit unterstützt, willig und freudig opfert. Dieses Gefühl des Einzelnen zum Staat in ein unseren stärksten religiösen Antrieben entsprechendes Verhältnis gebracht zu haben, das halte ich für das größte soziale und ethische Verdienst, womit das Inselreich sich selbst, aber vielleicht auch eine zu international, zu materialistisch und zu kaufmännisch werdenden Welt-Kultur-Entwicklung überhaupt beschenkt hat. Denn es genügt nicht, wenn es nur für ein paar erlesene Geister geschrieben steht; in der gläubigen Masse muß es lebendig sein: „das Leben ist der Güter höchstes nicht!", noch viel weniger aber Geld und Geldeswert, Kapital und Lohn.

Nur unter dem Zeichen überragender, aber auch in der allgemeinen Schätzung den materiellen voranstehender moralischer Werte können auch wir uns als Volk die Seele retten aus dem erstickenden Wohlstand fetter Friedensjahre, damit uns nicht eine Prüfungsstunde stark im Fleisch, aber schwach im Geiste finde. Das Wiederdurchfinden zu den seelischen Werten des eigenen Volkes, zu ihnen, die in entscheidender Stunde alle intellektuellen und materiellen aufwiegen, das ist ja wohl letzten Endes die größte Errungenschaft, die einem das liebevolle Aufsuchen dieser Werte in einem fremden Volke gewährt. Dieses Aufsuchen bedeutete einen langsamen und mühevollen Weg, von wenigen verstanden, von vielen verlacht, karg an Ausbeute und äußerem Lohn. Aber es ist einer von den Wegen zur Wahrheit; und wenn es nur ein Körnchen Wahrheit war, das man zum Weiterbau beitragen konnte: es liegt doch eine gewisse Genugtuung in der Überzeugung, daß nur auf diesem Weg denen, die ihn mit der Seele suchen, der Geist des fernen Ostens sich erschließt.

Anhang zu Kap. XIV.

Wortlaut des 1911 revidierten Englisch-Japanischen Bündnisvertrags.

Preamble

The Government of Japan and the Government of Great Britain, having in view the important changes which have taken place in the situation since the conclusion of the Anglo-Japanese Agreement of the 12th August, 1905, and believing that a revision of that Agreement responding to such changes would contribute to general stability and repose, have agreed upon the following stipulations to replace the Agreement abovementioned, such stipulations having the same object as the said Agreement, namely:

(a) The consolidation and maintenance of the general peace in the regions of Eastern Asia and of India;

(b) The preservation of the common interests of all Powers in China by insuring the independence and integrity of the Chinese Empire and the principle of equal opportunities for the commerce and industry of all nations in China;

(c) The maintenance of the territorial rights of the High Contracting Parties in the regions of Eastern Asia and of India, and the defence of their special interests in the said regions;

Article I.

It is agreed that whenever, in the opinion of either Japan or Great Britain, any of the rights and interests referred to in the preamble of this Agreement are in jeopardy, the two Governments will communicate with one another fully and frankly, and will consider in common the measures which should be taken to safeguard those menaced rights or interests.

Article II.

If by reason of unprovoked attack or aggressive action, wherever arising, on the part of any Power or Powers, either High Contracting Party should be involved in war in defence of its territorial rights or special interests mentioned in the preamble of this Agreement, the other Contracting Party will at once come to the assistance of its ally, and will conduct the war in common, and make peace in mutual agreement with it.

Article III.

The High Contracting Parties agree that neither of them will, without consulting the other, enter into separate arrangements with another Power to the prejudice of the objects described in the preamble of this Agreement.

tioned, and to the defence of the principle of equal opportunity for commerce and industry in China.

„(3) They are accordingly firmly resolved reciprocally to respect the territorial possessions belonging to each other in said region.

„(4) They are also determined to preserve the common interests of all powers in China by supporting by all pacific means at their disposal the independence and integrity of China and the principle of equal opportunity for commerce and industry of all nations in that empire.

„(5) Should any event occur threatening the status quo as above described or the principle of equal opportunity as above defined, it remains for the two governments to communicate with each other in order to arrive at an understanding as to what measures they may consider it useful to take.

„If the foregoing outline accords with the view of the government of the United States, I shall be gratified to receive your confirmation.

„I take this opportunity to renew to your Excellency the assurance of my highest consideration.

K. Takahira."

Secretary Root, in acknowledging the receipt of the Japanese Ambassador's letter, said, among other things: „I am happy to be able to confirm to your Excellency on behalf of the United States the declaration of the two governments embodied in the following words" (namely the five articles quoted above).

Quellenangaben.

Quellen zum III. Kapitel.

Erster Abschnitt.

Kaiserliche Erlasse über Erziehung und an das Heer.

Feudalgesetze der Tokugawa-Shogune. Englisch in Japan daily mail, 17. 4. 1911. Generalkonsul I. Carey Halls Betrachtungen dazu.

Hirata Atsutane und R. J. Kirbys englische Würdigung über Ahnenverehrung in Japan.

J. Überschaar: Stellung des Kaisers in Japan.

Clan-Moral in Japan. Japan chronicle, 10. 12. 1909.

Shido, Abteilungschef der Handelsabteilung im Ackerbau- u. Handelsministerium: Über die kaufmännische Moral in Japan.

Prof. Dr. Takase: Machtverteilung in der Tokugawa-Zeit.

Nitobe, Inazo: Schriften über Bushido.

Lord Redesdale: Vortrag über The feudalism of old Japan. 6. 12. 1911.

Erzählungen über das Attentat gegen den Fürsten Iwakura. Japan daily mail, 13. 9. 1911.

Hirade Kojiro: Kataki uchi, das Feinderschlagen (Blutrache).

The glorification of assassination. Japan weekly mail, supplement, 15. 6. 1912.

Prof. Kume: Über religiösen Eklektizismus.

Tokutomi S.: Ein Schritt zurück!

Asada Koson: Japan, das wach ist und Japan, das schläft. Taiyo, Mai 1910.

Graf Okumas Reden.

Prof. E. A. Ross: Race fibre of the Chinese.

Nogi als Erzieher. Japan daily mail, 24. 11. 1911.

Nogis Rede bei der Rückkehr aus Europa im Park des Herzogs Möri.

Basil Hall Chamberlain: Japans new religion.

Prof. Dr. Matsuzaki: Wirtschaftlicher Vergleich zwischen Deutschland und Japan.

Yamato damashii, Zeitschrift der Gesellschaft zur Förderung militärischer Tüchtigkeit, halb englisch und halb japanisch.

Berichte der Wohltätigkeits-Gesellschaft Sai-sei-kwai.

Momijiya-(Börsen)-Berichte: Japanische Finanzwirtschaft.

Zucker-Skandal-Prozeß.

Prozeß gegen den Mörder des Fürsten Ito.

Zweiter Abschnitt.

1. Allgemeines.

Sawayanagi Masataro: Waga kuni no kyoiku (Unseres Landes Erziehung), japanisch; auch für den der Sprache Unkundigen wertvoll durch die Liste der ins Japanische übersetzten pädagogischen Werke des Westens. — Englische Besprechung in Japan daily mail 1910.

Prof. Kikuchi: Japanese education.

„Yamato damashii", Zeitschrift der Gesellschaft zur Förderung militärischer Tüchtigkeit, halb englich, halb japanisch.

Bolljahn, I.: Das japanische Schulwesen, seine Entwickelung und sein gegenwärtiger Stand.

Eine Reihe von Aufzätzen „Eminent educationists" in den Herbstnummern von 1911 der Japan mail, über Kikuchi

und Sawayanagi, die Verfasser der beiden oben angeführten Werke; ferner über Marschall Nogi als Erzieher, Kano Jigoro u. a.

Oikawa, Sh.: Das japanische Unterrichtswesen. Vortrag in der deutsch-asiatischen Gesellschaft. Berlin, 1911.

Privaterziehung und Staatserziehung; im Shin-nihon, dem Organ des Grafen Okuma.

Tejima: Ziele und Arbeit der Schule. Japan magazine, März 1910.

Reaktion in der Unterrichtspolitik des Mombusho (Erziehungsamtes), im Kyoku jiron, August 1910.

Baron Tsuji, S. (langjähriger Erziehungsminister): Die Entwickelung des japanischen Erziehungswesens, im Kyoku jiron.

2. Schule und Heer.

J. C. Balet: Le Japon militaire; Captain Brinkleys Kritik darüber in Japan daily mail.

Japanese military discipline, übersetzt aus Shin-nihon in Japan daily mail, Januar 1911.

Jan Hamilton: A staff officer's scrap book.

Dr. F. Wertheimer: Der Nationalgeist der Japaner. Frankfurter Zeitung, April 1910.

Kritik darüber in der Deutschen Japan-Post, 4. 6. 1910.

Major Sir Alexander Bannerman: The japanese national spirit. Vortrag in der Royal united service institution, 6. 4 1910.

R. Barry: Was der japanischen Menschheit zu Grunde liegt. Grenzboten. Kritik darüber in der Deutschen Japan-Post, 14. 1. 1911.

Prof. Abe Isoo: Alte und neue Moral. Im Rikugo Zasshi, Januar 1910.

3. Staat, Religion und Konfessionen.

Basil H. Chamberlain: The invention of a new religion. Zuerst erschienen in The literary guide, abgedruckt in The japan mail.

Polemik darüber in der ganzen japanischen Presse von 1911—1912.

U. A. Japans new religion, Japan daily mail, 30. 12. 1911.

Is Japans religion new? Japan weekly mail, 20. 1. 1912.

Eine Reihe von Artikeln in der Deutschen Japan-Post, 1911—1912.

Bruno Petzold: Die japanische Religionskonferenz. Deutsche Japan-Post, Juni 1912.

Superintendent Emil Schiller: Die neue Religion Japans. Deutsche Japan-Post, 24. 2. 1912, mit Fortsetzungen namentlich IV.

Dr. Kato Hiroyuki: Shizen to rinri (Natur und Ethik).

Dr. Kato Hiroyuki: Kiristokyo no gaidoku (Das Übel des Christentums.).

The question of religions, Japan daily mail, 7. 2. 1912.

4. Schulzucht und Schultechnik.

Redefreiheit in öffentlichen Schulen. Japan daily mail, Mai 1911.

Schuldisziplin. Japan daily mail, März 1911.

Reden der Minister Komatsubara, Tokonami, Haseba. Fukuhara über Erziehungsfragen.

Okada, Vizeminister des Unterrichts: Bestimmungen für Schulversammlungen. Tokyo nichi nichi shimbun, 7. 3. 1910.

Veröffentlichungen der Romaji-kwai (Gesellschaft zur Einführung der lateinischen Schrift).

Graf Okuma: Die chinesischen Klassiker in der chinesischen Geschichte. Vortrag in der To-A gakujitsu kenkyukwai. 19. 3. 1911.

Ch. F. Twing: The university of Tokyo. Independent, nachgedruckt in Japan daily mail 1911.

Japanisches Schulwesen. Ergebnis einer von der Pädagogischen Reform in Hamburg ausgegangenen Rundfrage. Deutsche Japan-Post, Herbst 1911.

Stand des Mittelschul-Unterrichts. Japan weekly mail, 20. 4. 1912.

Dr. Endo, R.: Mittelschul-Erziehung. Im Taiyo, Dezember 1909.

Quellen zum IV. Kapitel.

Sawayanagi M.: Kō-Dō. (Via pietatis).

Uyehara G. E.: The political development of Japan 1867—1909.

Tokutomi Soho: Über Familiensitten. Kokumin Shimbun.

Tanita: Familiensinn und Industrie-Entwicklung in Deutschland und Japan. Hochi schimbun.

Prof. K. Fuji: Ringen zwischen neuen Ideen und überlieferter Denkweise. Taiyo, September 1912, besprochen in Japan weekly mail, 28. 9. 1912.

Graf Akimoto: Kazoku no mitaru gendai shakwai. Wie der Adel die moderne Gesellschaft sieht. Taiyo, Februar 1912.

Die Reichen in der Tagespolitik. Enquête des Chuo koron 1911.

Die Sei-yu-kwai. Chūo kōron.

Politische Parteien in Japan. Deutsche Japan-Post Nr: 51, 19. 3. 1910.

Dr. K. Ukita: Unkonstitutionelles Verfahren der Regierung zur Unterbindung freier Meinungsäußerung. Taiyo, Mai 1911.

Matsumoto Kumpei: Antrag auf Wahlrechtserweiterung. Japan daily mail, 24. 3. 1911.

Büreaukratische oder Partei-Regierung? Rundfrage des (linken) Shin-nihon 1912.

Große Männer. Jitsugyo no nihon, besprochen in Japan weekly mail, 20. 1. 1912.

Dr. Shimose: Autobiographie. Jitsugyo no nihon.

Eine Studie über die moderne Gesellschaft. 40 Beiträge. Hakubunkwan 1911.

Murai Chishi: Die sieben großen Veränderungen der leitenden Ideen. Michi, August 1911.

Dr. K. Toda: Sozialismus und Individualismus in Japan. Taiyo, Januar 1912.

E. Kamada: Individualismus oder Sozialismus? Chūo kōron 1911.

E. Kamada: Talente und Erziehung. Kyoiku-kwai 1911.

Dr. Inouye Tetsujiro: Umlaufende Gedanken und nationale Erziehung. Koikukwai 1911.

Dr. Inouye Tetsujiro: Das japanische Familiensystem und das Staatsgleichgewicht. Tō-A no hikari, September 1911.

Worin steht Japan andern Ländern voran? Rundfrage des Shin koron Januar 1912.

Dr. Kambe Masao: Fehler im japanischen Volkscharakter. Taiyo, März 1911.

Dr. Tatebe: Fehler im japanischen Volkscharakter.

Interessante Statistiken aus Japan. Deutsche Japan-Post Nr. 51, 18. 3. 1911.

Worauf müßte sich Japans künftige Entwicklung stützen? Sammelnummer des Chuo kōron, April 1911, besprochen in Japan daily mail 17. 6. 1911.

Dr. Yamakawa, Rektor der Kyushu-Universität: Rede über die Dekadenz des japanischen wissenschaftlichen Nachwuchses. Japan weekly mail, 13. 7. 1912.

Graf Okuma: Neu-Japans Sendung. Shin-nihon, übersetzt in Japan daily mail 1911.

Dr. K. Ukita: Warum die Welt Japan mißversteht. Taiyo, November 1911.

Die Regierungsmaßregeln gegen den Sozialismus. Taiyo.

Quellen zum V. Kapitel.

Takahashi Hideyomi: Untersuchung über die Lebenshaltung der mittleren Bauernklassen.

Die Lage der japanischen Landwirtschaft. Deutsche Japan-Post Nr. 13, 25. 6. 1910 u. f.

Zusammenstellung über die Verteilung des kleinen Grundbesitzes im Kokumin shimbun.

Japans billige Arbeitskräfte und die Verteuerung der Lebenshaltung. Deutsche Japan-Post Nr. 22, 26. 8. 1911.

Amerikanischer Konsularbericht aus Yokohama über den Einfluß des Krieges auf die japanische Lebensweise.

Die Schwierigkeiten des Lebensunterhaltes in Japan. Jiji shimpo.

Dr. Yokoi Tokiyoshi: Verteuerung des Lebensunterhaltes. Shin koron, Mai 1912.
Sidney Webb: Die soziale Krise in Japan. — Crusade.
Besprechung darüber in Japan weekly mail, von Shuimasa Iddiiti.
Baron Makino, Ackerbauminister: Rede vom 6. 5. 1912.
Dr. Kambe: Die Japaner und ihr Reis. Chuo koron, übersetzt in der Japan daily mail.
Bankdirektor Baron Soyeda: Das Ernährungsproblem in Japan. Übersetzt in Japan daily mail.
Japan und die Ernährungsfrage. Diskussion im Nichi nichi shimbun, und die Äußerungen von Dr. Kawadzu, Prof. Shimura.
Über die Reisfrage in Japan. Tokyo economist. (Kei zai zashi)
Die Reispreis-Steigerung. Japan daily mail, 23. 3. 1912.
Professor Nitobe: Die Hilfsquellen von Formosa. Kokumin.
Midzuno, Chef der Verwaltungsabteilung im Ministerium des Innern: Über die Reisfrage.
Bankdirektor Baron Takahashi Korekyo: Über die ökonomische Lage. Jiji shimpo 1909.
Antwort der Handelskammnr von Yokohama auf die Rundfrage des Fürsten Katsura über die Gründe der ökonomischen Depression.
Betrachtungen über die Steigerung der Steuerleistung und Steuerhinterziehung Chugai shogyo.
Konstituierungsantrag der Sai-sei-kwai (Wohltätigkeits-Gesellschaft).
Prof. M. Kano: Die Produktionsfähigkeit Japans.
Charles V. Sale: Statistische Bemerkungen über Japan. Vortrag vor der königlichen statistischen Gesellschaft, 21. 3. 1911.
Ostasiatische Wirtschaftsfragen. Deutsche Japan-Post.
Prof. Dr. Karl Rathgen: Die Japaner und ihr Wirtschaftsleben (besonders der von der Deutschen Japan-Post unter der Überschrift: Schatten über Japans Zukunft herausgegriffene Teil.
Prof. M. Kano: Japans Finanzprobleme. Taiyo, übersetzt in Japan daily mail.
Frances W. Hirst, Herausgeber des Economist: Bemerkungen über das Verhältnis Englands zu den ostasiatischen Anleihen.
Prof. S. Honda: Japans auswärtige Anleihen.
Budget-Kritiken der Japan daily mail und der Deutschen Japan-Post.
Prof. S. Honda: Die japanischen Provinz- und Gemeinde-Finanzen, übersetzt in Japan daily mail.
Japans Finanzen: Deutsche Japan-Post.
Prof. Okamura: Über den Sozialismus in Japan.
Prof. Dr. Schachner, Jena: Über die soziale Frage in Japan.
Der heutige Stand des Sozialismus in Japan. Deutsche Japan-Post.
Lebensverhältnisse in Japan. Deutsche Japan-Post.
Berufswahl in Japan. Deutsche Japan-Post.
Justizminister Matsuda: Über die Vermehrung der Strafgefangenen seit der neuen Strafgesetzgebung.
William C. Redfield: Vortrag über den Fortschritt der japanischen Industrie. Sitzungsberichte der Clarke University, 22. 11. 1911.
Graf Okuma: Vortrag über soziale Übelstände.

Quellen zum VI. Kapitel.

Außer den zu V gegebenen: Prof. N. Kano: Japans produktive power. (s. o.)
Gouv. I. Abe: Future of Japans hydraulic elektricity.
Dr. Tanaka: Japans financial policy. Shin-nihon. Auszug Japan W. M. 1912.
Die japanischen Finanzen: Deutsche Japan-Post 9. 12. 1911.
Charles V. Sale: Some statistics of Japan. Vortrag vor d. Roy. stat. soc. 21. 3. 11.
Cotton mills in India and Japan. Manchester Guardian.

Dr. E. Schultze: Die Konkurrenzfähigkeit der japanischen Industrie. D.J.P. 1912.
Dr. J. Wernicke: Die japanische Industrie-Entwicklung im Vergleich zur deutschen. Ebenda.
Dr. Frhr. v. Mackay: Soziale Gesetzgebung und soziale Not in Japan.
Asiens Wiedergeburt: Dokumente des Fortschritts, Oktober 1912.
Dernburg, Exc.: Vorträge über Ostasien.
R. M. Austen: The Oil industry of Echigo, Japan daily mail, Juli 1911.
Aufsätze der Zeitungen Asahi, Chuo Koron, D. J. P., J. D. und w. mail, JiJi, Nichi Nichi, Niroku, Osaka Mainichi, Shin-nihon.

Quellen zum VII. Kapitel.

E. Hidaka: Zukunft der japanischen Fischerei. Shin koron, übersetzt in Japan daily mail, Februar 1911.
Financial and economic annuals.
Kawakubo: Fischerei in Japan. Japan daily mail 1911.
Japans Fischerei-Industrie, Japan daily mail 1910.
Wakiya: Über die Fischerei in koreanischen Gewässern. Seoul Press 1911.
Yokoyama: Japanische Fischerei an der mexikanischen Küste. Japan weekly mail, Mai 1912.
Ausdehnung der russischen Territorialgewässer und Beschränkung der Fischereirechte in der russischen Küstenprovinz, Jiji Shimpo 1911.
Die Bedeutung der Fischerei in Japan, Hamburger Nachrichten.
Dr. L. Gaze: Über die Rolle des Seetangs in Japan. Revue.
Die Zwölfmeilengrenze der Küstengewässer. Asahi.

Quellen zum VIII. Kapitel.

Außer den im Text erwähnten statistischen Angaben finden sich Aufschlüsse von Wert in den Handelsberichten des deutschen und englischen Konsulats-Dienstes, u. a. des britischen Handelsattachés für Japan, R. Boulter, bei Prof. J. Ito: Japans mercantile marine. Jap. daily mail, 28. 8. 1911.
Chuo 1911 über Südseehandel.
Jiji Shimpo 1912 über japanische und indische Küstenschiffahrt.
Preßstimmen über den Frachtenkrieg zwischen N. Y. K. und Br. J. L.

Quellen zum IX. Kapitel.

T. Iyenaga: Manchuria's strategic railway (World's work).
Bakemono-yashiki. Osaka mainichi.
K. Yamanouchi über festländische Bahnen im Taiyo.
Prof. Oya, Abt.-Chef für Eisenbahnwesen in Chosen über die Koreanischen Bahnen.
E. v. Salzmann: Koreanische Bahnen.
Chinchow-Aigun Railway, Far Eastern Review.
Dr. K. Thieß: Die Eisenbahnen der Mandschurei.
Die Japanischen Staatsbahnen. Deutsche Japan-Post.

Quellen zum X. Kapitel.

Die scharfe, unsere deutschen Sünden im fernen Osten erbarmungslos, aber unwiderleglich entschleiernde Artikelreihe von Prof. E. Bälz: Korea von seinen Anfängen bis zu seinem Ende. Frankfurter Zeitung ab Nr. 272, 55. Jahrgang.

William Elliot Griffis' Schriften über Korea.
J. H. Longford: Story of Korea.
v. Salzmann: Reisebriefe im Tagblatt für Nord-China, der D. Japan Post u. a. O.
Für Sachalin (Karafuto): Gouverneur Hiraoka v. Sachalin, und Eki, Abt.-Vorstand im Kolonialamt: Reden über die Aussichten von Sachalin (Karafuto).
Prof. Dr. Keiper: Vortrag über Sachalin in der Abteilung Tsingtau der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

Quellen zum XI. Kapitel.

Äußerungen der Generale Oshima und Fukushima, Gouverneure des Pachtgebiets des Herrn Shirani, Chefs der Zivilverwaltung im Kwanto, dann T. Sakashita in der japanischen Presse.
Prof. Dr. Thieß, Tokyo: Arbeiten und Vorträge.
Dr. A. Paquet, Li: Gesammelte Reiseberichte.
Dr. F. Wertheimer: Reiseskizzen aus der Mandschurei in der Frankfurter Zeitung.
Englische Konsulatsberichte über die mandschurischen Häfen.
G. Marvin: Reiseskizzen.

Quellen zum XIV. Kapitel.

Fürst Katsura und Graf Komura: Parlamentsreden.
Graf Hayashi: Erinnerungen und Reden.
Roosevelt im Outlook über die Unassimilierbarkeit der japanischen Einwanderer.
Graf Yanazawa: Japanische Einwanderung in Nordamerika. Shin koron 1911, übersetzt J. D. M.
Dr. Hirano: Japan 1915. Shin Nihon, übersetzt J. D. M. 1911.
Dr. Kure: Expansion der japanischen Bevölkerung.
Oishi (Kokuminto): Über die Beschränkung der japanischen Auswanderung im Parlament.
Graf Okuma: Expansion of the Yamato Race, übersetzt J. D. M. Dezember 1910.
Extranummer d. Taiyo (Hakubunkan), worin Hayashi, Takekoshi, Tomizu, Okuma, Makino, Uchida, Suzuki (c. i. Singapur) u. a. über japanische Kolonien und Auswanderungs-Politik schreiben.
Jap. Colonial Expansion. Jap. Weekly mail, 6. 7. 12, ebenda übersetzt nach dem Chuo Koron, Y. Eki u. a. 20. 7. 12.
The Expansion of Japan. Japan daily mail 1911.
Japans Expansion u. Japanische Kolonialpolitik. Deutsche Japan-Post, 10. 12. 10.
Graf Okuma und Dr. Tomizu: Über die Neutralisation der Mandschurischen Bahnen und das Anglo-japanische Bündnis, Februar-Taiyo 1911.
Sir H. Norman: Über das Anglo-japanische Bündnis im Worlds Work (abfällig).
Dr. Miyake: Über die Persönlichkeiten der Leiter des Auswärtigen Amts, im besonderen Komura und Hayashi. Taiyo 1911, übersetzt J. D. M.
Japan and her foreign treaties, die Japanische Presse und die Allianz. J. D. M. 1911.
Gleanings from diplomatic circles. J. D. M. 7. 8. 1911.
Dr. Dillon: Rußland und Japan.
Prof. Dr. K. Dove: Kolonialreiche Großbritanniens, Frankreichs und Deutschlands. Deutsche Kolonial-Zeitung.
Dr. F. Wertheimer: Japanische Kolonial-Politik, dann Kritik der D. J. P. dazu.
Hochi Shimbun: Über den Fehlschlag der Bildungsprüfung gegen die japanische Einw. in die U. S.
Chuwo 1912: Über die Ausdehnung der Japanophobie von Nord- auf Süd-Amerika.
Osaka Mainichi: Die japanische Auswanderung nach Brasilien.

H. Majima: Über die Lage der Japaner in Nordamerika.
H. Takagi: Japaner in Neukaledonien.
H. Saito: Über die japanische Einwanderung in Peru, Jiji.
Uchida: Gesandter in Brasilien über die Einwanderungsverhandlungen dort.
Min.-Rat Kimura (Ausw. Amt): Über die Japaner auf den Sunda-Inseln und in den Malayenstaaten.
Taiheiyokai: Sitzungsberichte u. Vorträge.
Generalkonsul Ueno: Japaner in Hawaii.
Japan als Kolonialmacht im japanischen Urteil. Deutsche Japan-Post 1912.
Ostasiatisches Wirtschaftsarchiv Tokyo, Prof. Dr. K. Thiess: Südmansch. E.-Ges.

Quellen zum XV. und XVI. Kapitel.

Fürst Katsura und Marquis Sayonji: Erklärungen zur jap. Chinapolitik.
Sazonow, russ. Min. d. Ausw.: Rede vor der Duma über das mongolische Problem.
Yüan Shi Kai, Dr. Sun Yat Sen, Chao Erh Sün, Wu Ting Fang, Kriegsminister Tuan Chi Yui: Erklärungen zur Haltung Chinas in der mongolischen Frage, wiedergegeben Jap. weekly mail 30. 11. und 21. 12. 1912.
Chinesischer und mongolischer Dienst der Zeitungen: Asahi, Chuo, Deutsche Japan-Post, Jap. daily mail, Jiji, Nichi-Nichi, Niroku, Osaka Mainichi.
Prof. Oka: Rußlands Gegenwart und Zukunft, übers. J. D. M.
Prof. Shiratori: Vortrag in der Russ.-Jap. Gesellschaft, Tokyo.
Anti-Japanese sentiment in China, Jap. D. M. 25. 11. 12. mit einem Abdr. von Graf Okuma.
V. Silinski: The Mongolian Problem. Jap. weekly mail, 14. 6. 1912.
Prof. D. M. Posdnejew: Material zur Geschichte Nord Japans in seinen Beziehungen zum Kontinent Asiens und zu Rußland, bespr. D. J. P. 5. 3. 1910.
Über die Gründung d. Russ. Mongol. Komp. Daljokaja Okraina. Wladiwostok.
Resolution der Russ. Nation. Partei über Annexion der Nord-Mandsch. und Unabhängigkeit der Mongolei.
Nowoje Wremja über das mongolische Problem.
E. J. Harrison: Peace or war East of Baikal? Bespr. im Priamurje (Chabarowsk), Engl. in der Jap. D. M.
Russian News Letter d. Jap. D. M., u. a. vom 26. 1. 1911, 30. 5. 1911 und 19. 11. 1911.
The Russo Indian Railway Project.
Russia and Chinese Railways J. D. M. 1911.
The Russo Chinese Comm. Treaty J. W. M. 20. 4. 1912.
E. S. Patton: „Fair play" über östliche und russische Diplomaten-Winkelzüge. N. C. Daily News.
Rußland und die mongolische Frage. Frankfurter Zeitg.
Chinas Integrity. Jap. W. M. 25. 5. 1912.
T. Ladd: Brief an die New York Ev. Post über Rußlands und Japans Wächterrolle gegenüber China.
William W. Lockwood in Independent: The Chinese Students in America, J. D. M. 23. 10. 1911.

Quellen zum XVII. Kapitel.

Reden der Präsidenten Roosevelt und Taft, der Staatssekretäre Root, Knox, Dickinson, der Gesandten Wright und O'Brien auf amerikanischer, der Minster Fürst Katsura, Graf Komura und Okuma, des Gesandten Takahira auf japanischer Seite.
Prof. Nagai: Japan und Amerika, Shinnihon.
Henry Dyer: Japan in World Politics.
Dr. W. E. Griffis und G. W. Smalley: Federkrieg in der New York Tribune.
W. Elliot Griffis: The Japanese in America. Jap. daily mail, 20. 1. 1911.
Kiyoshi Kawakami: American Japanese Relations.
Prof. Longford: Japan of the Japanese.

Price Colliers (gelbes) Buch, The West in the East from an American point of view.
Putnam Weale: the conflict of colour.
Graf Yanazawa i. Shin koron über japanische Einwanderung in Nordamerika.
Jubiläums- und Strike-Nummern d. Hawaii Shimpo, dann der Nippu Jiji.
Prof. Abe dort und in Hawaii Kikô.
Eröffnungssitzungen der Taiheiyokwai und Taiheiyokyokwai in Tokyo.
Rev. Henry Miller: Japans Relations to America. Jap. D. M. 1911.
Shigejiro Ogawá: Japan and America. Central Review.
Asiaten in Nordamerika. Deutsche Japan-Post.
Die Gründe der Japanfeindschaft in Kalifornien. Tokyo Asahi Shimbun.
Allan Owston: Japanese as Fishermen, Victoria Daily Colonist (Brit. Columbia).
Dr. Enryo Inouye: Südamerikan. und japan. Sitten, To-A no Hikari.
Prof. G. Trumbull Ladd: The man Hirobumi Ito, und andere Corr.

Quellen zum XVIII. Kapitel.

Berichte und Vorträge der Toa Dobunkai und Asia Gikai.
Y. Takekoshi: „Nach Süden!" Yomiuri, 5. 10. 1908, übersetzt D. J. P. 1909.
Reden der Parlamentsmitglieder Takekoshi, Inukai, Kono.
Vicomte Kaneko über Beibehaltung der Ideographen.
Botschaftsrat Kimura im Asahi über japanische Interessen in Niederl. Indien.
Dr. Pozdniejews Schriften und Vorträge über die panasiatische jap. Tätigkeit.

Quellen zum XIX. und XX. Kapitel.

Prof. Dr. O. Franke: Ostasiatische Neubildungen.
Glt. Sir Jan Hamilton: Staff officers scrap book.
Graf Hayashi: Erinnerungen. Jiji shimpo, Herbst 1910.
Graf Okuma: Chinas Revolution and the Anglo-japanese alliance, Shin-nihon, übersetzt Japan daily mail, 14. 12. 1911.
Vorträge der Nichi Doku Kyokai (Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Tokyo).
Japan und Deutschland. Deutsche Japan-Post, 4. 11. 1911.
Deutschland und die japanische Presse, ebenda 1912, Nichi Nichi, 13. 1. 1912. Yamato, 15. 1. 1912 gegenüberstellend.
Dr. L. Müller: Tokyo Igaku. Deutsche Japan-Post 1912.
F. W. Deutschland und Japan, Frankfurter Zeitung 1910.
Dr. A. Paquet: Chinamüdigkeit. Ebenda, 6. 10. 1912.
Der Geist des Westens und der Geist des Ostens. Deutsche Japan-Post 1911.
Wer ist stärker, Deutschland oder England? Osaka Mainichi, übersetzt Deutsche Japan-Post.
Sir Francis Piggot: On the making of an oversea dominion, nach d. XIX. Cent. Japan daily mail, Juni 1910.
Lord Stanhope: Great Britain and Japan in the far East.
The reflexions of an exile. Japan daily mail, Juni 1911.
Hasegawa: London in japanischen Augen.
Sugimura: Briefe über gesellschaftliches Leben in England und Japan.
Die anglo-portugiesische Allianz im japanischen Licht. Nichi Nichi, Japan weekly mail, 23. 3. 12.
Travel a test of civilization. Japan daily mail, November 1911.
Christian missions. Japan weekly mail, 18. 5. 1912.
Asahi shimbun, 24. 12. 1911: Über die deutsch-japanischen Beziehungen.
Ishikawa Hanzan: Über die deutsche Kolonisation, Hochi.
E. Hallier: Welche Aussichten hat die deutsche Sprache in Japan? Deutsche Japan-Post.
Pr. Dr. Otto: Deutsche Kultur und Erziehungsaufgaben in Ostasien.

Kontroverse über Japanische Wirtschaftsgebiete. Deutsche Japan-Post, 17.6.1911.
Pfarrer E. Schröder, Tokyo: 25 Jahre Deutscher Mission in Japan.
Reise des Fürsten Katsura nach Europa. Deutsche Japan-Post, 22. 6. 1912.
Kurushima Tamori: Wie wir Japaner Deutschland sehen. Wie wir Japaner die Fremden betrachten.
Dr. F. Doflein: Wir und die Japaner.
W. Frh. v. Rummels und F. Baumanns Weltreisebriefe.
Japaner im Ausland. Deutsche Japan-Post.
Gen.-St.-Arzt Dr. v. Vogl: Die Jugenderziehung in Japan und Deutschland.
H. Müller, Hauptmann: Die Erziehung der Truppe zum moralischen Wert in Deutschland, Japan, Rußland.
Sakurai: Nikudan (Menschengeschosse).
Instruktion f. Adm. Gr. Togo bei seiner ersten Auslandsreise, Jiji Shimpo.
Graf Okuma: Neu-Japans Sendung, Shin-nihon, Auszug Japan daily mail, 1911.
Verhandlungsprogramm des I. Univ.-Rassenkongresses. London, 26. bis 29. 7. 1911.
The East, the West and human progress. XIX. Cent.
Percival Lowell: Occult Japan, übers. als die Seele des Ostens.
Dr. H. Stegemann: Die Seele des fernen Ostens.
E. Bisland: The life a. letters of Lafcadio Hearn.
Prof. H. Waentig: L. Hearn als Völkerpsycholog. Abdr. Deutsche Japan-Post.
H. Sugimura: Neue Richtungen der Zeitungswelt. Chuo Koron.
Dr. F. Wertheimer: Das Jap. Zeitungswesen.
Deutsche Blätter in englischer Sprache in Japan. Ostas. Lloyd mit Antwort der Japan daily mail.
Die japanische Presse, Deutsche Japan-Post u. a. Dezember 1911.
Journalistische Unternehmungen Yorozu Choho. Japan daily mail 1911.

Verzeichnis der im Text gebrauchten japanischen Wörter.

(Aussprache nach Hepburn-Brinkleys phonetischem System, wonach Vokale wie im Deutschen und Italienischen, Konsonanten wie im Englischen zu sprechen sind.)

Aino oder Ainu	Urbevölkerung, wahrscheinlich kaukasischer Abkunft.
akindo	Kaufmann oder Händler.
Ashikaga-Periode	etwa von 1335 bis 1573.
ayu	Forellenart.
basha	vonPferden gezogenerWagen.
bushido	wörtlich „Der Weg des Kriegers",ritterlicher Ehrenkodex.
cha-no-yu	Tee-Zeremonie
Chiu-ko	Heimatsliebe und Familien-Pietät.
cho	Flächenmaß, rund 1000 qm.
daikon	Rübenart, Zukost zum Reis.
daimyo	wörtlich „Großer Name", großer Lehensfürst.
gwaimusho	Auswärtiges Amt.
gakko	Schule.
geisha	Hetäre.
gekken	Fechten.
genro	alter Staatsmann.
ginko	Bank.
gunryaku	Strategie.
hanashi	Gespräch, Plauderei.
haori	schwarzer Seiden-Überwurf, dem schwarzen Rock entsprechend.
hara	Heide, Hochmoor.
harakiri	wörtlich „Das Bauchaufschneiden" (Selbstmord).
himitsu	Geheimnis.
hitogakki	wörtlich Menschenhecke, Kreis der um ein Fürstengrab lebendig begrabenen Gefolgsleute.
hyakusho	Bauer.
inari	Reis- und Ernte-Gottheit.
inkyo	zurückgezogenes Leben und der „im Austrag" lebende.
jiu-jitsu	die Kunst der Selbstverteidigung.
junshi	der freiwillige Gefolgentod.
kage	Schatten.
kaigun	Seemacht.
kakke	Beri-Beri.
kami	vergötterte Ahnen.
kango	stark mit chinesischen Worten durchsetzte Umgangssprache (besonders im Heer gebräuchlich).
karo	Hausmeier oder Hofmarschall der Feudalfürsten.
kiri	Paulownia-Baum.
ko-chiu	Familien-Pietät und Heimatsliebe.
koku	Hohlmaß, rund 190 l.
kokuminto	Volkspartei.
komarimasu	in Verlegenheit geraten.
kura	feuerfestes Vorrats- und Schatzhaus.
kusaba	Pferdefutter.
meibutsu	berühmtes Produkt, Spezialität eines Ortes.
Meiji-Periode	wörtlich „Periode der Erleuchtung oder Aufklärung", von 1869 bis 1912.
mikado	wörtlich „die hohe Pforte", der kaiserliche Hof, im übertragenen Sinn der Kaiser.
miya	Shintoistischer Tempel.
mugi	Weizen.
Nakasendo	der Binnenweg, Haupt-Straßenverbindung durch das Innere der Hauptinsel.

Nara-Periode	etwa von 709 bis 794.
nari	Seefischart.
Nihon-kai	die Japan-See.
ri	Längenmaß, japanische Meile, 3,9 km.
riksha	von Menschen gezogener zweiräderiger Karren.
rikugun	Landmacht.
rin	zweitkleinste Münze, 1/5 Pf.
ronin	wörtlich „Wellenmann", herrenlose Krieger.
aiseikwai	kürzlich gegründete Wohltätigkeits-Gesellschaft, wörtlich „Wiedergeburts-Gesellschaft".
ake	Reiswein.
amurai	Krieger der Feudalzeit.
eiyukwai	wörtlich „Gesellschaft der politischen Freunde", von Fürst Ito gegründete nationalliberale Partei.
en	Kupfermünze, 2 Pfennig.
endo	Schiffer, Seemann.
enjitsu	Taktik.
eppuku	wörtlich „Bauchaufschneiden", chinesisches Synonym für Harakiri.
hinto	angestammte Natur- und Ahnen-Religion.
hogun	Reichsfeldherr und Hausmeier.
shogusen	Begegnungs-Gefecht.
shoyu	Pikante Sauce aus Bohnen.
sumo	Ringen.
tai	Seebrasse, beliebter Fisch.
Taiheiyo	der Stille Ozean.
taikwa	wörtlich „Die große Umgestaltung", Bodenreform.
Taisho-Periode	wörtlich „Periode der großen Gerechtigkeit", von 1912 an.
tanto	Kurzschwert.
Tenno	der Kaiser.
tofu	Bohnenquark.
Tokaido	Haupt - Straßenverbindung längs der Südost-Küste der Hauptinsel, wörtlich „der östliche Seeweg".
Tokugawa-Periode	von 1600 bis 1868.
tsuba	Stichblatt.
tsubo	Flächenmaß, 3,3 qm.
tsukemono	pikante Zuspeise zum Reis.
uma	Pferd.
uta	Kurzgedicht, Epigramm.
Yamato	Stammprovinz mit der Hauptstadt Nara.
yamato-damashii	Der Geist von Alt-Japan.
yen	Silbermünze, ungefähr 2,10 M.
zashimi	roher Fisch.